Urban Grandier

oder

die Besessenen von Loudun

von

W. Alexis.

Erster Band.

Berlin, 1843.

Buchhandlung des Berliner Lesecabinets.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Besessenen von Loudun.

— Aus dem großen Buche vom Wahnsinn, das in immer neuen, vermehrten Auflagen gedruckt wird, das in jedem Zeitalter, in jeder Nation, Zusätze erhält, ist dieser Auftritt nur eine schwarze Pagina. Aehnliches freilich ist selten vorgekommen, Verwandtes dagegen oft; es kommt noch heute vor.

Urban Grandier. Zweiter Band.

Vorrede.

Ob, was ich hier dem Leser übergebe, ich Roman, Novelle, Geschichte nennen soll, bin ich in Zweifel. In ganz andern Studien begriffen, stieß ich auf dies erschütterndste Trauerspiel, das der Wahn in Frankreich aufführte. Ich wollte darüber hinweg gehen; ich konnte es nicht. Der Wahn hat so zahllose furchtbare Trauerspiele in Frankreich aufgeführt, er spielt noch immer, nur in neuen Masken und Kutten fort, und dort nicht allein, und umhängt das Ewige, Göttliche mit seinen Dunstmänteln; was quälten mich gerade diese bluttriefenden, Feuer und Schwefel duftenden Phantasmagorieen täglich und nächtlich, bis ich jene Studien und andere Arbeiten plötzlich bei Seite warf und — die Geschichte niederschreiben mußte, oder das Gedicht dichten,

wie man will. Der Leser mag darüber urtheilen, ob es nur ein Dunstbild gewesen oder eine Inspiration.

Wie es mir vor der Seele stand, schnell ausgebildet in allen Theilen, schrieb ich es nieder, schneller als ich sonst arbeite; so möge man es beurtheilen.

Roman ist es nicht. Es ist Alles wahr, von der documentirten Geschichte, von Akten, von zahllosen Schriften beglaubigt. Keine der handelnden Personen, keiner ihrer Akte ist ein erfundener. Es ist Wahrheit bis in die kleinsten Details, selbst bis zur unscheinbaren Quelle der Tragödie hinauf, dem albernen Spiele junger Mädchen, die nicht ahnten, welche entsetzliche Verhängnisse ihre Kinderei in's Leben rief. Aber die Wahrheit stand so dürr da, das Gräßliche so nackt; die abscheulichste Intrigue allein sollte die Wunder in's Leben gerufen haben! Hier glaubte ich, nach einer andern Wahrheit, die nicht geschrieben stand, suchen zu müssen, nach dem psychologischen Prozesse, nach der psychi=

schen Quelle, die das Unerhörte, das Unglaubliche aus dem alleinigen Gebiete der Willkür und canibalischen Bosheit reiße. Dies ist der Roman der Geschichte. Ob er ein gelungener, ob er ein verfehlter ist, mögen Andere beurtheilen, ich habe noch nicht die Ruhe dazu gewonnen. Aber ich glaube, es ist ein wahrer Roman. Die Geschichte aller Verirrungen des Glaubens, aller Greuelherrschaften des Wahns und des Fanatismus lehrt uns, daß die Intrigue immer nur eine secundaire Rolle spielte und das Heft alsbald denen aus der Hand fiel, welche es zu führen meinten und eine dämonische Gewalt es aufgriff, deren Walten außer aller menschlichen Berechnung ist.

So spielt der Teufel nicht mehr auf Erden! Will man mir den Einwand gegen die Zeitgemäßheit des Thema's machen? Ich meine, der Besessenheiten in unserer Zeit sind viele, auch ohne an die von Prevorst, Orla u. A. zu erinnern; und wo man mit dem eisernen Zollvisitatorstabe nicht mehr nach dem Teufel, sucht

man vielleicht damit nach dem ewigen Gott in den Herzen der Menschen. So meine ich, wird die Geschichte noch für lange Zeiten Gültigkeit behalten, bis zu der späten, goldenen, vielleicht tausendjährigen, wo es zum Frevel wird, das Ewige in der Menschenbrust einer irdischen Controlle zu unterwerfen.

Dies für meine Freunde, denen gerade diese Arbeit von mir eine unerwartete sein dürfte, da sie mich ganz von Studien der brandenburgischen Vorzeit beschäftigt halten. Ich konnte nicht anders, ich mußte sie unterbrechen, obwohl auf den „falschen Woldemar" schon ein Nachfolger wartete. In der Vorstellung ist seit längerer Zeit ein anderer Roman fertig, welcher, im Wendepunkt des Mittelalters und der neuern Zeit, die Reformationsgeschichte in der Mark zum Hintergrunde hat. Ich erwarte eine ruhigere Zeit, um ihn so auszubilden, wie ich wünsche, daß er vor dem Publikum erscheinen soll.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die Herren, welche beim Präsident Barot um den Kamin versammelt waren, wurden in ihrem Gespräch oft durch den Lärm und das laute Gekicher von Mädchenstimmen im Nebenzimmer unterbrochen. Die Lustigkeit, nur durch eine dünne Wand von ihnen getrennt, schien wenig zu dem Gegenstande der Unterhaltung und dem Ernst ihrer Mienen zu passen. Der Präsident saß mit überschlagenen Füßen im Lehnstuhl, den Kopf im Arm gestützt und schien nur auf die verglimmenden Kohlen Acht zu haben. Der Canonicus Mignon stand hinter einem andern Stuhle, und wiegte sein jüngeres, glänzendes, ausdrucksvolles Gesicht auf der Lehne, indem seine lebendigen Augen auf den Lippen eines jeden, der sprach, forschend hafteten. Ein Dritter, den seine Kleidung als einen Mann der Robe verrieth, ein

blasses, ältliches Gesicht, saß näher dem Feuer, die Unterlippe mit den Zähnen beißend, während die mageren Finger mit den Manschetten spielten. Die Uebrigen gehörten in die zweite Reihe; sie horchten auf die Sprecher und gaben nur ihre Beistimmung zu den geführten Reden durch stummes Kopfneigen. Diener waren nicht zugegen. Die Kerzen brannten düster auf dem Seitentische, da keine Hand sich um sie kümmerte; und das unheimliche Dunkel in dem alterthümlichen Zimmer ward durch die Art und Weise, wie die Herren ihre Unterhaltung führten, nicht gemindert. Nur in dem einen stattlichen Mann, der buntgekleidet seitab am Fenster saß, seinen Degen auf dem Schooße, erkannte man den lebhaften Franzosen, den die unfranzösische Art ungeduldig stimmte.

„Es ist nicht mehr auszuhalten," sagte der Mann in der Robe, als jetzt im Nebenzimmer Stühle umgeworfen wurden und ein schallender Lachchor von der immer wachsenden Lustigkeit der jungen Mädchen Kunde gab.

Herr von Duthibaut, der am Fenster sitzende,

lachte auch auf: „Die Schelmerei der Kinder, oder unser verteufelter Ernst?" fragte er.

Der Canonicus neigte den Kopf zum Präsidenten: „Ob mein verehrter Oheim vielleicht seine Stimme zu den kleinen Unarten will ertönen lassen?".

Der Präsident schüttelte den Kopf.

„In der That meine ich, sagte der Generalprocurator Trinquant, der blasse, verdrüßliche Mann, die Kindereien reimen sich schlecht mit dem Zwecke unserer Zusammenkunft."

„Mein theurer Oheim, entgegnete der Canonicus, ist die Güte selbst gegen alle seine Anverwandten. Er kann es nicht übers Herz bringen, irgend einem ein erlaubtes Vergnügen zu schmälern. Die Kinderspiele erheitern sein Alter. Was auch, in einem Zeitalter wie dieses, kann uns besser zum Trost gereichen, als der Anblick der Unschuld, die in ihrer harmlosen Heiterkeit verräth, daß es wenigstens noch etwas giebt, das von der Arglist der Welt nicht berührt ist."

„Mich dünkt, es sind recht große Kinder drunter," sagte Trinquant ärgerlich!

„Ich bitte Sie um Entschuldigung, meine Herren, nahm der Präsident das Wort. Sie mögen Recht haben, daß es sich vielleicht für meine Jahre und meinen Stand nicht schickt, Kindergesellschaften in meinem Hause zuzulassen. Indessen war es das einzige Vergnügen meiner seligen Frau. Ich kann nicht dafür, daß sie sich noch immer im Hause eines grämlichen, alternden Wittwers gefallen.“

„Und es ist bewundernswerth, fiel der Canonicus ein, wie alle Kinder meinen Oheim lieben.“

Trinquant runzelte die Stirn: „Kinderlustigkeit ist die Vorschule des Verderbens. Junge Mädchen gehören ins Pensionat, ins Kloster. Niemand weiß, wo die Verführung anfängt. Ein erster Blick, ein erster Händedruck entzündet schon in dem eitlen Kinde unbekanntes Verlangen. Mit dem zehnten Jahre, lieber noch früher, die Mädchen ins Kloster, aus dem sie erst der Ehemann fortführt.“

„Ich bitte Sie nochmals um Entschuldigung, meine Herren, sagte der Präsident, indem er sich

mit einiger Würde aufrichtete. Wenn Sie es mir nicht um meinet- oder der Kinder willen gestatten wollen, so ersuche ich Sie um meiner Nichte willen. Es erheitert sie in ihrer Melancholie."

Alles schwieg, der Präsident fuhr fort, doch in milderem Tone: "In der That, sie bedarf der Aufheiterung. Doch wir wollen uns durch die lustigen Kinder nicht von unserm ernsten Thema abbringen lassen."

In der Nebenstube war es wieder stiller geworden; grade das schien aber auch die Herren zu veranlassen, leiser zu sprechen. Trinquant und der Canonicus führten abwechselnd das Wort, der Präsident nickte dazu, oder schüttelte den Kopf.

"Meine Freunde! sprach der Letztere, indem er den Kopf wieder lebhafter aufrichtete. Meine Person bleibt bei dieser Angelegenheit aus dem Spiele. Ich wiederhole es nochmals. Wenn er nur mich beleidigt hätte, vielleicht würde ich es ihm vergeben, vielleicht — doch wie gesagt,

das gehört nicht hierher. Es ist nur des allgemeinen Aergernisses willen.«

»So ist er immer, flüsterte der Canonicus zu einem Dritten, der neben ihm stand, doch nicht leis genug, daß es nicht die Andern auch gehört hätten. Er denkt nie an sich, wenn er in seiner Familie ist, und wieder nicht an sein Haus und seine Familie, wenn es das allgemeine Beste gilt.«

Der Präsident machte eine sanft abwehrende Bewegung: »Wozu das, lieber Neffe? Was bedarf es denn hier, nach den Motiven zu suchen und fragen, ob wir für den oder jenen, aus diesen oder den Rücksichten handeln, wo das eine, was noth thut, im Interesse Aller geschieht, unserer Familie, aller Familien, der ganzen Stadt, ja der beleidigten Sitte und Ehrbarkeit.«

»Amen!« riefen mehrere Stimmen.

»Er hat mich grob, schmählig beleidigt, fuhr der Präsident fort. Es geschah in einer so hochmüthigen Weise, daß, wäre ich jünger gewesen, bei der Ehre eines Franzosen, ich hätte seinen Priesterrock —«

„Was Gott verhütet hat!“ fiel Mignon ein.

„Dieser lasterhafte, elende, heuchlerische Priester! Der Präsident war aufgestanden und ging auf und ab. Wo ist er? Was sind seine Ansprüche? Wie ist sein Wandel? Und mir, mir, das ins Gesicht zu sagen. Und dieser höhnische, verächtliche Blick! Der Cardinal selbst —“

„Den Gott erhalte!“ sprach der Canonicus, den Kopf neigend.

„Richelieu selbst könnte nicht so herabblicken auf die niedrigste Creatur in seiner Antichambre, die sich unterstände eine Meinung zu äußern. Wer in aller Welt, frage ich, hat ihm das gegeben, mit den Vornehmsten der Stadt umzugehen, als wären sie nicht werth, seine Schuhriemen zu lösen! Er, der kaum besser als ein Bettler in die Stadt geschneit kam, mit keinem Menschen verwandt, keiner Magistratsperson, keiner Familie empfohlen —“

„Und doch sogleich die zwei reichsten Pfründen in der Stadt erhielt,“ fiel der Canonicus ein.

„Die Weiber sinds, die Weiber allein, fuhr Trinquant fort. Kein vernünftiger Mensch hätte

von ihm ein Aufheben gemacht, wenn er sie nicht behext hätte durch seine Gesichter, Grimassen und Phrasen. Sie, durch ihre Tollheit und Verkehrtheit, haben ihn in die Mode gebracht, daß er wirklich auswärts eine Art Ruf hat, über den man sich schämen muß. Als hätte Loudun keine Priester bis da gehabt, die Messe lesen können und predigen. Das scherzt beim Kamine und beim Kafe, und erzählt weiter, wie er die Augen verdreht und mit der Stimme georgelt hat, bis Eine es der Andern glaubt, und jede es im Glauben und in der Bewunderung den andern zuvor thun will. So sind die Weiber Alle —"

"Mit Ausnahmen, Herr von Trinquant, sprach der Canonicus rasch und fest. Ich kenne eine Dame —"

"Still, lieber Neffe —"

"Nein, mein Oheim, diesmal vergönnen Sie mir, Ihnen ungehorsam zu sein. Es sind nicht alle Frauen in Loudun, wie sie der Procurator vielleicht in gerechtem Zorne schildert. Noch giebt es auch solche, die die Würde ihres Geschlechtes, ihres Standes vor diesem gottvergeßnen Priester

zu schützen wissen. Ich sehe noch den entsetzten, zornglühenden Blick, den meine Cousine auf den Elenden schleuderte, als er sich diese Behandlung gegen ihren Oheim erlaubte. Ja, mein würdigster, väterlicher Freund, erlauben Sie mir das auszusprechen, Ihre Nichte fühlte tiefer als mein Oheim selbst die Kränkung der Familie. Wenn sich der hochfahrende Mensch dies in einem der ersten Häuser der Stadt, gegen das allgemein verehrte Haupt desselben, erlauben kann, welcher Schutz bleibt da den Niedrigern!"

Trinquant runzelte die Stirn: "Eine Beleidigung kränkt jeden, der sie empfindet, auf gleiche Weise. Und wer am meisten gekränkt ist, das ist hier nicht die Frage."

"Sehr richtig, über die Frage sind wir längst hinaus, sprach Duthibaut. Meine Herren, es frägt sich allein, was wir zu thun haben."

Es trat wieder eine Pause ein. Jemand, mit dem der Canonicus leise gesprochen, unterbrach sie:

"Wenn er noch Beichtvater bei den Ursuline-

rinnen wird, so ist es um alle Zucht und Sitte geschehen."

Ein boshafter Zug schwebte um Duthibauts Lippen: "Das früge sich denn doch. Wenn er dort zu thun bekäme, so könnte er sich weniger um die Stadt bekümmern. Mich dünkt, die Väter und Ehemänner sollten sich dieses Ableiters freuen."

"Nimmermehr!" sprach Mignon und kreuzte die Arme.

"Nimmermehr!" wiederholte der Präsident und die Andern sprachen es ihm nach.

Der bisherige Beichtvater der Ursulinerinnen in Loudun, Mousant Du Fresne, war gestorben. Er war ein würdiger Geistlicher gewesen, der sich eben so um das Seelenheil der ihm anvertrauten Religiosen verdient gemacht, als um die Sicherung ihrer äußern Stellung. Die letztere Sorge war unstreitig die größere. Denn obgleich Töchter aus den ersten Familien in den Orden getreten waren, selbst eine Verwandte des allmächtigen Richelieu und seines mächtigen Vertrauten, des Staatsrath Laubardemont, waren sie doch

sehr arm. Die reichen Familien betrachteten die Klöster als eine treffliche Einrichtung, um einzelne ihrer Töchter ohne Schmälerung des Erbtheils der übrigen zu versorgen, aber die Freigebigkeit, mit der ein früheres Zeitalter die Klöster ausgestattet hatte, war damals nicht mehr in der Mode. Es bedurfte eines besonderen moralischen Impulses, daß die Reichen bedeutende Spenden darbrachten; die großen Familien glaubten durch ihre Opfer in den religiösen Bürgerkriegen das Ihrige für das Heil der Kirche gethan zu haben. Die Beichtväter konnten nur im Stillen und langsam wirken. Um durch Erbschaften frommer Frauen zu einem Vermögen zu kommen, bestand das Kloster in Loudun noch zu kurze Zeit; also bedurfte die Gemeinschaft der dortigen Nonnen besonderer Fürsorge und großer Oekonomie, um sich nur erhalten zu können. Sie hatten noch kein eigenes Gebäude, sondern man hatte ein altes, halb verfallenes Bürgerhaus für sie miethen müssen, welches so eng war, daß die Schwestern kaum Raum genug für ihre Schlafstellen hatten. Ihren nothdürftigsten Unterhalt verschafften ihnen

die weltlichen Pensionairinnen, mit deren Unterricht sie sich, der Aufgabe ihres Instituts gemäß, beschäftigten. Ohne eine außerordentliche Beihülfe sah man voraus, daß das ganze Institut, ehe es eigentlich noch Bestand gewonnen, sich wieder auflösen würde.

Indessen beschäftigten sich alle angesehenen Einwohner mit der Sorge für dieses Kloster. Der Ursulinerinnenorden, erst seit wenigen Jahren in Paris gestiftet, hatte schon rasche Fortschritte durch Frankreich gemacht. Die Städte betrachteten es als eine Ehrensache, einen Convent in ihrer Mitte zu haben. Für das alte, kleine Loudun war es besonders schmeichelhaft, daß Töchter aus den vornehmsten Familien des Landes grade in ihrer Stadt das Gelübde genommen. Ein Fräulein von Sazilli war die Cousine Richelieu's; es befanden sich dort zwei Fräulein aus dem berühmten Hause Nogaret, eine Tochter des Marquis de la Mothe-Barace, ein Fräulein von Escoubleau, aus der Familie des damaligen Erzbischofs von Bordeaux, und die Priorin war Jeanne von Belfiel, die Tochter

des Marquis von Cose und Nichte des Staatsraths Laubardemont. Die Mehrzahl der Nonnen, auch die Priorin, waren noch sehr jung, einige sehr schön; um so größer das Interesse für den Orden. Dennoch liebte man es damals wie heut in Frankreich, Institute, die zum Ruhm und zur Ehre eines Gemeinwesens beitrugen, lieber aus allgemeinen, als aus der eigenen Kasse zu fördern.

Ein angesehener Geistlicher, der, von Beredsamkeit, Einfluß auf die Gemüther und eine bestechende Persönlichkeit verband, war das sicherste Mittel, einem mittellosen Kloster Mittel zu verschaffen. Also drehte sich die Sorge der angesehenen Einwohner von Loudun um die Wahl eines Beichtvaters für die Ursulinerinnen, welcher dem Orden das gewünschte Ansehn verschaffe. Stand zwar die Wahl eines solchen ihnen nicht zu, so war doch ihr Wunsch und Rath dabei von Einfluß, und von vielen Seiten war der Priester als der geeignetste Mann in Vorschlag gebracht, welcher als der Gegenstand der Unterhaltung und des Abscheu's in der Versammlung so eben er-

schien, die sich im Hause des Präsidenten Barot versammelt hatte.

„Zu diesem Amte gehört ein frommer Mann, der nicht allein mit der trügerischen Gabe der Kanzelberedsamkeit prangt, der nicht allein seine Rechte, sondern auch die Anderer mit Eifer versieht. Aber vor allem ein Mann von Gott wohlgefälligem Wandel —“

„Und den Leuten,“ fiel Duthibaut dem Präsidenten ins Wort.

„Ueberdem Einer, dessen gesellschaftliche Stellung das Vertrauen, das die edelsten Familien Frankreichs unserm Kloster schenken, rechtfertigt.“

Der Canonicus blickte zum Himmel: „Es wäre entsetzlich, Ruf und Ehre dieser zarten Geschöpfe einem Wolfe anvertrauen!“

„Nimmermehr, fiel der Präsident ein. Es muß ein Mann sein, dessen Grundsätze, dessen Familienverbindungen Vätern und Müttern eine Bürgschaft sind.“

„Und der Mann ist gefunden,“ sagte der vorige Sprecher. Trinquant und die Anderen

griffen Mignons Hand und schüttelten sie, wie derselbe auch Mühe nahm, sich ihnen zu entziehen.

„Meine Herren, sprach Mignon nach einigem freundlichen Wortstreit, weiß es meine allerheiligste Fürbitterin im Himmel, daß ich mich auch dann noch ganz unwürdig dieser schwierigen Aufgabe achtete, wenn meine hohen geistlichen Obern sie mir übertrügen. Und wenn ich das Amt übernähme, geschähe es nur und allein, damit das hochwichtige, schwierige Geschäft nicht in die Hände eines Unwürdigen, ja ich darf sagen, eines schlechten, eines verworfenen Menschen, fiele. Bedenken Sie, welche Verantwortung darauf ruht. Diese eitlen Töchter aus Häusern voll Reichthum und Luxus, diese Kinder der Welt zu ihrem ewigen Heil zu führen. Ist der Funke der Gottseligkeit in ihnen genährt? Vermochte mein Vorgänger — ich wollte sagen, der würdige, selige Mousant Du Fresne, den Saamen des Ewigen in ihre Gemüther zu streuen? Er hat wie ein redlicher Sämann gewirkt, aber welcher Boden für diese Körnlein! Den Glanz, die Lustigkeit, die Frivolität aus dem älterlichen Hause noch im

Kopfe, wurden sie in das dumpfe, enge Haus gesperrt, das man ihnen lockend mahlte durch die Vorstellung, aus der Obhut einer grämlichen Gouvernante oder verdrüßlichen Tante unter muntere Gespielinnen zu kommen. So sehen sie noch heut die Sache an. Ihr Kopf steckt voller Neckereien und Kinderspiel. Nicht das Ewige, die gefällige neue Klostertracht erscheint ihnen als eine Abwechselung, als eine neue Mummerei. Der himmlische Bräutigam ist ihnen eine andere Art Puppe, mit der sie spielen wollen. Verstehen Sie mich wohl, ich will damit Niemand etwas Böses nachsagen, noch ihre frühere Erziehung tadeln; sie war ganz in der Ordnung. Aber ich spreche nur von der unermeßlich schwierigen Aufgabe, diese unschuldigen Wesen auf den rechten Pfad der Erkenntniß zu führen. Wenn da nicht eine höhere Erleuchtung mir hilft, mit meinen Kenntnissen, mit meinem guten Willen fühlte ich mich zu schwach.“

In den Mienen der Uebrigen zeigte sich wenig, was dem Ernst entsprach, welcher über das Gesicht des Canonicus einen heiligen Schein ver-

breitet hatte. Man schien es für eine abgemachte Sache zu halten, und gratulirte ihm. Nur Duthibaut nicht. Er griff nach Hut und Stock.

„Es soll ja spuken im Kloster. Der verstorbene Du Fresne geht um, sagen die Weiber. Da kann der neue Beichtvater die allerbeste Erleuchtung durch den Geist seines Vorgängers erhalten.“

„Albernes Gerede!“ sagte der Procurator.

„Auch ich hörte davon, entgegnete Mignon. Nehmen wir nichts zu leicht, wobei dieser gottlose Mensch seine Hand im Spiele haben kann. Wo bisher gelang ihm etwas nicht, was er wollte, und welche Mittel verschmäht er!“

„Ist das nun Alles? sagte der ungeduldige Duthibaut. Ich meine, ist das Eure ganze Weisheit? Das das ganze Resultat, um das wir zusammen kamen? Herr Präsident und Ihr Andern, bei meiner Großmutter Seeligkeit, darum lohnte es sich nicht, die Schuhsohlen abzutreten auf dem verfluchten Pflaster dieser Stadt. Daß Ihr Neffe bei den Ursulinerinnen Beichtvater wird, schiert mich das? Ist das Genugthuung, ist das

Vergeltung für den Affront, der beim Blut eines Franzosen um Rache schreit! Kocht Euch Eure Wassersuppen selber, aber wo man Feuer und Schwefel rühren soll, nehmt andere Leute an.“

„Vorsicht! Um aller Heiligen willen Vorsicht!“

„Die behaltet für Euch, rief Duthibaut. Bringt Eure heisere Lunge keinen anderen Schrei hervor, weiß Eure Pfennigsschlauheit keinen anderen Rath, Eure Sperlingswuth keine andere Rache, so spart sie für Euern Theil. Ich werde für mich allein agiren. Der Schurke, der Verführer, der hergelaufene Jesuit, der Baalspfaffe, wo ich ihm begegne, will ich mit ihm sprechen, wie's meine Art ist, ich Franzisque Marie Duthibaut. Wär' er ein Cavalier, mit dem Degen, da er keiner ist, hol' mich der Geier, Euren Baillis und Criminallieutenants zum Trotz, mit dem Stocke, mit diesem Stocke, Ihr Herren, Gott befohlen!“

Der heftige Mann hatte mit seinem Rohrstock ungestüm auf die Diele gestoßen. Jetzt stülpte er den Federhut auf den Kopf, und ver-

ließ das Zimmer. Einige waren unruhig, Andere mißbilligten entschieden dies Benehmen und meinten, ein solcher Bundesgenosse könne ihrer Verbindung Schaden bringen.

„Lassen wir ihn seine eigenen Wege gehen, sagte der Canonicus. Wir Alle, die zu einem heiligen Zwecke hier vereint, sind weit von den Motiven entfernt, welche diesen leidenschaftlichen Mann zu persönlicher Rache antreiben. Indessen, wer weiß, wie der Herr ihn nur zum Werkzeuge braucht, den Bösewicht zu stürzen. Denn darin hat er Recht, es ist damit nicht gethan, daß wir ihm die Stelle bei den Ursulinerinnen vorweg nehmen. Bis er nicht vernichtet, wenigstens aus der Stadt entfernt ist, ist nichts gethan. Die Stadt wird ein Sodom und Gomorrha, so lange er in ihren Mauern ist.“

„Aber wie ihn entfernen!“ sagte der Präsident.

„Nach den Aeußerungen, die wir so eben von dem wackern Duthibaut hörten, können wir ein hartes Zusammentreffen erwarten. Duthibaut rennt, wenn er im Zorn ist, gegen Mauern, Ur-

ban hat aber nicht allein eine Stirn von Eisen, er ist auch der Mann, um wieder zu stoßen. Affront gegen Affront, ein öffentlicher Skandal ist die sehr wahrscheinliche Folge, eine Untersuchung und wenigstens eine pönitenciäre Versetzung die nächste.“

Der Procurator biß die Unterlippe heftiger zusammen, als genüge auch ihm diese Aussicht wenig. In dem Augenblicke wurde es aber im Nebenzimmer so laut, und ein Name und Worte schallten deutlich daraus hervor, daß der Präsident heftig aufsprang, die Thür aufriß und mit einem Ungewitter unter die jungen Mädchen fuhr. Das Ungewitter hatte sich längst gesammelt, es bedurfte nur eines Anlasses, daß es sich entlade. Einer und der Andere der Anwesenden folgte ihm; die übrigen hielten es für gerathen, sich still zu entfernen, da ihre Conferenz ohnedem abgebrochen schien.

Nur der Canonicus und der Procurator blieben in einer Fensternische zurück und setzten ein leises Gespräch fort.

„Wie können Sie Duthibaut's Benehmen billigen und mich tadeln?“ sprach der Letztere.

„Weil ein kluger Mann nicht dasselbe darf, was einem Hitzkopf erlaubt ist.“

„Wer hat mehr Recht, entrüstet zu sein, als ich.“

„Und wer hätte mehr Ursach, mein hochverehrter Herr, seine Entrüstung zu verbergen! Sie argwöhnen, Sie glauben; sei es, Sie sind überzeugt, daß er eine Schmach über ihr Haus gebracht hat. Rächt sich so etwas durch Ungestüm, durch laute Anklage, durch das unglückselige Aufsehn, das Sie der Sache gaben?“

„Herr Canonicus — Sie sind kein Vater.“

„Als Vater, wenn ich ein Italiäner wäre, — doch das ist geschehn, und nicht mehr zurückzurufen. Sie haben den Prozeß verloren, und mehr verloren, Herr Trinquant! Ihr Gegner hat gesiegt, und außer dem Spruch des Gerichts die Lacher auf seiner Seite. Verstehen Sie wohl, in der Sache hat er triumphirt, er steht fest da, er blickt spöttisch auf Sie herab —“

„Beim allmächtigen Gott —“

„Der in die Herzen schaut, und Ihren Groll gerecht finden wird, aber die böse Welt urtheilt anders. Sie, mein Herr, sind doppelt an uns gebunden, als gekränkter Vater um Ihrer Tochter willen, aber noch mehr jetzt als — Sie erlassen mir das. Sie thaten im Herzen den Schwur, ihn zu verderben; aber öffentlich dürfen Sie nicht als sein Feind auftreten. Unsere Sache ist rein —“

Der Procurator grinste ihn an. Mignon ließ sich nicht stören.

„Sie dürfen nicht mehr klagen. Sie müssen öffentlich unpartheiisch, auch rein dastehen. Die leidenschaftliche Führung verdirbt jede Sache. Nur den Partheigängern ist sie erlaubt; von denen sagt man sich los, wenn es mißlingt. Sie haben ihm vergeben — vor der Welt. Sie können sich sogar großmüthig zeigen, das Wort für ihn führen, indem Sie sich von Ihrem Irrthum überzeugt haben. Das allein bringt Sie wieder zu Ansehn, zu dem Ansehn, was in der moralischen Weltordnung nöthig ist, um Richter oder Ankläger zu werden. Das Weitere — nun, das

Weitere wird der Himmel fügen. Gegen einen so außerordentlichen Frevler wird er — auch Wunder thun.“

„Was poltert dort der Präsident?“

„Es ist seine Art. Wir brauchen auch Polterer, um die träge Masse in Bewegung zu sezzen. Alle Kräfte muß die gute Sache aufbieten. Denn es ist entsetzlich, ja anscheinend übernatürlich, wenn man erwägt, wie dieser Mensch es möglich gemacht, dies Ansehn in Loudun zu gewinnen.“

Der Präsident polterte, weil er etwas sah und hörte, was er nicht erwartet hatte. Die jungen Mädchen hatten ein neues Spiel in ihrem Muthwillen ersonnen. Sie spielten Kirche. In andächtigem Kreise saßen und knieten die kleinen Schelme um einen Stuhl, auf dem ein junges Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren stand, die aus Hemden und Tüchern sich eine Art Prie-

sterhabit zurecht gesteckt hatte, und mit beiden Armen auf die hohe Stuhllehne, wie auf das Kanzelpult schlug, während sie im Predigerton einen Vortrag hielt, der mit bemerkenswerther Geläufigkeit von ihren Lippen floß. Der sie nur hörte, mochte auf Augenblicke getäuscht werden, so geschickt wußte sie den Ton eines Lieblings-predigers der Stadt nachzuahmen. Wer aber die Augen aufschlug und dem blonden Lockenkopf in die schalkhaften Augen sah, mußte das Spiel des Ernstes aufgeben, und mehr als ein Mal brach die ganze kleine andächtige Versammlung, die noch eben sich Mühe gegeben, die betrübtesten Mienen anzunehmen, in ein lautes Gelächter aus.

„Ihr lacht! rief die Predigerin, ohne sich stören zu lassen. Ei, meine Geliebten, lachet, aber nicht über mich. Wie! ich, der in Euren zerknirschten Herzen mit Euch blutet, der ich Euch begleite, als ein sanfter warnender Freund durch die Irrwege dieser lockenden Welt, um Euch die Pfade zu zeigen nach dem Heil, über mich, Du schönes Weib, über mich, Du edle Jungfrau, über mich, meine süßen Freundinnen, werdet Ihr

nicht lachen. Ich will Euch zeigen, so Euch der Kitzel treibt, über wen Ihr lachen mögt.«

Nun hob die launige Predigerin ihre Arme in die Höh', daß die Kapuze weit zurück fiel, ballte ihre kleinen Hände und verzog ihr hübsches Gesicht. Mit heiserer, kreischender Stimme ergoß sie darauf einen Salm von Sinn und Unsinn, von Drohungen und Verwünschungen der beredtesten Art. Die Zuhörerinnen schütteten sich aus vor Lachen.

»Lachet nicht!« fiel Marie Aubin, so hieß die Predigerin, wieder in den vorigen, ernsten Ton, und suchte ihrer Stimme alles Metall zu geben, dessen sie fähig war. »Lachet nicht, weint vielmehr, daß solche Lehrer in Euer Vertrauen sich stahlen. Weinet, daß solche Comödianten über die Schwelle des Tempels, in das Heiligthum des Beichtstuhls sich schleichen mochten. So treiben die Carmeliter, die Dominicaner, die Franziscaner, ihr freches Gewerbe. Mit solchen Kunststücken umgürten sie das Herz, das gute, schwache Herz meiner geliebten Kinder. Nein, weinet Ihr nicht, die Thränen überlasset mir, daß das möglich war,

möglich in einer Stadt, deren Frauen, die Zierde Frankreichs, an Sanftmuth, wahrem Glauben und Sehnsucht nach dem Höchsten, ihres Gleichen suchen. Möglich, daß solche unwissende Bettelmönche nach ihrem Heil dürstende, edle Gemüther sich unterthänig machen konnten. Aber —" und abermals hob sie die Stimme — "wahrlich, ich sage Euch, es soll anders werden. Ihre Beichtstühle sollen leer werden, in ihren Kirchen soll Gras wachsen, ihr gestohlner Ruhm soll verschwinden wie die Spreu vor dem Winde. Die Kirche soll gereinigt werden. Wir wollen die Fenster lüften und die Kerzen sollen wieder rein und herrlich auf dem Altar brennen. Die Kanzel soll wieder tönen von ächter Weisheit, und der Beichtstuhl ein Heiligthum werden, vor dem das bekümmerte Herz der Edeln sich vertrauenvoll ausschüttet."

Das waren ungefähr die Worte, welche der gefeierte Prediger am letzten Sonntage von der Kanzel gesprochen. Es war aus einer seiner Zornpredigten gegen das Treiben der Bettelmönche, welche bis da in Loudun sich des größten Anhangs erfreut und die Kanzeln fast allein inne gehabt

hatten. Der Neid der Weltgeistlichen in der Stadt hatte vor ihrem Einfluß schweigen müssen, da Keiner sich einer überwiegenden Rednergabe erfreute. Erst diesem Geistlichen war es gelungen, durch seine bedeutende Persönlichkeit und eine gewaltige Rednergabe die Kirchen und Beichtstühle der Carmeliter und Dominicaner zu entvölkern. Wir sagen, es war ungefähr seine Rede, denn die kleine Marie, eine aufmerksame Zuhörerin, mochte als gute Schauspielerin davon genommen und dazu gethan haben, was für ihr Mädchenpublicum sich eignete.

Das Schluchzen, die verhimmelnden Blicke, welche die Zuhörerinnen der Kanzelrednerin zuwarfen, waren vermuthlich auch nur eine Copie der Wirklichkeit vom vorigen Sonntag. Als sie nach dem Segen, die Augen gen Himmel, die Arme auf der Brust gekreuzt, gravitätisch herabstieg, stürzten und drängten sich die Kinder um sie. Die griffen nach ihrer Hand, die nach ihrem Rocke, sie zu küssen; andere warfen sich auf die Knie, ihr in den Weg, und baten noch einmal um ihren Segen. Marie spielte aber ihre Rolle besser, als

die Andern, die in ihrer Ausgelassenheit auch noch mit dieser Parodie eines Vorfalls, der neulich statt gefunden, nicht zufrieden waren. Sie bestanden vielmehr darauf, Marie solle sich im Triumph umhertragen lassen. Auf einem Tabouret war sie, ihres Widerstrebens ungeachtet, schnell in die Höhe gehoben, und die Ausgelassenen trugen sie unter dem wiederholten Geschrei: „Urban Grandier soll leben!“ in einem stürmischen Schritt, der zu keiner Prozession paßte, in der Stube umher.

Das war der Augenblick, als der Präsident Barot die Thür aufriß. Der falsche Urban Grandier breitete noch eben seine Hände wie segnend aus, und die Mädchen riefen: „Heil Urban Grandier! Er soll Papst werden.“

„Wer!“ rief der Präsident mit einem Blicke und einer Stimme, welche die Kleinen und die Erwachsenen von dem Kinderfreunde nicht gewohnt waren.

„Unser Urban Grandier,“ lachte eine Kleine, die ihm vermuthlich noch nicht in sein zornglühendes Gesicht geblickt hatte.

Barot hatte in einer Aufwallung des Un-

muths rasch nach dem einen Fuß des Tabourets gefaßt, wodurch die auf demselben Sitzende das Gleichgewicht verlor und hinunter fiel. Der Fall war bei dem Gedränge der anderen Kinder nicht gefährlich. Nur die priesterliche Garderobe gerieth in Unordnung, und der Präsident war eben drauf und dran, in seinem Zorn auch noch an dem Scapulir seine Wuth auszulassen, das er in die Hand bekommen hatte, als ein anderer Arm ihn zurückhielt. „Papa Barot hat unsern Urban Grandier beschimpft, riefen Mehrere lachend. Dulden wir das?“

Die kluge Marie Aubin war die Erste, welche bemerkte, wie die Sachen standen, und daß für den Scherz die Zeit vorüber sei. Sie näherte sich mit demüthig bittender Gebehrde dem aufgebrachten Manne, der sich in einen Armsessel geworfen hatte.

„Das fehlt noch, rief er, daß die Kinder zu unserm Aerger das spielen, was wir von den Erwachsenen sehn müssen.“

„Es sind Kinder,“ flüsterte ein Verwandter, der mit in dem anderen Zimmer gewesen war.

„Es sind nicht mehr so kleine Kinder, sprach eine junge Dame, welche aus einer anderen Thür, durch den Lärm herbeigezogen, eingetreten war daß sie nicht wissen sollten, was sich zum Spielen schickt und was sich nicht schickt.“

Marie Aubin wandte sich nach der Sprecherin um, und als sie in Madeleinens Gesicht den Ernst bemerkte, den sie da vielleicht nicht erwartet hatte, senkte sie sich auf die Knie vor dem Präsidenten, und kreuzte demüthig die Hände auf der Brust.

„Wer hat die Kinder das gelehrt?“ rief der Präsident.

„Hast Du das von Deiner Priorin?“ fragte Madeleine.

„Nein,“ antwortete die kleine Sünderin.

„Von den frommen Schwestern Ursulinerinnen?“

„Ach nein,“ seufzte Marie.

„Welcher vernünftige Mensch, Du kleiner Muthwille, hat Dir die Thorheit eingegeben? Denn von Dir allein geht es nicht aus. Du bist sonst so verständig. Von ernsten und heiligen Dingen

verstehen Kinder nichts; damit müssen sie kein Spiel treiben."

"Unsinn! rief der Präsident. Aber ereifre Dich nicht, Madeleine! Von diesen Kindern geht es nicht aus. Da stecken Andere hinter. Geschieht doch Alles in diesen Tagen, um uns auf's Blut zu ärgern. Was in der Wirklichkeit vorgeht, daß wir aus der Haut fahren möchten, muß man uns noch als Possenspiel in das eigene Haus tragen. Aber es soll, es muß anders werden."

"Ach ja, Papa Barot," stöhnte die Knieende.

"Was weißt Du, Gelbschnabel, davon?"

Die Kleine hatte, trotz ihrer bestürzten, reuigen Miene, mit ihren schlauen Augen jede Bewegung in dem Gesicht des Präsidenten verfolgt:

"Ach, Papa Barot, haltet mir zu Gnaden, was ich that. Da stecken Andere hinter, als ich unschuldiges Geschöpf; Ihr habt ganz recht es getroffen."

Der Hausherr beugte sich über, mit beiden Armen sich auf die Lehne stemmend: "Wer steckt dahinter?"

"Der böse Feind."

„Was haſt Du mit dem zu ſchaffen!“

„Das ſag' ich ja auch, was hat er mit mir zu ſchaffen! Meine Gedanken ſind rein als eines Kindes. Ich habe ihn nicht gerufen. Was mußte er zu mir kommen.“

„Albernes Gerede! rief Madeleine. Es iſt Zeit, daß die Kinder nach Haus gebracht werden.“

„Ach, es iſt ſchlimme Zeit, fuhr Marie fort, wenn der böſe Feind nicht zufrieden iſt mit den Leibern der Gottloſen, wenn er ſeinen Sitz in den Herzen der Unſchuld aufſchlägt.“

„Wem plapperſt Du das nach?“ fragte der Präſident, der zur Beſinnung gekommen ſchien, und einſehen mochte, daß dieſe Inquiſitionsſcene für ſeine Würde nud ſein Alter ſich gleich wenig ſchicke. Auch Marie war aufgeſtanden und hielt ihr Taſchentuch vor die Augen.

„Das iſt's ja eben, Papa Barot, daß ich Alles nachſprechen muß, was der Herr Pfarrer Urban predigt! Die Lection, die mir die Priorin aufgiebt, die bringe ich nicht in den Kopf, und wenn ich ihn mir auch noch ſo reibe, und ſie mir's auch noch ſo oft vorſpricht. Aber die Predigt von

unserm Herrn Pfarrer Urban, die bleibt mir gleich sitzen, wenn ich sie auch nur einmal höre. Und ist mir's, als müßte ich sie immer nachsprechen, und wenn ich die Lection der Priorin aufsage, dann verspreche ich mich und sage auch die Predigt her. Da ist's nun wohl klar, daß ich unschuldiges Kind mich versehn habe, und das ist der böse Feind in mir. Den hat kein armes Menschenkind Macht, daß es ihn von sich treibt; da müssen andere Fürbitter zu sein, so die lieben Heiligen uns armen, geplagten Gottescreaturen senden mögen!"

"Unsinn und Verkehrtheit!" rief der Präsident und schritt im Zimmer umher, während die Kinder in ihre Mäntel gehüllt wurden, um nach Hause geführt zu werden.

"Es sind Kinder, sagte Madeleine sanft. Als wir Kinder waren, plapperten wir auch nach, was die Großen sprachen."

Die kleinen Mädchen küßten, eine um die andere, dem Papa Barot die Hand; keine aber demüthiger und mit allen Zeichen der Reue, als Marie Aubin.

"Ach, Papa Barot, wenn Du mir nicht ver-

zeihst, dann habe ich keine ruhige Nacht. Bedenke doch, daß ich nur das unschuldige Werkzeug bin, das der Böse gebraucht, und damit er operirt, wie er Lust hat. Ist das nicht erschrecklich, daß er sich sogar in Kinder wirft; wie sollten die ihm widerstehen, wo er mit großen, ausgewachsenen Leuten hanthiert, als wie die Köchin mit dem Borstwisch. Sie sagen, man muß mit Besessenen umgehn, wie mit einem rohen Ei. Das wäre ja grausam, wer Kindern das wollte entgelten lassen, wofür sie nicht können. Nicht wahr, Papa Barot?"

Die Kleine wartete die Antwort nicht ab, sondern sprang auf und fiel dem Präsidenten um den Hals. Da der Kinderfreund sie nicht mehr zornig von sich stieß, folgten die anderen ihrem Beispiel. Es war ein Hangen, Küssen und Streicheln, davon das Gesicht des alten Mannes seine Runzeln verlor. So endete hier der anstößige Auftritt in Lust, Herzlichkeit und Wohlgefallen.

Madeleine leuchtete selbst dem tollen, kleinen Schwarm die Treppe hinunter. Auch da gab es noch Kopfnicken, Kußhände und Schmeicheleien.

Marie Aubin sprang einige Stufen wieder zurück: „Ich will Dir noch was Geheimes sagen, Madeleine.“ Als Madeleine das Ohr neigte, flüsterte sie ihr hinein: „Ich bin Dir sehr gut; verrathe es aber Niemand.“

Die junge Dame faßte rasch Mariens Hand, als diese wie ein Pfeil die Treppe hinunterstürzen wollte: „Ich will Dir auch was vertrauen, Marie. Du begleitest mich auf mein Zimmer.“

Das Kind warf einen schlauen, schmollenden Blick auf Madeleine, wie das böse Gewissen, wenn es Strafe erwartet. Aber es zog die Hand nicht zurück, entweder in Erwartung, daß die Strafe gelind sein werde, oder, wie ihr überhangendes Köpfchen verrieth, als sinne sie auf eine neue List, um dem drohenden Uebel zu entgehen.

Madeleinens Zimmer lagen in einem entfernten Seitengebäude, welches, wie ein viereckiger, weitläufiger Thurm, auf die Stadtgärten hinausging. Das Gebäude mochte in früherer Zeit zu

den Vertheidigungswerken der Stadt gehört haben. Jetzt waren die düsteren Zimmer mit ihren dicken Mauern, in denen die Fensternischen kleine Cabinette bildeten, mit allem Geschmack und Luxus jener reichen und üppigen Zeit eingerichtet, und stachen sehr ab gegen die morsche, alte Holzgallerie, welche längs dem verfallenen Seitenflügel in den Thurm führte.

„Madeleine! wie kannst Du da allein wohnen? Hier graute ich mich zu Tode,“ sagte Marie, als sie an des Fräuleins Hand über den düsteren Gang schritt, dessen morsche Bohlen unter ihren Fußtritten stöhnten. Einige Nachtvögel flatterten aufgeschreckt um die Holzpfeiler der Gallerie, und die Aussicht seitwärts auf die engen Höfe war nicht erfreulicher.

Aus dem großen Thurmzimmer schlug ihnen dagegen die prasselnde Kaminflamme lustig entgegen, und fing das hohe Zimmer allmälig zu erleuchten an. Die beiden Wachskerzen auf dem mit den reichsten Teppichen von Arras bedeckten Tische hatten nur wie matte Nachtlichter geflammt, zu schwach, um die düsteren Räume zu durchdrin-

gen. Aber bei den aufflackernden Holzbränden sah man die Goldrahme der großen Bilder flimmern, auch die reichgewirkten, damastenen Tapeten über dem braunen Täfelwerk und bald auch die überreiche Stukkaturarbeit an der Decke, einen Kampf der Liebesgötter darstellend. Eine gewisse Behaglichkeit war über das Zimmer ausgebreitet, insofern nichts Leeres und Kahles das Auge beleidigte, aber es war eine Behaglichkeit, in der sich nicht Jeder wohlgefühlt hätte. Einer muntern, lebhaften Pariserin hätten die mächtigen Schatten, die Bilder, Copien und Originale aus den besten Schulen, aber meist Heiligengeschichten, Märtyrer in ihren Qualen, unheimlich gedünkt. Alles war reich, mit einer eigenthümlichen Phantasie ausgestattet, aber einer Phantasie, die in Erinnerungen lebte, welche nur Seelen zusagen, die über das Gewöhnliche des Lebens erhaben sind. Die kleinen Annehmlichkeiten und Toilettenspielereien, welche ein Damenzimmer schmücken, fehlten entweder ganz oder waren in die Winkel und Nischen zurückgedrängt.

Auch hier fühlte sich Marie nicht ganz behag-

lich. Sie flüchtete sich schnell von Madeleinens Hand an den Kamin, wo das Kammermädchen mit dem Anfachen der Flamme beschäftigt war. Madeleine lächelte, als das Kind einen Reisigbündel über den andern ins Feuer warf, daß eine brennend helle Gluth alle Gegenstände erleuchtete.

„Du wirst das Haus anzünden.“

„Ich will es nur hell machen. O, komm her, Madeleine, setz' Dich hier auf das Tabouret. Da im Zimmer ist's noch viel zu dunkel für mich. Du siehst wie eine Zauberin aus. Wie Du die Arme verschlungen hast und so ernst dastehst! Ich fürchte mich vor Dir.“

Die Dame näherte sich dem Kamin und winkte dem Kammermädchen, das Zimmer zu verlassen.

Marie sprang von der Fußbank auf: „Clementine soll fort! Nein, Clementine bleibt,“ und mit der schmeichlerischesten Miene umfaßte sie Madeleinen: „Nicht wahr, Clementine darf bleiben?“

„Clementine geht fort,“ sagte Madeleine.

Das Kammermädchen verließ mit einem komisch-drohenden Blicke auf die Kleine den Kamin und das Zimmer. Als sie die Thür zugeschlagen

hatte, hielt sich Marie die Hände vor's Gesicht, und setzte sich, wie nach einem Entschluß, auf den Fußschemmel.

Sie seufzte schwer auf: „Jeder Mensch muß sich in sein Schicksal finden.“

„Kleiner Affe, Deines ist wohl sehr schwer?“ sagte die ältere Freundin.

„Schwerer, als Du denken kannst, Madeleine. Mit den Ursulinerinnen umgehn, das lernt sich nicht so leicht; das kostet mir viel Nachdenken, wie ich es anfangen muß. Denn sieh mal, sie wissen selbst nicht recht, was sie wollen. Sie sind viel zu jung, die meisten. Und die wollen nun Lehrerinnen sein! Wenn ich sie viel frage, dann werden sie verwirrt, und wenn sie verwirrt sind, schelten sie mich naseweis; ich wolle Alles besser wissen. Ja, wenn ich es nun aber besser weiß! Man hat mich doch ins Kloster gethan, daß ich lernen soll.“

„Die Priorin ist Dir so gut. Sie ist ein schönes Mädchen.“

„Ja, schön ist sie, beinahe wie Du, Madeleine. Nein, aber doch nicht so. Deine Augen sind

viel freundlicher und schöner, die sind wie zwei Sterne; in die möchte ich immer sehn."

„Sie ist ein liebes, freundliches Mädchen —"

„Ja, das wohl, aber —" die Kleine tippte mit dem Finger an die Stirn, und schüttelte den Kopf. „Die spricht auch Alles nach, was ihr der Beichtvater sagt, und die Schwester Claudia, und wen sie hört. Sie hat gar kein eigen Urtheil."

Madeleine warf einen verwunderten Blick auf die Kleine: „Ei, da erzählst Du mir etwas sehr Neues. Ich glaubte, bei den Ursulinerinnen wäre kein Mädchen, das nachredete, was andere sprechen."

Marie wurde etwas roth. Sie umfaßte rasch die Knie ihrer Freundin, und legte ihr Köpfchen in den Schooß: „Ich weiß doch, Du bist die gute, liebe Madeleine, Du bist mir nicht bös und wirst mir immer lieb bleiben, wenn ich auch ein bischen zu viel rede. Ich möchte von Niemand lernen, als von Dir, und Niemand nachreden, als Dir allein. Ach, allerschönste, allerbeste Madeleine, wenn sie mich aus dem alten, häßlichen Kloster fortnähmen und zu Dir thäten, da würde noch was aus mir."

„Meinst Du?“

„Ganz gewiß. Wie gut und gescheit würde ich, und was könnte ich von Dir lernen.“

Madeleine sah mit wehmüthigem Ernst das Kind an, und schüttelte den Kopf: „Nein, Marie, von mir darfst Du nichts lernen, bei mir darfst Du nicht bleiben. Die guten Ursulinerinnen sind viel frömmer und besser, als ich. Sie werden Deinen leichtfertigen Sinn von den Dingen dieser Welt abziehen, und Dich zur Gottseligkeit führen. Die Einsamkeit und viel Arbeiten thut Dir gut. Hier sähest Du nur Dinge, die Dich zerstreuen, begegnetest Menschen, die Du nicht sehen darfst. Man läßt Dich schon jetzt zu viel aus dem Hause. Das weckt Deine Eitelkeit und nährt Deine neckische Lust, Dich auf Kosten Anderer zu unterhalten.“

Marie hatte ein sehr gelangweiltes Gesicht bei dieser Ermahnungsrede gemacht und ungeduldig den Kopf geschüttelt, wie Eine, die es besser weiß. Sie gähnte und wollte aufstehn: „Nun will ich nach Haus gehn.“

„Nein, jetzt sollst Du mir erst Rede stehn,

Du kleiner, böser Schelm. Wer hat Dich das gelehrt?“

Der veränderte, heitere Ton, in dem die Lehrmeisterin dies sprach, verrieth, wie sie schnell erkannt hatte, daß der Ernst einer Präceptorin bei diesem neckischen Geschöpf nicht angebracht war. Eben so schnell kehrte die Munterkeit bei Marien zurück.

„Was gelernt! Ich hab's gehört, Madeleine. Du hast ja auch den Urban predigen gehört. Und dann that ich's auch, weil ich weiß, daß die häßlichen Herren den Urban nicht leiden können. Ich mochte sie necken.“

„Du hast sehr übel gethan,“ sprach Madeleine ernst. Wenn aber noch eine Strafpredigt auf ihrer Zunge schwebte, so verschluckte sie diese schnell nach der eben gemachten Erfahrung, daß eine solche auf ihre Zuhörerin keinen Eindruck mache. „Du hast sehr übel gethan, und ich hoffe, Du wirst als ein verständiges Mädchen künftig Deine Laune zügeln, wenn Du durch so bösen Scherz Jemandem wehe thun kannst. Aber woher, sage mir, hast Du die unsinnigen Reden, mit denen Du

meinen guten Oheim aufzogst? Denn das thatest Du, böser Schalk!"

Marie Aubin lachte auf und drehte sich auf ihrem Hacken um: "War's nicht prächtig, Madeleine?"

"Wem schwatztest Du nach? Die Weiber auf der Gasse konnten nicht häßlichere Reden ausfinden."

Marie lachte noch immer: "O, das ist ja eben der Spaß, Madeleine. Grade so spricht die Schwester Claudia, die alte, häßliche, weißt Du, die in der Hinterstube liegt. Die glaubt, der Gott sei bei uns ist ihr in den Bauch gefahren, und wenn wir die nicht hätten im Kloster, so wär's doch gar zu langweilig."

"Es freut mich wenigstens, daß die Reden nicht aus Dir selbst kommen."

"Aus mir selbst, Madeleine! Das möcht' ich doch wissen, wie der Teufel das anfinge, daß er in mir hauset, wenn ich ihn nicht einlassen will. Ich hab's der Schwester Claudia auch gesagt. Herr Gott, was schrie die auf: ""Der böse Feind, mein Kind, kommt Dir unversehens, wie ein Staubfä-

serchen, in den Mund, wenn Du die Lippen aufthust. Und wenn Du an eine Blume riechst, so ist er Dir durch die Nase in den Leib gerutscht, und Du merkst es erst, wenn er in Dir grunzt. In die Unschuldigen aber, die sein nicht Acht haben, ist es recht seine Lust einzufahren. Denn in den Herzen und Leibern der Bösen, da weiß er, wie es aussieht, als ein Soldat, der lange in demselben Quartiere lag, und es giebt nicht mehr viel zu beißen und zu brechen. Die Leiber der Gottseligen, die sind ihm ein neu Quartier, in denen er es sich hübsch zurichtet, und es kostet Mühe, daß man ihn herausbringt.«« So sagte die alte Schwester Claudia. Es ist recht erschrecklich anzuhören, wenn sie sich in ihrem Bette wälzt.«

»Man sollte Kinder nicht zu der Unglücklichen führen.«

»Das hab' ich auch gesagt. Aber die Schwestern sagen: man könne nicht früh genug den Teufel kennen lernen in seiner Bosheit. Aber willst Du wissen, Madeleine, was ich meine? Ich glaube gar nicht, daß der Teufel in der Schwester Claudia steckt. Denn wenn der Teufel Lust hat nach

einem neuen Quartier, warum sucht er es sich grade bei der alten, häßlichen Schwester Claudia, warum fährt er nicht in Dich, Madeleine, oder in die schöne Jungfer Priorin?«

»Ueber solche Dinge solltest Du gar nicht nachdenken.«

»Da muß man wohl denken, wenn die Andern nicht denken, und doch schwatzen sie den ganzen Tag darüber dummes Zeug. Ich glaube, sie bildet sich's nur ein. Sie war immer faul und machte sich gar keine Bewegung, und dazu liegt sie in der engen Hinterstube, wo die Wände schwitzen. Davon wurde sie krank und kriegte böse Träume. Und früher gab sich Keiner viel mit ihr ab, weil sie gar zu albern ist, und immer stöhnte. Nun aber ist's mit einem Mal anders. Da wird sie von früh bis spät besucht, da streichelt man sie, weil sie so viel leidet, giebt ihr die besten Kosthappen und fragt sie aus, als ob sie eine gescheite Person wäre. Und wenn der Böse jetzt fort wollte, ich glaube, sie ließe ihn nicht. Sie wäre auch eine Thörin, denn dann kümmerte sich wieder kein Mensch um sie.«

Madeleine wollte das geschwätzige Mädchen schelten, aber ihre Vorstellungen von den Leiden und Krümmungen der besessenen Nonne waren so possirlich und das Urtheil des Kindes so hell und nach ihrer Einsicht richtig, daß sie wider Willen lächeln mußte. Der Unfug, der schon anfing stadtkundig zu werden, war erst seit dem Tode des vortrefflichen Mousant Du Fresne eingetreten. Es war eine Vereinigung unerfahrener, zum Theil junger Mädchen, die sich selbst nicht zu rathen und helfen wußten, und deren klösterliche Einrichtung und geistliche Würde den Rath und Zuspruch erfahrener Frauen von sich ausschloß. Ihre jugendliche Phantasie, verbunden mit der Einsamkeit, mußte all' die Uebelstände vermehren, welche in jeder gesellschaftlichen Verbindung von Frauen unter sich vortreten, wo eine Autorität fehlt. Madeleine sprach zu Marien wie zu einer älteren Freundin, und daß der neue Beichtvater, den die geistlichen Obern für das Kloster wählen dürften, die vernünftige Ordnung wieder einführen werde. Sie bat die kleine Freundin, alsdann nur auf diesen würdigen und erfahrenen Mann zu hören,

und Alles zu thun und zu glauben, was er sagen würde.

Mariens Augen leuchteten auf: „Ach darauf freuen wir uns Alle schon recht von Herzen.“

„Auf was!“

„Auf den Pfarrer Urban. Der muß in unser Kloster. Wenn der uns predigt, da wird Keine mehr einschlafen. Ach, Madeleine, das wird herrlich sein.“

Madeleine wurde blaß.

„Was weißt Du davon?“

„Für den thun die Schwestern, was er will. Es haben ihn wohl noch nicht alle gesehen; aber sie sind schrecklich neugierig. Und wenn er sein schwarzes, großes Auge aufschlägt, und mit der Hand auf die Brust schlägt und dann anfängt zu sprechen, das ist wie die Orgel. Madeleine, ich sage Dir, sie werden alle toll werden. Da wird jede alle Woche beichten wollen.“

„Was Ihr Euch einbildet, alberne Kinder! sagte Madeleine, ins Kaminfeuer blickend. Die Weisheit des Bischofs wird Euch einen Beichtvater bestimmen, der sich für das Kloster schickt.

Urban Grandier wird es nicht werden, er darf es nicht werden.«

Marie Aubin sah eine Weile forschend und mit unverholenem Mißvergnügen auf die Freundin: »Das ist häßlich von Dir, Madeleine. Ich hatte es gar nicht geglaubt, daß Du auch so bist. Ich weiß wohl, Ihr mögt ihn nicht leiden hier. Darum könnt Ihr ihn doch uns gönnen.«

»Du verstehst das nicht.«

»O ich verstehe genug. Der häßliche Herr Trinquant und Dein Oheim möchten ihm zu Leibe, aber —«

»Respect vor meinem Oheim, Marie!« entgegnete Madeleine ernst, und stand auf.

»Ich weiß doch, was ich weiß, lachte die Kleine auf, aber nun sage ich es Dir nicht.«

»Was weißt Du?«

»Ja, wenn Du freundlich gegen mich wärst, die alte, gute Madeleine, dann sagte ich es Dir wohl, und wenn Du mich auch noch so sehr schiltst. — Etwas will ich Dir doch sagen. Wir brauchen auch keinen Beichtvater. Wenn wir wollten, wir können allein die Besessenen heilen.«

Marie und Madeleine saßen wieder am Feuer, die erstere wie ein Beichtkind zu Füßen der andern, das Köpfchen auf ihrem Schooß. Madeleinens Finger spielten in den blonden Locken des Wildfangs.

„Du böses, böses Kind!“

„Die Madelon, die Novize, hat es angegeben. Aber sie wollten es ja nicht anders haben, die Nonnen. Warum haben sie uns erschreckt! Darum erschrecken wir sie wieder. Neulich, Abends nach der Vesper, stürzten die Priorin und die Schwester Clara vom Boden herunter, so blaß wie der Tod. Er kommt! schrie die Eine. Er ist hinter uns! die Andere. Wir saßen im Refectorium, und nickten, denn die Schwester Agathe las eine Legende; dabei schlafen wir immer ein. Wer kommt denn? riefen wir. Die Eine sah hinter sich, die Andere stürzte auf ihre Knie und schrie: Der todte Du Fresne! Nun hörten wir einen Schlag gegen die Thür, und da stürzten wir Alle auf die Erde, und das war ein Zähneklappen und Beten. Ach, Madeleine, es ist schrecklich, wenn man Geister fürchtet. So habe ich in

meinem Leben nicht geschauert, daß mir nur so die Zähne klappten.“

„Aber der todte Beichtvater kam nicht?“

„Wenn er nur gekommen wäre! Da hätte man doch gehabt, um was man sich fürchten kann. In der Nacht trugen wir alle unsere Betten ins Refectorium, aber geschlafen hat keine bis zum Morgen. Zuerst beteten wir und dann sangen wir, und als es nun stille blieb eine Weile, und eine oder zwei anfingen zu schnarchen, da erhob die Schwester Claudia ihre Unkenstimme: „„Ja, ich sehe ihn, da ist er, da kommt er!““ Und da konnte man wieder nicht schlafen. Sie erzählte, warum der fromme Du Fresne umgehn müsse, nämlich weil der Teufel in ihm sitze, und eher würde er keine Ruhe finden, als bis der Teufel ausgetrieben sei. Da stöhnten sie los —“

„Und Du schliefst doch ein?“

„Ja, vor langer Weile. Nun denke Dir, Madeleine, am andern Tag kam's wieder so. Anfangs schämten sie sich zwar, und keine wollte davon sprechen. Die Sonne schien hell. Wir trugen die Betten an ihre alten Orte, und die Non-

nen gingen wieder auf den Boden, wo die Wäsche trocknet. So lange es Tag blieb, ging es auch ganz gut. Aber wie es dunkelte, da war er mitten unter den Hemden und Laken, die Schwester Clara hatte seine funkelnden Augen gesehen, die Eusebia seine dürren Hände. — Madeleine, ich will's Dir gestehen, ich war auch oben, ich glaubte auch, ich hätte ihn gesehen. Wie wir da runter stürzten, flogen, purzelten und fielen. Noch weiß ich nicht, wie wir mit gesunden Gliedern runter kamen. Eine hatte die Andere gefaßt und Einer graufelte vor der Andern. So hab' ich mich noch nie in meinem Leben geschämt, als am Morgen drauf. Ich hätte mir Ohrfeigen geben mögen, denn was war es anders, wir hatten uns auf dem dunklen, alten Boden gefürchtet. Das Fürchten steckt an. Und am nächsten Tage ging's wieder so. Das ist kein Spaß, wenn man Nachts die Nonnen muß heulen hören und nicht schlafen kann, und alle Morgen muß man sich schämen und die schweren Betten forttragen. Das ist eine hübsche Arbeit. Am Ende ward's uns zu viel, der No-

vize und mir; sie hatten uns in Angst gejagt, nun wollten wir sie auch ängstigen.“

„Ihr schlimmen Mädchen!“

„Ach, Madeleine, wie da Nachts die drei leeren Tonnen von der Bodentreppe runter kamen! Ganz von selbst, nicht wahr? Die überschlugen sich, gegen die Wände, rechts, links, eine übers Geländer an die Thüre, an die Fenster krachte es bis auf den Flur. Den Angstschrei hättest Du hören müssen, und die Novize und ich schrieen mit, und Alles aus den Betten und kroch wieder hinein. Das kostete Zeit, bis die Priorin ein Herz faßte. Da mußten Alle raus, wie sie waren. Sie, das Crucifix in der Hand, und drei mit geweihten Kerzen. So faßten sie sich unter, eine am Rockzipfel der andern, wie Schafe, wenn der Hund treibt, und keine wollte voraus.“

„Und haben Dich nicht entdeckt?“

„O, das war zu fein für die angefangen. Den Bindfaden unter der Thür, wer hätte den entdeckt. Madelon und ich, wir schliefen in einem Bette. Erst wie sie Alle schnarchten, stießen wir uns an. Die Novize prustete auf, ich mußte ihr

den Mund halten. Es that Noth, daß ich mir auch meinen zuhielt; beinahe wär's da verrathen worden. Ach, Madeleine, so lustig hat mir nie das Herz geschlagen. Und die Novize, die schüttelte sich im Bette. Jetzt! sagte ich. Nein, noch nicht! sagte sie. Nun richteten wir uns auf, und schauten uns um, wie die Nonnen lagen; die eine seitwärts die andere auf dem Rücken. Wir wetteten: wer wird zuerst auffahren? Wie wird die aussehn, wie wird die aufschrei'n! Darüber hätten wir uns beinahe gezankt. Na nu! sagte die Novize. Da wird mir mit einem Male so entsetzlich bang, so bang ist mir in meinem Leben nicht gewesen. Ach, lieber Gott, was kann draus werden! dachte ich, und faßte nach ihrer Hand, da war's aber schon geschehen, sie hatte den Bindfaden losgelassen — und oben rollte es. Ich fuhr, daß ich's Dir nur sage, unters Kissen, und mir ward so heiß, als stäke ich in einem Backofen. Und wie es nun immer entsetzlicher dröhnte, krachte und polterte und sich überschlug, und herunter kam, da war's mir, als ob der Donner über mir rollte und die ganze Stadt stürzte in Trümmer zusam-

men und Alle drinnen und ich mit. Ich bat die heilige Jungfrau, daß es nicht wäre, daß ich nur geträumt haben möchte. So entsetzlich war mir.«

Madeleine stieß einen schweren Seufzer aus. War es Mitgefühl für Mariens Angst, waren es eigene, schwere Träume, aus denen sie erwachte? Sie forderte die Kleine auf, weiter zu erzählen, ohne, wie diese erwarten konnte, sie zu schelten, aber auch ohne durch Zeichen der Theilnahme sie aufzumuntern. Sie saß, den Kopf im Arm gestützt, während nur die andere Hand wie gleichgültig in Mariens Locken spielte. Das schelmische Kind war aber an Liebkosungen und Aufmerksamkeit gewöhnt. Sie richtete den übrigen Theil ihrer Beichte kürzer und trockener ein, und schloß plötzlich: »Weiter weiß ich nun nichts.«

Wenn gleich Marie Aubins Aussage die Hauptquelle für diesen ersten Theil unserer Geschichte ist, — und sie hat in ihrem hohen Alter, als fünfundsechszigjährige Frau, noch oft deren Wahrhaftigkeit versichert — so ist dieser neckische Anfang einer großen Begebenheit doch auch sonst genügend bekannt, daß auch wir die anderen Ein=

zelnheiten nur kurz zu berühren brauchen. Dies erste Spiel der leichtfertigen Mädchen war so über Erwarten glücklich ausgefallen, daß es ihnen Lust machte, es fortzusetzen. Das nächtliche Gepolter blieb fast keine Nacht, auf diese oder jene Weise, im Ursulinerinnenkloster aus. Die Tische und Bänke spazierten, die Besen und Scheuerfässer tanzten und an den Fenstern klirrte es, bis auch die furchtsamsten Nonnen sich daran gewöhnten und in ihre Schlafkammer zurückkehrten. Um ihre Furcht aufzufrischen, ersannen die losen Mädchen, die noch eine dritte oder vierte in das Vertrauen gezogen hatten, neuen Schabernack. Sie kletterten bis aufs Dach, was nach der Bauart der Häuser in Loudun eine leichte Sache war, und ließen durch die Schornsteine Ziegeln und Scherben in die Kamine regnen; auch tönten dumpfe Stimmen mit Weh und Ach herunter. Als auch diese Stimmen ihre Kraft verloren hatten, öffnete sich die fest am Abend vorher verschlossene und verrammelte Thür der Schlafkammer, der todte Beichtvater trat herein, schritt an den Betten der erstarrten Nonnen vorüber, nahm ihre Unterröcke

auf und warf sie draußen über das Treppengeländer. Daß es nur in solchen Kammern geschah, wo eine der mitwissenden Pensionairinnen schlief, die heimlich, wenn sie die andern in festem Schlafe wußte, aufstand und leise dem Gespenst die Thür öffnete, entging der Kritik der armen, geängsteten Religiosen, die es überhaupt nur mit dem Glauben und gar nicht mit der Kritik zu thun hatten.

Madeleinens Benehmen wäre allen denen aufgefallen, welche sie kannten. Sie schalt Marien nicht. Als diese ihre Erzählungen geendet hatte, sagte sie: „Es ist nun hohe Zeit, daß Du nach Hause gehst," schellte dem Kammermädchen und befahl, daß der Diener mit der Laterne sich bereit halte.

Marie hatte das nicht erwartet. Auf ernste Zurechtweisungen hatte sie sich gefaßt gemacht, und wohl war eine neue Schelmerei oder Liebkosung in der kleinen Brust bereit, womit sie Madeleinens Zürnen begütigen wollte. Ihr Schweigen, ob Gleichgültigkeit, oder was war es? machte sie betroffen. Sie schielte seitwärts nach ihr auf und faßte ihre Hand.

„Du mußt was sprechen, Madeleine, sonst fürchte ich mich auf dem langen Wege. Sage, ich war unartig; ich weiß es wohl, ich war es. Aber was ist's denn großes?“

„Und weißt Du, was draus wird!“ entgegnete, noch immer in Gedanken versunken, Madeleine. „Man muß nie scherzen mit den bösen Mächten. Mir war's, als hörte ich auch die Tonnen, die Ihr umstürztet, rollen, und sie rollten immer weiter, immer entsetzlicher. Gute Nacht.“

„Madeleine, Madeleine!“ Das Kind schmiegte sich an die Freundin und umklammerte ihre schöne Gestalt: „So mußt Du mich nicht fortlassen. Habe ich Böses gethan, so sage mir, was ich thun muß. Nur nicht den Nonnen, denen sage ich es nicht. Sie sind gar zu albern, und sie glaubten's auch nicht.“

„Sprich mit dem neuen Beichtvater; vertraue ihm Alles, Marie, und was er Dir sagen wird, das thue unverbrüchlich.“

Als Marie gegangen war, blieb Madeleine noch lange am Kamin sitzen. Wunderbar! die ernstesten Gedanken schienen in dem edlen Wesen

durch die Erzählung von dem albernen Spiele aufgeregt. Selbst Clementine, ihre Vertraute, konnte durch ihre freundliche Zusprache die Runzeln von ihrer Stirn nicht verscheuchen, und das Lächeln nicht wieder auf die Lippen, die es so zierte, zurück bringen. Erst als sie ihre Herrin entkleidet hatte, schien diese aus ihrem Starrsinn zu erwachen, und plötzlich umschloß sie ihr Kammermädchen mit einer der feurigsten, liebeglühendsten Umarmungen, sie drückte hundert Küsse auf ihre Lippen, ihre Wangen und ihre Stirn, und sprach: „Was wäre ich, wenn ich Dich nicht hätte!“

Aus den Fenstern in Madeleinens Zimmer hatte man einen Blick über die Stadtgärten und Wälle bis auf das weite Feld. Das entlaubte Gebüsch, die Wälder und Aecker boten an einem trüben Herbsttage eben kein erfreuliches Bild. Graue Regenwolken drückten den Horizont, die Krähen schwärmten um die Dächer und Wipfel

der Bäume in den Gärten, und schüttelten die letzten welken Blätter ab. Dennoch war das landschaftliche Bild nicht todt und einsam, denn auf den Wällen schaufelten und karrten Hunderte von Arbeitern, während andere mit Hacken und Axt an dem alten Mauerwerk hämmerten. Links in der Ferne war das Zerstörungswerk noch sichtlicher dem Auge. Die alte Citadelle von Loudun wurde abgetragen und gesprengt. Sie war, gleich anderen Festungen, im Innern oft der Haltpunkt gewesen, wo rebellische Vasallen sich mit ihren Kriegsleuten hinein warfen, und der Krone trotzten. Richelieu's Politik war in voller glücklicher Arbeit, die Macht dieser großen Feudalherren zu brechen. Seine Vorsicht wollte ihnen aber auch für die Zukunft die Mittel abschneiden, und sein gewaltiger Wille ließ überall im Innern von Frankreich die alten Festungen niederreißen und die Mauern der Burgen brechen. Die Seigneurs ließen es, in schüchternem Schweigen, in verbissenem Groll, geschehen; die Bürger in den alten Städten waren meist gleichgültige Zuschauer. Auch die Citadelle und die Schanzen von Loudun waren an die Reihe

gekommen. Seit einigen Wochen arbeitete man eifriger an dem Werke, da es verlautete, daß ein Commissair aus Paris zur Besichtigung kommen werde. Der Cardinal war mit der bisherigen Langsamkeit unzufrieden.

Madeleine de Brou sah so gleichgültig wie die Bürger der Stadt dem geschäftigen Treiben zu, als ihr Oheim sich melden ließ.

„Du wirst an Aussicht hier gewinnen,“ sagte der Präsident, der sich zu ihr ans Fenster setzte.

„Was ein Priester vermag!“ erwiderte sie lächelnd. Der Ernst ihrer Gesichtszüge ging schnell in die Heiterkeit über, welche ihre Züge gewöhnlich im Gespräch verriethen. Sie galt für eine der liebenswürdigsten Damen, der angenehmsten Gesellschafterinnen in der Stadt.

Ihr Oheim sah sich unwillkührlich um: „Vorsichtig, liebe Nichte.“

„Hier hat der Cardinal keine Späher. Und wenn er uns behorchte, so dünkt mich, der allmächtige Mann müsse es für ein Compliment achten. Auf sein Wort fallen alle Festungen in dem großen Frankreich, vor denen die großen Capitaine

und Feldherren der alten Zeit, ich weiß nicht, wie lange lagen "

"Darüber lasse Andere nachdenken. Es thut nicht gut für uns in einer Provinzialstadt. Man weiß nie, welche Meldungen von unsern Feinden darüber nach Paris gemacht werden. Ueberhaupt —"

Er brach ab und schien unschlüssig, wie er das vorbringe, um was er gekommen war. Madeleine mochte es ahnen; eine leichte Röthe flog über ihre Wangen.

"Madeleine, ich achte Deinen Character, ich achte auch die Unabhängigkeit, in welche das Testament ihres Vaters die Tochter meiner Schwester versetzt hat. Aber weshalb zwischen so nahen Verwandten, wie wir, verschweigen, was man denkt! Du bist schön, liebenswürdig, sehr unterrichtet, man nennt Dich geistreich, Du wirst angebetet, wo Du Dich willst anbeten lassen, Du bist mehr als das, ein vortreffliches Wesen, aber Du stehst allein da — ich weiß wohl, Du bedarfst, Du meinst wenigstens keines Schutzes zu bedürfen — allein, sage ich, denn alle Deine Gespielinnen verließen Dich, seit drei, fünf, ja seit zehn Jah-

ren, und es kurz zu sagen, Du bist vier und zwanzig Jahre alt. Wo irgend eine junge Dame in Frankreich auf eine anständige Verbindung kann Ansprüche machen, wird sie in diesem Alter längst ihren Namen vertauscht haben, und welches Mädchen in der Stadt hätte mehr Ansprüche auf eine glänzende Partie, als Madeleine von Brou.«

»Ich glaubte, lieber Oheim, das Thema hätten wir längst abgesprochen. Sie versprachen mir —«

»Dir vollkommene Freiheit zu lassen, wie sich das von selbst versteht. War ich gleich Dein Vormund, so hatte doch Dein auf seinen alten Adel stolzer Vater es angeordnet, daß mir die meisten Rechte eines solchen abgingen, weil ich aus einer Familie stamme, die nur den Adel der Robe hat. Kannst Du klagen, daß ich mir mehr anmaßte?«

»Sie waren immer der gütigste, gefälligste Vormund.«

»Um so weniger mache ich auf mehr Ansprüche, seit Du majorenn bist. Aber als Dein nächster Freund, Dein erster Verwandter, ist es meine

Pflicht, Dich auf Deine sonderbare Lage aufmerksam zu machen. Wir leben nicht in Paris, wir leben in einer kleinen Stadt, wo Neid und Schmähsucht jeden Schritt beobachtet. Ich weiß, die bösen Zungen haben Deinen Ruf noch nicht angetastet; aber was schlimmer ist, Deine Sprödigkeit hat die Neugier angeregt. Niemand begreift Dich, darum bist Du der besondere Gegenstand der Aufmerksamkeit Aller. Und wenn es nur bei der Aufmerksamkeit bliebe! Aber jede Besonderheit weckt den Neid! Nichts unterminirt mehr das Glück der Glücklichen, als wenn Einer von Allen gepriesen wird, um seiner Vorzüge willen, die den Anderen abgehen, und er wird doch nur von Wenigen geliebt.«

Madeleine holte tief Athem. Die Bewegung verging aber wieder, und sie hörte fast lächelnd dem Oheim zu, als er fortfuhr.

»Wärst Du eine Heilige, und Dein Sinn nur auf das Ueberirdische gerichtet, so thäte es auch nichts. Die Leute fänden einen Grund. Aber Du schwärmst für Kunst und Wissenschaft. Du liebst Gesellschaften und Vergnügungen, den

Scherz und die Lust, Dein Blut ist nicht eiskalt —"

"Nun, mein Oheim? —"

"Für diesen Fall" — der Präsident stockte. "Ich bin nicht mehr Dein Aufseher und noch weniger steht es mir zu, ein Sittenrichter zu sein. Aber ich mache Dich wiederholt aufmerksam, daß wir in dem kleinen Loudun leben. Eine Unverheirathete ist hier den altväterischen Ansichten unterworfen. Ja, wäre es in Paris! Wenn es mir gelänge und die Gnade des Cardinals mich in die Stelle, die ich wünsche, versetzte —"

"So gönnten Sie mir, so frei zu leben, wie die berühmten schönen Frauen dort. Nein, lieber Oheim, vom Hofe der Medicäerin hole ich mir nicht das Vorbild, nach dem ich leben will."

Der Präsident faßte die schöne Hand seiner Nichte und drückte sie mit französischer Galanterie an die Lippen: "Ich weiß, Du bist characterstark, Du bist edel und rein. Auch nur die Aeußerung des Verdachts muß Dich beleidigen. So meinte ich es nicht. Nur in der Berührung mit den Verhältnissen, sind die Reinsten und Festesten

oft gezwungen, einen Schein anzunehmen, um einen Schein zu vermeiden.«

»Wenn mich nun der Verdacht wenig kümmerte, so wenig, daß ich es nicht der Mühe werth hielte, um einen Schein mich zu bemühen! — Lassen wir das gut sein,« brach sie kurz ab. »Eine Heilige bin ich so wenig, als — sehn Sie, dort scheinen sie wieder eine Mine zu legen. Wir wollen vom Fenster gehn, wenn sie auffliegt klirren die Scheiben und meine Bilder werden unruhig an der Wand.«

Aber der Präsident ging nicht; er nahm nur auf einem anderen Stuhl, mehr in der Mitte des Zimmers, seinen Platz. Die Nichte sprach von dem Sprengen und der Verschwendung von Pulver dabei, ein Gegenstand, welcher sonst Barot nahe genug ging, da er selbst die Unternehmung besorgte, diesmal aber schien er ihm unangenehme Erinnerungen zu erwecken, und von der Sprengungsgeschichte fiel er, kaum einen Uebergang machend, wieder in das vorige Gespräch, dessen letztes Ziel unzweifelhaft ein Heirathsproject war.

„Du warst in der letzten Zeit auch gegen den Marquis de la Boutonne ziemlich kühl!“

„Weil er mich langweilt.“

„Der Chevalier Lestriguieres blieb bis letzthin unermüdlich. Es war zu verwundern, nachdem Du ihn so abgefertigt hattest.“

„Verlangen Sie, daß ich einen Mann achten soll, der sich das gefallen läßt?“

„Das nicht, aber daß Du mit Deinem hellen Verstande die Verhältnisse im Auge behalten möchtest. Ein Weib bedarf nur dann keines Schutzes, wenn sie, wie jene vornehmen Damen, sich über Verhältnisse, Ruf und Sitte hinwegsetzt, und selbst in ihrer Freiheit sich einen Staat schafft, Unterthanen ihrer Laune, die der Sitte gehorchen, welche ihr Witz, ihr Vergnügen aufstellt. Diese freien Frauen sind freilich Königinnen, die unter ihren Vasallen und Sclaven umherschreiten, und den in ihre Arme winken, der ihnen grade wohlgefällt. Sie können stolz das Auge aufschlagen und gebieterisch dem Pöbel zurufen: Hony soit qui mal y pense! Diese Frauen, statt des Schutzes zu bedürfen, können noch andere in ihren nehmen; sie

sind von großem Einfluß, ja oft bei uns von fürchterlicher Macht. Du verschmähst diese Freiheit; wohlan, so bleibt Dir nur der Weg der bürgerlichen Tugend und Sitte, auf dem jede Frau eines Schutzes bedarf. Mein Einfluß ist beschränkt, ich kann sterben; Dein Vermögen, mit dem meinen verschmolzen, ist ansehnlich, aber nicht ansehnlich genug, Dich gegen Ränkeschmiede, gegen den Haß und die Gewalt der Mächtigen, zu schützen. Wir haben schon Neider und Feinde, ihre Zahl muß wachsen, je mehr ehrenvolle Anträge Du von Dir weisest."

"Du magst recht haben. Wenn ich nun aber den Muth in mir fühlte, diesen Feindschaften zu trotzen."

"Weshalb, Madeleine? Alles muß einen vernünftigen Grund haben. Du bist keine von den eigensinnig grillenhaften Geschöpfen, die mit der ganzen Welt anbinden, und die Dinge auf den Kopf stellen möchten. Du fühlst lebhaft. Sollte Dein Herz noch nie berührt, sollten Deine Sinne noch nie angeregt sein — unmöglich!"

Der Oheim warf einen bangen, forschen-

den Blick auf die Nichte. Madeleinens Busen hob sich.

„Ich bin ein Weib, ein Weib wie andere, Oheim, nicht schlechter und nicht besser.“

„Dann wäre es unnatürlich —“

„Wenn ich nicht Gefühlen huldigte, wie Ihr alle.“

„Diese aber führen, nach Deiner Gesinnung, nur zu einer vernünftigen Heirath.“

„Wenn ich den fand, den ich für würdig hielt, den ich meiner werth achtete, dann reich' ich ihm meine Hand. Beim allmächtigen Gott, wenn das ist, mein Oheim, dann sollen mich keine Rücksichten abhalten. Wer es sei, dann trotze ich dem Gerede der Welt und ihren Verhältnissen.“

Sie war rasch aufgestanden. „Vielleicht solltest Du zufrieden sein, Oheim, daß es nicht so ist,“ sprach sie, an den Kamin gelehnt. „Das könnte Deine Ruhe stören. Wie, wenn ich nun den Herrn von Senanges wählte. Er gefällt mir zuweilen. Sieh, Oheim, schon ein Calvinist störte Dich in Deinen Planen. Und könnte ich nicht noch schlimmer wählen! Ich dächte, wir brächen

von dem Gespräche ab, das weder Dir noch mir Freude macht.“

Der Präsident war nicht dieser Ansicht. Er blieb im Armsessel, und sprach noch über den und jenen, der sich um Madeleinens Hand beworben. Er wägte ihre Vorzüge und ihre Mängel ab, scheinbar mit Unpartheilichkeit, aber das Resultat war immer, daß die letzteren die ersteren überwogen.

„Meinst Du indessen,“ schloß er, „daß sie anderswo besser sind? Die Zeiten der Ritter ohne Furcht und Tadel sind eben so vorüber, als die der Troubadoure. Ueppig, ausschweifend, sittenlos, was die bürgerliche Welt so nennt, sind heut alle junge Männer aus guten Familien. Wer sich in dieser Zeit zu den gewöhnlichen, bürgerlichen Tugenden bekennte, würde sich dem Spott der Andern aussetzen. Ja, ich zweifle, ob junge Damen selbst sich glücklich schätzten, einen frommen und keuschen Jüngling zum Gemahl zu erhalten. In Paris wenigstens riethe ich ihnen nicht, solchen Gatten dem Hofe, den Gesellschaften zu präsentiren. Auch vernünftige Eltern denken so. Ein

junger Mann, der seine Leidenschaften noch nicht austoben ließ, welche Bürgschaft verspricht er für die späteren Jahre. Die menschliche Natur will ihr Recht."

Madeleine hatte sich dem Stuhle des Präsidenten wieder genähert, und blickte ihn verwundert an:

"Meinen Oheim als Lobredner der Lasterhaftigkeit der Zeit zu hören, ist mir neu."

"Aendern wir, was ist! Der Verständige schickt sich in das Unvermeidliche und sucht nur dem Schlimmen die besten Seiten abzugewinnen. Wir können schon zufrieden sein, daß das gegenwärtige Geschlecht besser ist, als das vorangegangene, daß die ruchlosen Gewaltthaten mächtiger Edelleute jetzt von der Sitte gemißbilligt, von dem Gesetze verfolgt werden. Die Lagerungen an den Heerstraßen haben doch fast ganz aufgehört, die Seigneurs schleppen nicht mehr junge Mädchen wider ihren Willen in ihre Schlösser. Der große Cardinal verfolgt mit unerbittlicher Härte die Trotzigen, welche sich selbst ihr Recht schaffen."

"Damit zufrieden, sollen wir uns über die

kleinen Ruchlosigkeiten freuen,“ entgegnete spöttisch das Fräulein, „und es als ein Glück preisen, daß die Kraft des französischen Adels an den lasterhaften Höfen, in den lüsternen Vergnügungen der Hauptstadt gebrochen wird. Daß aus blutdürstenden Tigern entartete Wüstlinge werden! Mich dünkt, mein Oheim, die gewaltthätigen Edelleute der Vorzeit, die um ihre Begierde ihr Leben wagten, konnte man eher lieben, als diese verwüsteten, feinen, eitlen — was geht es uns an!“

Es entstand abermals eine Pause. Der Präsident erhob sich langsam.

„Mich freute es neulich, daß Du den jungen Laubardemont nicht so schnöde, wie den Chevalier Lestriguieres abwiesest.“

„Er ist wenigstens offen in seiner Schlechtigkeit.“

„Er macht allerdings seinem Vater Verdruß. Aber er ist der Liebling der Mutter; und der Staatsrath, so allmächtig er ist, hängt doch, unter uns gesagt, ganz vom Willen seiner Gattin ab. Er hat noch alle seine Schulden bezahlt, ihn aus allen Händeln losgewickelt.“

„Auch aus dem mit der armen Marie Caillé?“

„Auch aus dem. Du magst daraus Laubardemonts Einfluß beim Cardinal erkennen.“

„Gütiger Gott! die er auf der offenen Straße St. Honoré, mitten in Paris von seinen verlarvten Spießgesellen aufgreifen ließ. Ihr Diener wurde gefährlich verwundet. Vier Tage war sie spurlos verschwunden, bis sie eines Abends zu ihren trostlosen Eltern —“

„Allerdings in einem Zustande zurück kam, der für diese nicht viel tröstlicher war. Auch das ist durch den Cardinal ausgeglichen, obgleich er dem Vicomte de Caillé für einige Dienste dankbar ist, und ihm gern wohl wollte. Aber Laubardemont ist ihm wichtiger. Der Vicomte ist Huguenot und man konnte ihm einige Verbindungen mit La Rochelle nachweisen. Er mußte schweigen, und seine eigene Sicherheit diesmal mit der Ehre seiner Tochter erkaufen. Bei der Untersuchung, die man anstellte, fehlte es an Zeugen, der verwundete Diener war auch ein Huguenot. Der junge

Laubardemont mußte auf ein Jahr Paris verlassen. Damit ist die Sache abgethan.“

„Ich hoffe, er wird Marie de Caillé heirathen.“

„Heirathen! die er aus den Händen seiner Spießgesellen empfing und ihnen wieder überließ, als er ihrer satt war! Heirathen, der Sohn des Staatsrath Laubardemont, die Huguenottin, die kaum Vermögen hat! Er verdürbe sich seine glänzende Carriere um die Phantasie einer Nacht. Ueberdem, wenn ich nicht irre, ist sie schon gestorben. Wie gesagt, diese Sache ist vollkommen und glücklich beseitigt. Der junge Laubardemont hat mit Auszeichnung in Deutschland bei den Schweden gedient, und wenn er früher glücklich war, so tritt er in Paris jetzt als ein Eroberer auf. Eine Hiebwunde über die Stirn und die Erinnerung an jenes kühne Abentheuer mit Marie de Caillé macht ihn bei den Damen, sagt man, unwiderstehlich. Indeß wünschen ihn seine Eltern jetzt anständig zu verheirathen. An jungen Damen, aus ausgezeichneten Familien, die sich eine solche Verbindung zur Ehre rechnen würden, fehlt es nicht

in Paris und noch weniger in den Provinzen. Laubardemont braucht nur für seinen Sohn zu wählen.“

„Ich wünsche ihm eine Gattin, die seiner würdig ist,“ sagte Madeleine.

„Auch sein Vater hat wild in der Jugend gelebt. Was der Staatsrath wurde, verdankt er eigentlich seiner klugen, stolzen Frau, die ihn in kurzer Zeit völlig umgewandelt hat. Diese Macht ist verständigen, schönen Frauen eigen und Frankreichs Geschichte weiß davon leuchtende Beispiele. Laubardemont kommt her —“

„Der Staatsrath?“

„Mit seinem Sohne, denk' ich. Vielleicht schickt er den auch früher her.“

„Guyot Laubardemont! Was will der ausschweifende Jüngling in dem kleinen Loudun, da ihm das große Paris mit allen seinen Sirenengärten nicht groß genug war!“

„Wenn er die Circe nun in Loudun gefunden hätte, die ihn aus ihren magischen Netzen nicht losläßt.“

Madeleinens Stirne röthete sich. Es war mehr Ueberraschung als Zorn.

„Du würdest doch eine gute Eigenschaft an ihm entdecken, die Ausdauer. Daß er nach so vielen glücklichen Abentheuern noch an Dich denkt, verriethe einen beharrlichen Sinn.“

„Der Staatsrath selbst kommt her?“

„Er kommt.“ Des Präsidenten Stimme hob sich dabei nicht; er senkte vielmehr das Auge.

„Kommt,“ rief Medaleine, „um die Festungsbauten zu revidiren, und nachzuforschen, woher die lange Verzögerung! Der Kriegsminister ist ungehalten, und man spricht von Lieferungen von verdorbenem Pulver. Wie dort der Vicomte die Ehre seiner Tochter austauschte für seinen entdeckten Briefwechsel mit den Rebellen in Rochelle, so könnte hier ein Kaufgeschäft für schlechtes Pulver mit der Hand einer Nichte abgeschlossen werden.“

Der Präsident war aufgestanden: „Das Pulver war nicht schlecht — es war von der besten Qualität — nur durch langes Liegen, — es war in den Kasematten feucht geworden.“

„Ich untersuche nicht Ihr Pulver, das wird der Cardinal, der Kriegsminister thun, der Staatsrath Laubardemont.“

„Und Du weißt, wie diese Untersuchungen sind, Madeleine. Wem man wohl will, hat immer Recht, wem man übel will, und zeugten die Heiligen selbst für ihn, er bekommt Unrecht. Ich bekenne Dir, die Sache geht mir im Kopfe um, und es ist doch wohl von einem Oheim nicht zu viel gefordert, wenn ich Dich bitte, freundlich gegen ihn zu sein.“

„Ich glaube an Ihre Rechtlichkeit, mein Oheim,“ sagte Madeleine freundlich. „Was ich thun kann und darf, soll geschehen. Aber beim Himmel, ich bin der Meinung, daß der Präsident Barot um dieses geringfügigen Handels willen nicht nöthig hat, so viel zu bieten oder zu opfern. O fort mit den Runzeln von Ihrer Stirn. Muthig, mein Oheim! Laubardemont ist nur ein Diener des Gesetzes und des Cardinals.“

„Aber dieser Name allein, der das Mark durchschüttert!“

„Ich wußte damals den wüsten, tollen Jüngling in den Gränzen des Anstandes zu erhalten. Er ist nicht ganz ohne ritterlichen Sinn. Er traf wohl nur noch auf Frauen, die ihn nicht der

Mühe werth hielten, oder über die er leichte Siege erfocht.“

„Du erquickst mich wieder. Ueberhaupt, Madeleine, suche wieder Deine alte Heiterkeit hervor, die Dich unwiderstehlich macht. Du liest zu viel, Du sitzest zu viel inne, die Umgebung hier taugt nichts für Dich. Wir wollen wenigstens zum Fasching nach Paris. Was wäre es eine Aufgabe für Dich, aus diesem wüsten Jünglinge einen würdigen Cavalier zu bilden. Wenn Du Keinen fandst, würdig Dein Gatte zu sein, so erschaffe Dir einen als Künstlerin, als ein neuer Prometheus.“

„Ich will darüber nachdenken,“ lächelte Madeleine.

In dem Augenblicke sprang eine Mine. Eine Bastion sollte in die Luft fliegen; die zu starken alten Mauern leisteten einen heftigeren Widerstand, als man erwartet, und mit um so erschütternderm Getöse fuhr die Explosion aus der Klüftung, die sie gerissen. Die Mauern des Zimmers dröhnten, die Scheiben klirrten, die Gemälde an der Wand bewegten sich heftig, und ein kleines, das

vielleicht versteckt hinter einem andern gehangen, fiel und verschwand hinter einem Möbel.

Der Präsident blickte mit dem Stolz der Selbstzufriedenheit aus dem Fenster: „Man wird doch zugestehen, daß mein Pulver von Wirkung ist.“

Als er sich umsah, stand Madeleine etwas entfärbt da. Sie gab dem Oheim auf seine Frage nicht ordentlich Antwort. An ihm war jetzt das Lächeln.

„Ich glaubte, Du wärst schon daran gewöhnt. Fiel da nicht etwas?“

„Nichts, lieber Oheim,“ entgegnete sie rasch. „Es war nur eine Schwachheit der Nerven; sie wird, wie so manches andere, vorübergehen.“

„Das erwarte ich von meiner Nichte,“ sagte der Präsident. „A propos, wir sind auf Donnerstag zur Marquise Chavigny geladen. Ich hoffe Dich dort so munter zu sehen, wie es sonst der Fall war. Man trifft freilich immer auf Gesellschaft der wunderlichsten Zusammensetzung, wie diese Frau es selbst ist, die nicht genug Zerstreuung und Abwechselung um sich haben kann. Es kommt mir darauf an, daß man grade in diesem Hause

keine Veränderung an uns bemerkt. Ihr ist Alles gleich und recht, was sie nur amüsirt. Mir sind eigentlich die huguenottischen Gesichter, die man dort trifft, ein Anstoß, indessen man muß sich überwinden."

"Was ich beinahe vergaß," wandte sich der Präsident noch ein Mal an der Thüre um, "Du hörtest doch schon, daß Dein Vetter Beichtvater bei den Ursulinerinnen wird."

"Mignon! Wirklich, grade Mignon!"

"Urban Grandier wird nicht wenig toben. Sollte auch er am Abend bei der Marquise ansprechen, so nimm Dich zusammen, liebe Madeleine. Begegne ihm mit Höflichkeit."

"Es wird mir schwer fallen."

"Dein kaltes, fast verächtliches Benehmen, als wir ihn das letzte Mal sahen, mußte ihn reizen."

"Was anderes stand mir zu gegen Jemand, der so meinen nächsten Anverwandten gekränkt hatte!"

"Es ist thörig, Jemand beleidigen ohne bestimmten Zweck, aber noch thöriger, eine Beleidi-

gung fortzusetzen, ohne die Mittel zu haben, den Feind unschädlich zu machen. Dieser stolze Priester ist zu Allem fähig. Wenn er Laubardemonts Ankunft benutzte, könnte es für uns gefährlich werden. Darum darf er jetzt nicht noch mehr gereizt werden. Seine Zeit wird kommen."

"Ich werde mir Mühe geben, nach Ihrem Willen zu handeln."

"Noch etwas," sagte der Präsident, als Clementine jetzt den Kopf zur Thür hereinsteckte, und sie wieder zumachte, da sie den Besuch gewahrte. "Dein Mädchen nimmt Besuche an. Die Leute sprechen davon. Es ist das zwar bei Geschöpfen dieser Art nichts Besonderes, und gehört gewissermaßen zum Leben einer Zofe, aber da sie Dir so nahe steht, könnte es den bösen Zungen Nahrung geben. Ich riethe Dir deshalb, entferne sie mehr von Dir, wie es der Anstand fordert. Du bist zu gütig gegen eine Magd; wenn der Abstand zwischen Dienern und Herren verrückt wird, werden jene zu Herren. Man merkt dies schon an Clementinens Wesen gegen die übrigen Hausgenossen."

Madeleine wollte antworten, aber sie schwieg. Als sie den Präsidenten bis an die Gallerie begleitet hatte, und Clementine mit ihr eintrat, mochte sie in deren Gesicht lesen, daß sie das Gespräch behorcht hatte. Sie faßte deren Haud und legte sie an ihr Herz: „Vergieb ihm um meinetwillen.“

In der Stadt Loudun gab es in diesen Tagen nur ein Gespräch, daß der Pfarrer von St. Pierre, der Canonicus an der Collegialkirche zum heiligen Kreuze, Urban Grandier, mit seiner Bewerbung um die Stelle als Beichtvater bei den Ursulinerinnen, durchgefallen war. Es war das erste Mal, daß diesem einflußreichen, vom Glücke begünstigten, Geistlichen etwas mißlungen war. In gewissen Kreisen hatte man es für unmöglich gehalten, und war um so mehr davon überrascht, theils freudig, theils unangenehm. Er, der gewaltige Redner, der, wo er auftrat, alle Neben-

buhler überwunden, die Kirchen der anderen Prediger, auch der früher beliebtesten Volksprediger aus dem Carmeliterorden leer gemacht, er, der, obgleich ein Fremder in der Stadt, sich in allen bedeutenden Familien Zutritt verschafft hatte, und wo er den gewonnen, bald als das Orakel der Familie galt, ohne den nichts geschah, noch unterlassen wurde, Urban Grandier war einem Geistlichen nachgesetzt worden, von dem man, obgleich er ein Stadtkind war, nichts Besseres zu sagen wußte, als daß er im ehrgeizigen Bestreben dem stolzen Priester, aber nicht an Gaben des Geistes und der Natur gleich kam.

Die Partheien erhoben ihre Häupter. Urban hatte, wie wir bereits wissen, viele Feinde; die erbittertsten unter den Mönchen, welche er um ihr ganzes Ansehn gebracht; die stilleren, aber gefährlicheren, unter den Weltgeistlichen der Stadt, die er auch durch starres Festhalten auf seine Rechte, durch Prozesse, die er mit unerbittlicher Härte verfolgte, gegen sich reizte. Die in den angesehenen Familien ihn mit Neid und Haß betrachteten, wurden zum Theil von solchen geheimen Gründen

dazu getrieben, welche die Klugheit wieder zu verbergen rieth. Das unkluge Beispiel, welches der Königliche Procurator Trinquant gegeben, mußte sie nur noch vorsichtiger machen. Jetzt aber war eine erwünschte Gelegenheit da, ihren Gefühlen Luft zu lassen. Es verlautete, daß der Bischof von Poitier, in dessen Sprengel Loudun lag, ein Prälat, der bis da schweigend den Zwistigkeiten in Loudun zugesehen, von Urbans Feinden gewonnen, gegen ihn entschieden habe. Es hieß, auch diesen Oberen habe der unerträgliche Stolz des Pfarrers endlich empört. Ein Bischof war stets ein gefährlicher Feind für einen Priester, der sein Untergebener ist, auch wenn der Priester ein Jesuit war.

Anders wirkte die unerwartete Nachricht unter den Frauen, die fast alle schwärmerische Verehrerinnen des großen Kanzelredners waren. Man fand es empörend, daß einem solchen Mann ein Ehrenamt versagt worden, auf das er die begründetsten Ansprüche habe. Ein Amt, das Keiner so befähigt sei auszufüllen. Um dieses Thema drehte sich die Unterhaltung heut Abend im Kreise der Damen bei der Marquise. Die gesellschaftlichen

Witzesspiele, die geistvollen Charaden, die man sich sonst hier aufgab und mit Feinheit löste, erregten nicht die Aufmerksamkeit. Auch die Herren fanden für ihre Galanterieen kein Gehör. Man fand hier das Benehmen des Bischofs von Poitier empörend.

„Was sollte man anders von dem verdrüßlichen Manne erwarten! Wenn er einmal predigt, ist es, als hörte man eine Unkenstimme.“

„Ich glaube, er war nie verliebt,“ sagte eine Zweite.

Alle lachten.

„Das wollte ich nicht beschwören,“ fiel ein Cavalier ein. „Aber er bereut allemal seine Liebe, wenn ihn das Podagra daran mahnt, daß er einmal verliebt war.“

Die Zweite sagte: „Man sollte nur liebenswürdige Geistliche zu Bischöfen machen.“

Der Cavalier spitzte die Lippen: „Meine schönen Damen, Sie verlangen zu viel Tugend von einem Bischofe. Des Pfarrer Urban Stimme klingt Ihnen wie Orgelton, wie Engelsstimmen, während Sie die des ehrwürdigen Prälaten mit

nken und Eulen vergleichen. Da müßte selbst ein Heiliger, wenn er die Tonsur hat, aus der Fassung gerathen."

Die Wirthin trat in diesen Kreis: "Sie thun dem ehrwürdigen Bischof unrecht, meine Damen, Urban ist freiwillig von seiner Bewerbung abgestanden."

Man war darüber verwundert. Einige schüttelten den Kopf, Andere erklärten gradezu ihre Zweifel.

Die zweite Dame, von anmuthiger Schönheit, aber mit einem spöttischen Anflug um den Mund, flüsterte ihrer Nachbarin zu: "Die Marquise freilich muß es am besten wissen."

Ein Gerichtsbeamter bestritt es: "Der Pfarrer Grandier steht von nichts freiwillig ab."

"Was ihm wichtig ist," sagte die Wirthin. "Um unbedeutende Dinge und Personen kümmert er sich freilich nicht viel."

Vielleicht war es ein Hieb, welcher der Frau von Survillier galt. Wenigstens schoß ein drohender Blick der zweiten Dame gegen die Sprecherin, aber er ging in ein süßes Lächeln über,

als sie sagte: „Herr Grandier kümmert sich aber um Vieles und um Viele. Wo die Aufmerksamkeit eines großen Geistes so zersplittert ist, kann ihm das Unbedeutende auch wohl einmal bedeutend erscheinen.“

„Wer wollte ihm das nicht zugestehen,“ entgegnete die Marquise, die sich mit der holdseligsten Miene neben Frau von Survillier gesetzt, und vertraulich den Arm um sie schlang. „Ich finde es auch nicht recht, daß er sich aus so vielen Familien zurückzieht. Freilich ist er überhäuft mit Anträgen und Geschäften. Aber die kleinen Seelensorgen meiner kleinen Sürvillier hätte er immer übernehmen sollen. Ich bat ihn darum, aber er ist manchesmal eigensinnig.“

Eine bittere Entgegnung schien auf den Lippen der Dame zu schweben, die ihre Zorn-Röthe nicht verbergen konnte, als der Eintritt neuer Gäste das peinliche Gespräch unterbrach. Es war der Präsident Barot und seine Nichte.

Die Marquise wandte sich rasch zu den Herren und Damen, die um sie standen und sagte leise: „Ich bitte Sie, nichts davon mehr. Sie

wissen, Barot geräth in Wuth, wenn er den Namen hört. Dennoch hoffe ich ihn herum zu bringen. Er hat gesiegt über seinen Gegner; das muß ihn großmüthig stimmen. Vielleicht kommt auch Grandier. Stehn Sie mir bei, meine Freunde.“

Eine liebenswürdigere Wirthin, die es ihren Gästen leichter machte, sich zu vergnügen, konnte man in Paris nicht finden. Sie wußte im Vorüberfliegen Jedem etwas Angenehmes, Anregendes zu sagen. Einen geliebten Vater hätte sie nicht herzlicher bewillkommt, als den Präsidenten. Madeleinen schloß sie in ihre Arme, wie eine theure Schwester, die Jahre lang ihr fern geblieben. Ihre Augen leuchteten, als sie dieselbe wie im Triumph in die Gesellschaft führte.

Einen bösen Flüchtling schalt sie Madeleinen, den sie unter Obacht der Chevaliers stellen wolle, daß er nicht wieder entschlüpfe. Wochen, Monate lang sich der heiteren Lust zu entziehen, sie die Göttin selbst aus ihrem Tempel fliehen, wo ihre Priester und Anbeter trostlos zurückgeblieben wären, ob das erlaubt, ob es zu verzeihen sei!

Man hätte an ihre Aufrichtigkeit glauben können, so gutmüthig glänzten ihre Augen Madeleinen an, so herzlich umfaßte sie dabei die Freundin, wenn die schöne Frau nicht bald darauf, wenn nicht dasselbe, doch Aehnliches einer Zweiten und Dritten, die eintrat, versichert hätte. Die Marquise war keine Feindin der Wahrheit, aber das allgemeine Vergnügen war ihr im Augenblick die wichtigere Sorge. Das Fräulein von Brou ging in ihre Wünsche mit unerwarteter Bereitwilligkeit ein: deutete doch darauf schon ihr heller, freundlicher Anzug, während sie in der Regel schwere, dunkle Kleider trug nach dem Muster der Frauen auf den alten, reichen Bildern in ihrem Zimmer. Sie war heut die erste bei den Spielen, welche man nun schnell ins Leben rief, sie war die munterste und behendeste im Fragen und Antworten, so im Haschen und Jagen, als im Fangen und Werfen. Es war eine glückliche Zeit, wo der blutige Ernst des Lebens in seiner Kehrseite eine Fröhlichkeit und Spiele duldete, die unser humane Ernst nûr noch der Kinderwelt gönnt.

Der Ernst war freilich auch in dieser Gesell-

schaft. Bärtige Herren mit feierlichen Mienen sahen dem Spiele zu, ohne eine zu verziehen. Die Linke am Degen, die Rechte in der Brust, unbeweglich das Kinn in der Halbkrause, vergegenwärtigten sie das trotzige, wilde, rachsüchtige Geschlecht, das mitten unter dem Jubel der Hochzeitsfreuden die Sturmglocke ziehen, die Brandfackel schwingen und die Dolche zucken konnte zum Meuchelmord. Geistliche Herren, Officiere mit Wundenmalen, die wahrscheinlicher aus den Bürgerkriegen stammten, als aus Feldschlachten mit dem Landesfeinde, feierliche Gerichtsbeamte, standen und wandelten umher in ihren schwarzen oder grell bunten Kleidern, während die muntern Mädchen um sie her mit Behendigkeit und Grazie sprangen und sich haschten. Es war ein buntes Bild der Geselligkeit in grellen, leuchtenden Farben, deren Mannigfaltigkeit, uns verschwunden, nur noch auf den alten Gemälden lebt.

Dazu stimmte die würdige, schwere Ornamentur der hell erleuchteten Zimmer. Es war eine reiche Haushaltung. Auf den mit gewirkten Teppichen behangenen Tischen standen kostbare Auf-

säße von Silber und Glas mit Früchten, Confect und Backwaaren; schmalhälsige, hohe Flaschen, und noch höhere Trinkgläser, um den perlenden Wein zu füllen. Diener in Gold und Silber durchwirkten Röcken trugen die Erfrischungen umher.

Niemand schien zufriedener als die Wirthin selbst. Die Marquise war eine schöne Frau, im Anfang der Dreißiger, von üppigen Formen, die durch ihren reichen, geschmackvollen Anzug noch gehoben wurden. Sie hatte nur einen Gedanken, einen Wunsch, und der war erfüllt. Ein Weib, schien es, in das man sich heut sterblich verliebt, und morgen ist es möglich, daß man es vergessen hat; ein Weib, das so mit ihrer ganzen Seele für den Tag glüht und lebt, daß der Gedanke an Morgen in dieser lusterfüllten Seele auch nicht das geringste Plätzchen findet.

Sie sah überall, was sie wollte, und ihr helles Auge, der feine Mund, die glatte Stirn spiegelte ihre Gedanken Jedem wieder. Nur in einem Nebenzimmer sah sie einen schwarzen Fleck, der zu dem großen, bunten Gemälde nicht paßte.

Mehrere Herren standen um einen wohlbe-

leibten, ältlichen Mann, der sich gemächlich vor einer Flasche mit funkelndem Weine in einen Armsessel niedergelassen hatte, und mit eben den Kennermienen den Nektar auf der Zunge zu prüfen schien, als seine klugen Augen die Reden der Anderen, aber offenbar mit mehr Wohlgefallen. Sein röthlicher Bart, seine breiten Backenknochen verriethen, so wie seine breite Aussprache, daß er kein Franzose war; aber die Sicherheit, mit der er seine Aussprüche hinwarf, und die Reden der Anderen kappte, daß er auf dem fremden Grund und Boden fest stand. Es war der Arzt Marcus Duncan, ein schottischer Edelmann, der in Saumur in Anjou den Lehrstuhl der Philosophie bekleidete, und als Haupt des dortigen protestantischen Collegiums galt. Sein Ruf als Arzt war weit in Europa verbreitet, und sein König, Jacob der Erste von England, hatte umsonst versucht ihn wider in sein Vaterland und an seinen Hof zu ziehen. Die um ihn standen, gehörten zu den ersten Männern von Loudun, mehrere angesehene Edelleute, der Bailli der Stadt, der Polizeilieute-

nant und der Criminallieutenant. Ein Geistlicher war nicht in diesem Kreise.

Man sprach über die Vorfälle im Ursulinerinnen-Kloster. Was Marie Aubin neulich ihrer Freundin erzählt hatte, war inzwischen stadtkundig geworden. Das Gerücht hatte die Vorfälle noch weiter ausgeschmückt, vielleicht war seitdem auch noch mehr geschehen.

„Ein Scandal für die Stadt!“ sagte der Bailli.

„Es bringt die armen Mädchen ins Gerede,“ setzte der Polizeilieutenant hinzu.

„Das sollte Euch lieb sein,“ sagte der Schotte. „Was kann einem armen Kloster Besseres begegnen, als daß die Leute davon sprechen.“

„Wenn es Gutes ist.“

„Pah!“ rief der Schotte. „Was Aufsehn erregt, ist gut in dieser Welt. Ich machte mein erstes Glück durch eine schlechte Cur. Die Aerzte in Glasgow schimpften und predigten gegen mich; sie hauten über die Schnur. Das machte die Unbefangenen auf mich aufmerksam; man meinte, es sei Brodneid. Ich ließ mich nicht einschüchtern,

sondern vertheidigte meinen Satz mit aller Logik. Es läßt sich jeder Satz vertheidigen, wenn es um den Hals geht.“

„Marcus Duncan gefällt sich in Widersprüchen,“ sagte der Criminallieutenant. „Wo andere Aerzte guten Muthes sind, verzieht er die Brauen, und wo sie den Kranken aufgeben, verspricht er ihm Genesung.“

„Aber es ist bekannt, daß er sein Versprechen hält,“ sagte der Bailli, ein freundlicher, ältlicher Mann mit der Brille auf der Nase.

„Ein Strick hält bis er reißt,“ erwiederte Duncan. „Nur der Satz ist fest: das Leben besteht aus lauter Widersprüchen. Eine völlige Harmonie ist der Tod.“

„Wenn das Unwesen sich nicht bald legt, muß ich eine Untersuchung anstellen,“ sagte der Polizeilieutenant.

„In wessen Interesse?“ fragte Duncan.

„Der Vernunft.“

„Bezahlt die gut? Ich nehme nur Aufträge von Leuten an, die solvent sind.“

„Wenn man nicht das Gegentheil wüßte,“ sagte der Bailli.

„Ich will Euch was aus meinem Leben erzählen, Ihr Herren,“ hub der Schotte mit schlauem Blicke an, nachdem er mit Behaglichkeit den Bodensatz eines Kelchglases geschlürft hatte. „Respect! es betrifft eine königliche Person; wir sind ja wohl hier unter uns? Als ich in London war, und die Leute meinten, ich sei ein Mann von Ruf, weil ich einen Lord und zwei Gräfinnen, die sich einbildeten krank zu sein, auf die Beine gebracht, — die Schuhflicker und Kesselflicker, die ich auf den Kirchhof geschickt, zählte man nicht — also weil die Leute sich zuflüsterten, ich sei etwas und könne etwas, hatte mein allergnädigster König Jacob — dem Gott den ewigen Frieden schenke, — die große Gnade, mich bisweilen in seine Studirstube und sein Laboratorium zu rufen. Da ließ sich lernen, Ihr Herren, ein gelehrter König! Ueber den Taback hat er geschrieben, daß er ein abscheuliches Laster sei, und die Geister kannte er, wie kein König vor ihm; nicht die Geister seiner Unterthanen, sondern die in seine Unterthanen fah-

ren konnten, wenn ihnen der Appetit dazu kam. Bei Namen alle, ihren Stammbaum, ihre Lüste, Launen, Lächerlichkeiten, wie man sie ruft und wie man sie bemalt, das meinte er zu wissen. Nun traf es sich, daß ein gewisser Mann, ein Untergärtner auf einem seiner Schlösser, lange Zeit von drei Teufeln geplagt wurde. Die klügsten Leute wußten sich nicht zu rathen, nicht zu helfen. Grade wenn er arbeiten wollte, brummten sie in ihm, kreischten auf, warfen ihn zu Boden, und wälzten ihn auf der Erde. König Jacob gab sich so viele Mühe mit dem Manne, als nicht mit seinen Unterthanen; ja es schien, als ginge der Mann ihm mehr ans Herz, als sein eigener Tochtermann, der sogenannte Winterkönig von Böhmen, den er allen Teufeln überließ, die ihn plagten, und schickte ihm nicht einmal einen Grenadier zu Hülfe. Um diesen Gärtnersmann citirte und beschwor er Geister, und wachte bei ihm Nächte lang und schrieb seine Aussagen nieder, und reichte ihm selbst die Medicin. Aber die Teufel wollten nicht fort, ob doch die Könige von England von Gott die Gnade haben, daß, wenn sie die Hand

auflegen, die bösen Geister aus den Besessenen weichen. Da hatten Seine Majestät die Huld, mich zu befragen. Jacob war bisweilen sehr gnädig gestimmt, zumal gegen seine schottischen Landsleute. Ich beugte mich bis auf die Erde: Majestät, ich wüßte wohl — Er fiel ein: Nur kein Aber; wir sind unter uns. — Haben denn Euer Majestät alle Conjurationes —? Nach dem Ritual vorgenommen — antwortete er rasch, und zuckte die Achseln. Es ist mir unbegreiflich. Grade der erste Teufel, der Behemot, will sich nicht rücken und rühren. — Majestät, sagte ich, haben wohl auch geruht, zuweilen in den Komödiantenbuden dem Spiele der scheckigen Burschen zuzuschauen. Majestät nickte: Was soll das? Ich muß Euch Herren nämlich sagen, daß dazumal in London die vornehmen Leute so wie jetzt in Paris zu den Schauspielern gingen, und man sah und hörte daselbst gar curiose Dinge agiren und tragiren. Wie bei Euch der Peter Corneille und wie sie heißen, gab es in London auch verteufelte Kerls, die Actionen ausersannen, welche ihre Spießgesellen auswendig lernen mußten und hersagen. So

natürlich machen sie's, daß Einem das Herz ganz warm wird. Namentlich war Einer da, Shakespeare hieß er, der sprützte die Könige und Prinzessinnen aus seiner Feder auf die Bretter, daß man nach einer Viertelstunde, wenn man zugehorcht, sich den Kopf reiben mußte, ob denn das ein Traum wäre, oder wirklich, was sie sagten. Schad' um den Menschen, daß er nichts Gescheites wurde. In einer seiner Possen wird auch ein Besessener vor seinen König gebracht, und der läßt ihn über einen Schemel legen und durchhauen, bis der Besessene aufspringt, und der Teufel ist fort. König Jacob war, wie gesagt, an dem Tage guter Laune. An einem anderen Tage hätte er mich wohl zur Thür hinausgeschickt. Er schmunzelte: Meint Ihr? — Es käme auf einen Versuch an, lispelte ich. Seht, Ihr Herren, da haben wir es versucht. Vier hielten den Besessenen, so über einen Schemel hin, und der Fünfte — der exorcisirte auf die neue Art. Und wollt Ihrs mir glauben, die Manier des unwissenden Komödiantenschreibers brachte zu Wege, was der König von England mit aller Gelahrtheit und allen Büchern, die er

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

schrieb und las, nicht gekonnt. Der Kerl exorcisirte, oder wie der dumme Meusch es nannte, er drosch noch nicht fünf Minuten, so knurrte, kreischte, winselte und heulte der Teufel in dem armen Gärtner dermaßen, daß es ein Erbarmen war. Es waren aber noch nicht acht Minuten, so war der Behemot aus ihm und zum Fenster, das ich schnell aufriß, ausgeflogen. So habe ich Seine Majestät nie schmunzeln gesehen. Er saß im Lehnstuhl und rieb sich vor Vergnügen die Knie. Der arme Gärtner rieb sich auch, nur wo anders. Natürlich, der Plagegeist war nicht ohne Widerstreben fortgegangen, hatte sich festgehalten und gekniffen. — Ist er denn auch ganz gewiß fort? fragten Seine Majestät. Der arme Mensch kreuzte sich und schrie fast: So gewiß als ich Euer Majestät ein langes Leben wünsche. Aber nun ist noch der Ascheroth und der Purlefanz in ihm. — Diese, mein königlicher Herr, sagte ich, sollen bei einer verstärkten Dosis des Exorcismus morgen und übermorgen, so Ew. Majestät will, aus dem unglücklichen Menschen weichen. Der König lachte, der Gärtner wurde leichenblaß und kriegte das

Zittern. Da sah ich schon, die Teufel schickten sich an zum Ausziehen. Etwas Zeit muß man, der Billigkeit gemäß, auch solchen Geschöpfen gönnen. Wer zieht über Hals und Kopf aus einem Quartier, das er so lange bewohnt hat. Ein billiger Wirth kündigt vorher.“

„Und vermuthlich waren,“ fiel der Criminallieutenant ein, schon am andern Morgen Ascheroth und Purlefanz über alle Berge.“

Ohne allen Exorcismus, meinte der Arzt aus Saumur.

Ein Herr lächelte: „Hält unser Professor der Philosophie denselben Exorcismus auch bei den Nonnen im Stift für anwendbar?“

„Ihr Menschen hört mich nicht aus. Nachmalen ging ich ein Mal durch die Gärten des Schlosses und sah einen blassen, abgehärmten Menschen mit dem Grabscheid stehen, den ich nicht sogleich erkannte. Er aber grüßte mich mit einem schiefen Munde. Das war mein Gärtner. Nun wie geht's dir? — Wie solls unser Einem gehn! — Die Teufel bist du doch los? — Aber die Kinder hab ich. — Teufels Kinder? — Ach

nein Herr Doktor, meine eigenen. Statt froh zu sein, daß er den Behemot, den Ascheroth und Purlefanz los geworden, klagte der Mensch bitterlich; Teufel wären es zwar gewesen, aber er hätte sich doch nun mal an sie gewöhnt gehabt, und derweil sie in ihm steckten, hätte der König für ihn gesorgt und seine fünf Kinder ernährt, und er brauchte nicht zu arbeiten. Nun er sie aber los, wäre alles vorbei. Von Morgens bis in die Nacht müsse er arbeiten und hätte nichts davon, und seine Kinder auch nicht, und der König auch nicht. Der sähe ihn immer verdrießlich an und wende ihm den Rücken, wenn er vorüberspatziere, und früher hatte er ihn gestreichelt und sein großes Buch von der Dämonologie von ihm vollgeschrieben, während er jetzt ihm nichts sei, als ein unnützer Knecht. Ihr Herren, und so war es. König Jacob war sehr verdrießlich; denn er hatte gerade keinen Besessenen und sein schönes Buch, daran er schrieb, stockte. Der Gärtner hungerte, der König war verdrießlich und ich war wie einer, der halb in Ungnade ist. Also Ihr Herrn —"

Der Bailli lachte auf: „Ich glaube Doctor, Ihr war't so gottlos und riefet die Teufel zurück.“

Duncan öffnete wie erschrocken seinen breiten Mund und stierte mit seinen großen Augen an die Decke: „daß ein Christenmensch so etwas mit Gemüthsruhe einem andern sagen kann! — Ich, Teufel rufen, der als Arzt und Philosoph weiß, wie die Teufel ungerufen kommen! — Nein, aber ich sah gerade drei Raben auf einer Fichte sich niedersetzen. Da gebot mir die Menschlichkeit, dem Gärtner zu sagen: du, nimm dich vor den dreien in Acht. Wo der Teufel einmal ausfuhr, da kehrt er gern wieder ein, wenn nicht der Mensch besonders acht hat. Meint Ihr Herren nun, es sei meine Schuld, daß der Gärtner wieder besessen wurde? Er hat nicht auf meine Warnung gehört, hat sich nicht in Acht genommen.“

„Also er ward wieder besessen?“

„Vollständig. Alle drei zogen ein und brachten noch zwei mit. Alles ging in der alten Ordnung. Die Kinder haben nicht solche Freude, wenn der Storch im Frühjahr wieder kommt, als in der Familie war. Sie bekam eine königliche

Pension, die Kinder hungerten nicht mehr, der Mann brauchte nicht mehr zu arbeiten; denn wenn er nur Hand anlegte, grunzten die fünf Teufel wie kleine Schweine; König Jacob war seelenvergnügt, er laborirte und exorcisirte und katechisirte ganze Nächte durch und manche Tage dazu. Und ich war auch froh, denn er war wieder gnädig gegen mich. Strafte mich nicht wegen meines Vorwitzes von neulich, denn ich gab mich ganz bei ihm in die Lehre und ich versichre Euch, Ihr Herren, ich habe viel da gelernt."

Ein feines sarcastisches Lächeln schwebte auf Aller Lippen; nur Marcus Duncan blieb außerordentlich ernst. Es war dieser Augenblick, wo die Marquise ins Zimmer trat. Der lachende Blick der schönen Frau flog auf Allen umher, um auf Mienen und Lippen zu lesen, was hier vorgefallen. Auf ein Studium kam es ihr nicht an; ihr genügte ein Vorwurf, um ihrer Laune Luft zu machen.

"Was treibt Ihr Herren hier im Dunkeln? Cabala oder schwarze Magie, oder ist's eine atheistische Verschwörung?"

„Wir berathen einige Beförderungsmittel zum Seelenheil der Menschheit,“ sagte Duncan, sich etwas aus seinem Stuhle erhebend.

„Hört nur nicht auf den Ketzer,“ sprach die Marquise, indem sie ihm halb den Rücken wandte. „Ist's nicht schon ein Aergerniß, daß man einem solchen die Wohlfahrt des unsterblichen Leibes anvertrauen muß!“

„Gnädigste Frau, er bekehrt sich vielleicht noch,“ sagte Jemand.

„Es giebt kein fügsamer Gemüth, als seines,“ ein Anderer.

„Wenn ich nur gute Lehrmeister erhalte,“ sprach der Schotte, die Hände zusammenschlagend.

„Davon hat er uns eben das sicherste Beispiel gegeben,“ sagte der junge Herr von Senanges. „Wenn ihm ein Jesuit beweist, daß es zu seinem Wohle beiträgt, fügt er sich wohl noch dem allgemeinen Besten und kehrt in den Schooß der Kirche zurück.“

Der Scherz war nicht ohne bittern Stachel. Der Sprecher war ein Reformirter; streng und eifrig, wie er jung und schön war.

„Ich sehe, ich gerieth hier in ein Wespennest von Spöttern,“ sagte die Marquise. „Was wundre ich mich! Es riecht ja ganz calvinistisch. — Wenn Ihr Eure rebellischen Conventikel halten wollt, wählt andere Häuser als meins. Ich bin eine gute Katholikin. Ist das Euer Dank, Ihr Herren, daß ich gutmüthige Frau meine Zimmer Euch aufschloß, und der Schweizer frägt Keinen, ob er in die Messe geht?“

„Es sind auch Rechtgläubige hier,“ lächelte der Criminallieutenant. „Die lassen die Ketzer ihre falsche Weisheit ausplaudern und behalten ihre wahre in der Brust.“

„Schweigt mir, Ihr seid Alle Heuchler und angesteckt vom Irrglauben. Wenn Ihr gute Christen wärt, so lachtet Ihr und grübeltet nicht. Mir die Heiterkeit mit Eurem schwarzen Gewäsch zu stören! Mein Fest der Freude und des Friedens in eine Disputirstube zu verderben! Aber Ihr sollt mich nicht ins Gerede bringen; ich zeigte Euch dem Polizeilieutenant an, wenn er nicht, Schande genug, unter Euch wäre; ja ich verleugne Euch Alle, wenn mich die Polizei fragt. N in,

nicht Alle," sagte sie, mit einem freundlichen Blick auf Herrn von Senanges. "Der ist noch jung; man muß ihn noch nicht verloren geben. Ihren Arm, Herr von Senanges, ich will Sie aus dem Kreise der Spötter führen. Ihr Andern thut, was Ihr Lust habt. Um Euch bekümmere ich mich nicht."

Erröthend reichte ihr der junge Edelmann den Arm; mit einem komisch-verächtlichen Blicke auf die Andern zog sie ihn in die lärmenden Säle.

"Wird sie seine Seele retten?" fragte spöttisch der Criminallieutenant.

"Wenn durchaus bekehrt werden soll, antwortete Duncan, so nehmt Euch in Acht, daß er sie nicht bekehrt."

Die Herren gingen allmälig in den hellen Saal. Die letzten waren der Criminallieutenant und der Arzt.

"Ein Wort in Ernst, Meister Duncan," sagte Jener: "Was halten Sie von den Vorfällen bei den Ursulinerinnen?"

"Ich bin ja ein Protestant!"

„Ich frage Sie als verständigen Mann.“

„Das ist freilich eine andere Sache. In dem Betreff antworte ich: Ihr mögt von Glück sagen, daß Urban Grandier nicht ihr Beichtvater wurde, aber von Unglück, daß Mignon es geworden.“

„Sie sind Protestant.“

„Gnädiger Herr, wir haben unter uns auch Jesuiten.“

„Die Sache geht mir im Kopf um. Der Staatsrath Laubardemont wird erwartet. Was wird er dazu sagen! Die Priorin ist seine eigene Cousine, und ein junges, unerfahrenes Ding. Wenn die Polizei zu rechter Zeit eingriffe —“

„Müßte sie sich gefaßt machen, zu finden —“

„Was?“ unterbrach der Lieutenant.

„Was diejenigen wünschen, daß gefunden werde, die dasjenige, was gefunden werden soll, hingelegt haben.“

„Sie meinen —“

„Ueber was mich nichts angeht, habe ich gar keine Meinung.“

„Man sagt, Sie zweifeln überhaupt an Besessenheiten?“

„Ich, Marcus Duncan, an Besessenheiten! Glaubt Ihr, ich leugne die große Weltgeschichte? Zeigt mir doch den Menschen, der nicht besessen ist. Wo nicht von Gicht, Geiz, Lüsten oder einer Tollheit, so ist er doch vom Phlegma besessen.“

„Aber Sie leugnen die Macht der Dämonen in die Körper der Menschen zu fahren, oder gar, als Philosoph, bestreiten Sie, so behauptet man, die Existenz dieser Dämonen.“

Marcus Duncan trat einen Schritt seitwärts, und blickte die Magistratsperson mit einem halb scheuen, halb zornigten Blicke an. Seine Augen riß er weit auf und blies die Backen auf, indem er mit der einen Hand gegen die Brust schlug, mit der andern seinen Hut zittern ließ. Schwerlich glaubte aber der Criminallieutenant an den Ernst seines Zornes.

„Mir das, Herr von Cerisy! — Ich, Marcus Duncan, sollte nicht an Dämonen glauben! Da wäre ich ja der undankbarste, unloyalste Unterthan, den mein allergnädigster hochseligster Kö-

nig, Jacob der Erste von England, Schottland und Irland, in seinem Busen genährt hat. Meinen König, der an Dämonen glaubte, wie kein König vor ihm, und ein Buch, so dick, drüber geschrieben hat, den sollte ich schlechter Mensch verleugnen, und mit meiner beschränkten Unterthaneneinsicht etwas besser wissen wollen, als mein Souverain! Herr von Cerisy, das verzeihe ich Ihnen; er war nicht Ihr König. Aber bin ich eine undankbare Creatur, ich, der der loyalste Mensch auf Gottes Erdboden, allen Gesetzen gehorsam ist, wo nur welche aufzufinden sind, ich sollte mich unterstehen, hier in dem goldenen Frankreich, das mich gastfreundlich aufgenommen hat, wo man so überaus gütig ist, auf meinen Rath zu hören, wo Jeder mehr weiß, als ich, ich sollte mich erdreisten, hier an die Existenz von Geistern zu zweifeln, wo die hohe Obrigkeit, Parlament und Geistlichkeit daran glaubt! Herr von Cerisy, ich glaube an Wehrwölfe, Wichtel, Incubus, Kobolde und Hexen, und wären ihrer so viel, daß sie im weitesten Glauben einer Privatperson nicht Platz haben, sobald es sich

schickt und nothwendig ist. Das ist mein Glaubensbekenntniß.«

Der Criminallieutenant lächelte: »Mich dünkt, Sie sind schon ein Jesuit. Doch still! Sie stören den süßen Flötenbläser. Wir gerathen da in ein allgemeines Spiel.«

Die Gesellschaft spielte Blindekuh. Zuerst hatten nur die jüngeren Leute daran Theil genommen, aber die Marquise betrieb es zur großen Freude derselben, daß auch die Aelteren mitspielen mußten. In der großen Gesellschaft war athemlose Stille, denn ein beliebter Flötenbläser der Stadt blies zu dem Spiele. Er gab der Blindekuh durch stärkere oder gelindere Accorde das Zeichen, ob sie dem Gegenstande sich nähere oder entferne. Alles lauschte im Doppelgenuß mit stillem Entzücken auf die sanften, melodischen Töne. Es war eine Zeit, wo das Leben in rauhen und wilden Accorden dahinrauschte, aber in der Kunst

horchte man mit Vergnügen auf die sanften Töne einer Flöte. Die Janitscharenmusik spielte dazu das eigene Blut.

Frau von Survilliers war Blindekuh. Der Flötenspieler gab den lautesten, schrillendsten Ton, dessen sein Instrument fähig war, und die hübsche kleine Frau hielt den Arzt Duncan mit ihren beiden Armen umfangen, ehe noch derselbe eine Ahnung hatte, was es bedeute, und in welche Gefahr er sich unwissend begeben. Sein Widerspruch, daß er zu solchem Spiele zu alt und ungeschickt sei, wurde von den Fröhlichen überschrieen; „Sie müssen!“ „Er muß!“ rief es unter schallendem Gelächter von allen Seiten.

„Heut darf sich Niemand ausschließen, bei meinem Zorne!“ rief die Wirthin.

„Meine gnädigste Freundin, soll ein Mann in Ehren und Würden in Ihrem Hause verspottet werden!“

„Den Spötter soll man verspotten,“ entgegnete die heitere Frau. „Sie haben mein Fest vorhin gestört. Sie haben es wieder gut zu machen.“

„Geben Sie sich geduldig Preis, Herr von

Duncan," lachte Frau von Survilliers. "Eine Respectsperson nimmt sich auch als Blindekuh ehrwürdig aus."

Rasch hatte sie die Binde über den Kopf gerissen, und schnürte sie, auf einen Stuhl springend, fester, als es nöthig schien, um die Augen des Doctors, dem andere Damen den Arm hielten, daß er sich nicht wehren konnte. Es regneten Sticheleien von den schönen Lippen, als die vorige Blindekuh ihn in die Mitte des Kreises führte, und dort fortschleuderte: "Such, Blindekuh!"

Die schwerfällige, mehr ins Breite, als in die Länge gezogene Gestalt des schottischen Edelmannes wurde durch das Ausstrecken seiner Arme nicht verschönert. Wiewohl er auf großen Füßen stand, schien das natürliche Verhältniß ihm doch bei seiner peinlichen Lage nicht fest genug zum Auftreten. Er ging deshalb breitbeinig und prüfte, ehe er den Fuß niedersetzte, vorsichtig den glatten Boden. Wenn er aber Jemand zu fassen glaubte, stürzte er wie ein Bär auf denselben los, was die allgemeine Lustigkeit jedesmal zu einem schallenden Gelächter steigerte.

Der Flötenbläser übte seine Kunst während dieser Blindekuh umsonst; vor dem Getös der Lachenden hörte man nicht die sanften Töne. In die Schönen war eine südländische Wuth gefahren; als wär es ein Stiergefecht im heißen Spanien, glühte die Lust auf ihren Wangen, das Opfer ihres Spottes zu necken. Hier lockte ihn eine mit den süßesten Tönen, der Hauch ihrer Lippen berührte fast seine Wange, aber immer schneller enteilte sie dem Vordringenden: „Gnade, Barmherzigkeit! Sie haben mich!" rief sie bittend, und war unter seinen ausgestreckten Armen schnell fortgeschlüpft, während Duncan mit Heftigkeit den Kaminsimms faßte. Eine Andere zupfte ihn am Rockschooß; er wandte sich rasch um, aber sie zupfte ihn schon wieder an der anderen Seite. Eine Dritte flüsterte mit sanfter Stimme ihm ins Ohr: „Ich will Sie ablösen; aber verrathen Sie mich nicht." Der Vertrauensvolle griff zu und hielt ein Tabouret in seinen Armen, das ihm der Schalk hinhielt.

„Er kann sehn! Er kann sehn, der Schelm!" rief ein Complott, als er wirklich eine Dame in

den Winkel getrieben hatte, und sie schien verloren.

Er protestirte dagegen und erklärte, er werde noch drei Stunden nachher nicht sehen können, so fest habe man ihn geschnürt.

„Ein Philosoph sieht mit seinem innern Gesicht!“ rief man ihm zu; aber während dessen war die Dame entschlüpft, und er erkannte zu spät die Kriegslist. Er umarmte dafür einen Herrn, der sich statt der Dame in den Winkel gestohlen hatte. Es war gegen die Spielgesetze.

„Hab' ich Dich gefaßt, schöne Bosheit! Du sollst es mir büßen!“ rief er, und wollte einen Kuß auf die Lippen drücken, als aus dem bärtigen Munde eine Baßstimme ihm zuschrie: „Fehlgeschossen, Meister Duncan!“ zwei kräftige Arme ihn umdrehten und wieder in die Mitte des Kreises stießen. Der Arzt behielt kaum das Gleichgewicht, um nicht zu stürzen.

Der Jubel überschritt alle Gränzen. Der helle Schweiß stand auf dem Gesichte des Doctors. Auch als er nach einem neuen Kriegsplane, statt sich von den trügerischen Stimmen bald hier,

bald dorthin locken zu lassen, an den Wänden des Zimmers entlang tappte, wo, wie seine Logik ihm sagte, die älteren Personen der Ruhe pflegen mußten, ging es ihm übel. Man kletterte über die Stühle, ja man schwang sich in muthwilligem Spiele über ihn selbst fort.

Madeleine von Brou sah sich unter den jungen Mädchen um, ob keine sich des älteren Mannes erbarmen wolle. Der Muthwille glühte noch auf allen Gesichtern; keine hatte ein Verlangen, von ihm umarmt zu werden, und einen Kuß, das Recht des glücklichen Jägers, auf ihre Lippen gedrückt zu erhalten. Sie selbst erbarmte sich.

Auch sie erhob sich rasch, wie die andern, als er ihrem Stuhle nahe kam, um scheinbar zu entfliehen, aber eine Falte ihres Kleides blieb an einer Nadel im Polster haften; sie bückte sich mit einem leisen Schrei es los zu machen, und der Arzt hatte sie in seine Arme geschlossen.

„Ach, die arme Madeleine!“ seufzten die jüngeren Mädchen, als der Doctor die Binde mit Mühe herunterriß und seinen unschönen Mund auf die Rosenlippen der blassen Madeleine drückte. Ihr

selbst kam er nicht so unschön vor, als Duncan ihr zuflüsterte: „Ich erkenne Ihre Güte, und Sie sollen keinen Undankbaren erlöst haben. Möge Ihnen das Glück bald den Rechten zuführen, holdes Fräulein!“

Wäre es auf den Willen der jungen Männer angekommen, so wäre Madeleine bald erlöst worden. Aber wo sich einer ihr in den Weg stellte, rissen ihn die schalkhaften Frauen zurück. Sie wollten das schöne Spiel nicht so bald unterbrechen, dem Alle mit Vergnügen zusahen. Die Scene hatte sich völlig geändert. Statt des Bärentanzes war es ein Grazientanz geworden. Die Flöte übte wieder ihre Herrschaft, und Madeleine schwebte in der lautlosen Versammlung nach ihren Tönen bald langsam, bald rasch, bald schnellte sie vorwärts, bald in anmuthiger Bewegung, wie ein Pfeil, seitwärts, rückwärts. Sie tappte mit ihren Fingern wie auf unsichtbare Luftseiten und streckte ihre Arme wie verlangend aus, um sie sofort, wenn die Flöte leise Klagetöne von sich gab, in harmonischer Bewegung zurückzuziehen.

„Ach, wie schön sie ist!“ flüsterte hier eine

Dame. „Ihre Füße berühren kaum den Boden,“ eine andere. „Wer wird der Glückliche sein?“ seufzte ein Cavalier.

Das Knarren eines Thürflügels schnitt grell in die steigenden Cadencen der Flöte. Madeleine, vielleicht schon ermüdet vom Spiel, verfolgte mit mehr Heftigkeit die Richtung, welche die Musik angab, und hielt Jemand fest, der ihr nicht entwich. Das allgemeine Aufathmen des Erstaunens, das fast wie ein Schrei des Schreckes herauskam, verriethen, daß hier etwas Ungewöhnliches, wenigstens Unerwartetes geschah.

Der Mann, den sie umfaßt hielt, war bis jetzt nicht in der Gesellschaft gewesen. Er war eben erst durch die Thür eingetreten, und ward so unerwartet, als vorhin der schottische Arzt, in das Spiel verwickelt. Es war eine große, schöne, vornehme Gestalt, von den kräftigsten und vortheilhaftesten Verhältnissen. Zu der hohen, ausdrucksvollen Stirn, und den großen, schwarzen Augen, die schön, aber fast unheimlich leuchtend, wenn er umherblickte, aus den Augenwimpern traten, paßte der wohlgebildete Mund mit etwas

spöttisch aufgeworfenen Lippen, unter denen das Kinn fein sich wölbte. Ein Gesicht, dem man nicht alle Tage begegnet; aber wer es einmal sah, vergißt den Eindruck nicht wieder. Ein glattes Wohlbehagen lagerte auf seiner Außenseite und ein zufriedenes Lächeln spielte um den Mund. Aber wer die Linien seiner Stirn verfolgte und die Mundwinkel näher betrachtete, sah, daß diese behagliche Ruhe nur der äußere Schein war, unter dem die heftigsten Leidenschaften toben mochten. Vor Allem eine — der Stolz. Die Augen konnten ihn selbst im Zustande der Ruhe nicht verbergen; aber sie mußten fürchterlich leuchten, wenn dieser Mann in Zorn gerieth.

Seine dunkle Kleidung war geschmackvoll und fein, aber einfach; reich, aber nicht gesucht. Die Zeichen seines geistlichen Standes verbarg er nicht, aber sie traten bescheiden zurück, wie Weltgeistliche, die Gesellschaften besuchen, sie zu tragen pflegen.

Madeleine riß im selben Augenblicke, wo ihre Hand ihn berührte, die Binde vom Auge. Sie erblaßte und ihr Arm sank zurück.

Der Name Urban Grandier ging im Geflü-

ster durch die Anwesenden. Er brachte sehr verschiedene Eindrücke hervor. Mit Gleichgültigkeit ward er von Keinem aufgenommen.

„Sie verzeihen, schönes Fräulein," hatte er leicht sich verbeugend gesagt, „ich gehöre nicht in Ihr Spiel." Doch in demselben Augenblicke wankte Madeleine, und wäre, von einem Schwindel ergriffen, hingesunken, wenn nicht Duncan, der in der Nähe stand, sie umfaßt, und in einen Stuhl gesetzt hätte.

„Verfluchtes Possenspiel!" rief der Schotte mit einem bösen Blick auf den Priester. „Das kommt davon, wenn man Einen zu sehr erhitzt!"

„Ich will nicht hoffen, daß das Fräulein von Brou eine Ohnmacht —"

„Von Ihrem Hoffen ist nicht die Rede," unterbrach ihn der Arzt. „Schaffen Sie lieber eine Bisambüchse!"

Madeleine richtete sich wieder auf: „O es wird nicht nöthig sein, es ist nichts."

„Gewiß nur ein vorübergehender Schwindel," sagte Urban mit einem Lächeln, das dem Schotten sehr boshaft vorkam.

Die Bisambüchsen wurden aus allen Taschen der Damen hervorgesucht; Madeleine hätte für Lebenszeit an dem stärkenden Geruch genug gehabt, wenn sie davon Gebrauch gemacht, was glücklicherweise nicht nöthig war. Sie stand wieder auf und lächelte den theilnehmenden Arzt und die Umstehenden freundlich an.

„Das kommt davon,“ wiederholte Duncan, „wenn man Leute zum Spielen preßt, wie Matrosen zum Dienst. Sie, mein Fräulein, haben doch noch einige Bisamriechbüchsen und Theilnahme davon; wäre mir aber das passirt, und beim Himmel, ich war nahe daran, ich hätte nur Spott und Gelächter gehabt.“

„Es ist hier zu heiß zum Spielen,“ sagte der fremde Gast, und entfernte sich mit einer leichten Verneigung um die Wirthin zu begrüßen, die vor dem Andrang der Damen und Herren um die Ohnmächtige selbst nicht zu ihr gekonnt. Vor Urban wich man zurück.

„Es thut mir sehr leid,“ sagte er, sich vor der Wirthin verneigend, „daß ich unschuldiger Weise Ihr heiteres Spiel stören mußte.“

Die Marquise antwortete kurz: »Und mir thut es um Madeleine leid,« und entfernte sich, ohne ihm Rede zu stehen.

Das Spiel war unterbrochen, die laute Heiterkeit verschwunden, als hätte Urbans Gegenwart wie eines feindlichen Dämon störend darauf gewirkt. Die Anwesenden theilten sich in einzelne Gruppen. Aber man würde ihm Unrecht gethan haben, wenn man seine Person als unverträglich mit der geselligen Unterhaltung gescholten hätte Der kleine Kreis, der sich um ihn sammelte, wurde durch sein belebendes, feines Gespräch auf das munterste unterhalten. Er saß neben der hübschen Frau von Survilliers, an die er mit aller Galanterie, die einem Geistlichen erlaubt ist, seine Reden richtete. Sie lachte, er lächelte. Ihr Gesicht belebte sich, während seines die Ruhe der Ueberlegenheit behielt. Nur dann und wann flogen seine Blicke umher, die Gesellschaft zu mustern, um die er sich bis da wenig gekümmert hatte. Frau von Survilliers erzählte dem liebenswürdigen Mann von den Vorfällen des Abends; auch er lachte jetzt.

„O Sie hätten den Schotten sehn sollen, wie er umher tappte! Es war um vom Stuhle zu fallen.“

„In den Schulen der Huguenotten lernt man freilich nicht Artigkeit,“ sagte der Priester, und sein Blick fiel auf den Arzt, der heran kam. Er hatte die letzten Worte gehört.

„Aber man lernt mancherlei sonst,“ entgegnete Duncan, der sich vor ihm hinstellte. „Zum Exempel wie man sich gegen Frauen beträgt, wenn man sie erschreckt hat. Nach meinem Katechismus läßt man sie nicht liegen und geht nicht fort.“

„O das ist zum todt lachen, wenn der Doctor von Galanterie reden will!“ lachte die Survillier auf, um ein ernstes Aneinanderkommen der Herren zu verhüten. In ihrer Befürchtung rief sie noch andere Umstehende heran: „Entscheiden Sie, meine Herren! Ein Priester und ein Huguenot zanken sich, wer am meisten von Galanterie versteht.“

Auch Urban war aus seiner nachlässigen Stellung aufgestanden. Ein leichtes Runzeln der Stirn

verrieth, daß ihm die Wendung des Gesprächs unangenehm war. Er sprach mit Ernst:

„Ich hege so viel Achtung vor der Wissenschaft des erprüften Meisters, daß ich meine, ein Arzt kennt am besten die Natur des Weibes; ihm überlasse ich daher die Behandlung desselben mit vollem Vertrauen, ohne mich darum zu kümmern.“

Es lag etwas Schneidendes in dem Tone, doch ohne den schottischen Arzt zu beleidigen, gegen den Urban sich leicht verbeugte, der Frau von Survillier etwas Scherzhaftes oder Schmeichelhaftes zuflüsterte, und sich, den Andern den Rükken kehrend, nach einer andern Gruppe wendete.

Duncan sagte zum Criminallieutenant: „Dieser zum Exempel, Herr von Cerisy, ist auch besessen, und zwar von einem einzigen unversetzten und unvermischten Teufel, den mein König Jacob pure — den Hochmuthsteufel nennen würde.“

Herr von Senanges zupfte ihn am Aermel: „Doctor! Er ist ein einflußreicher Priester und wir sind Protestanten in einem katholischen Lande.“

Der Präsident Barot stand mit einigen Be-

kannten im Winkel, anscheinend in keiner guten Laune.

„Mich wundert, daß Mignon nicht kommt,“ sagte Trinquant, nach der Uhr sehend.

„Ist nicht schon genug Kränkung für meine Familie bei diesem schönen Friedensfeste?“ entgegnete der Präsident. „Was soll noch Mignon sich über die Taktlosigkeit ärgern, uns mit dem Bösewicht zusammen zu laden.“

Trinquant zuckte die Achseln: „Sie kennen die Marquise!“

„Wäre ich vorhin an meiner Nichte Stelle gewesen,“ sagte Barot, „ich glaube, ich hätte ihm –“

Trinquant flüsterte ihm Stille zu, ja er trat ihm, da der Präsident in seinem Unmuth noch nicht acht hatte, auf den Fuß. „Still, sehn Sie doch.“

Urban Grandier kam durch die offene Nebenthür grade auf die Sprechenden zu. Noch meinten sie, es sei ein Versehen, und wollten durch eine halbe Rückenwendung ihm das unbemerkte Vorbeigehn erleichtern, aber Urban trat entschie-

den auf Barot zu. Ihm folgte mit froher Miene die Wirthin:

„Herr Präsident!“ sprach er, „unser kleiner Wortwechsel neulich ist von Ihrer, wie von meiner Seite doch wohl vergessen. Sollte aber noch ein Funke Groll gelodert haben, so hoffe ich, er ist seit vorgestern erstickt. Aus Achtung für Ihre Person habe ich meine Mitbewerbung bei den Ursulinern aufgegeben. Ich wünsche Ihrem Herrn Neffen alles Glück.“

Ehe der Präsident sich dessen versah und ehe er antworten konnte, lag seine Hand in der des Pfarrers. Urban verneigte sich wieder und ging. Die Marquise nickte mit frohem Gesicht dem Präsidenten zu, und wollte an der Thür den Priester aufhalten:

„Wohin? Sie bleiben doch? Nun ist ja Alles in Frieden.“

„Vollkommen,“ entgegnete Urban.

„Bei einem frohen Abendmahl spülen die Herren den letzten Groll aus mit einem Glase schäumenden Weines.“

„Mich rufen dringende Geschäfte nach Hause.“

„Aber hier?“ Sie sah noch zweifelhaft auf die Herren, die unbeweglich im Winkel standen.

„Sind sie abgethan.“ Mit einer tiefen Verbeugung gegen die schöne Frau entfernte sich Urban.

„Ein eigensinniger Mensch, ein Starrkopf, nicht wahr, dem aber Niemand grollen kann?“ sagte die Marquise zu den Herren. „Nun, Herr Barot, keine Runzeln mehr auf Ihrer Stirn! Sie sind versöhnt, und lachen den Thoren aus. Man lebt nur ein Mal. Wer plagt sich muthwillig mit Grillen die guten Tage!“

Der Präsident hatte die Hand der schönen Frau an seine Lippen gedrückt, und saß wieder nachdenklich im Stuhle. Trinquant neben ihm:

„Ein eigensinniges Vergnügen, Leute an einander schmieden wollen, die nicht zu einander gehören! Ich möchte sie immer auseinander treiben. Das ist das beste Friedenswerk, wenn es denn doch auf den leidigen Frieden hinaus soll. Aber es ist eine Unwahrheit und gegen die Natur. Der Halm, die Staude, kaum daß sie aus der Erde kommen, theilen sich, jeder buhlt um sei-

nen Antheil Luft und Sonne für sich. Die Thiere laufen auseinander, und der Mensch etwa anders? Die Geschichte des Menschengeschlechts ist ein fortgesetzter Krieg, Bruder gegen Bruder, selbst Söhne gegen Väter. Erst in den Partheien finden sich die Getrennten wieder zusammen. Das ist die einzige, eigentliche, wahre Vereinigung; weil kein dummes Wohlgefallen, keine albernen Gefühlsregungen sie aneinander binden, sondern jeder weiß, was er will, und weil die andern dasselbe wollen, so sind sie eins.«

»Es war zu arg,« sprach der Advocat Menuau, ein untersetzter Mann mit einem leidenschaftlichen Ausdruck und lauernden Zügen. »Ich habe Sie bewundert, Präsident, wie Sie sich zusammen nahmen.«

»Mich!« fragte Barot aufstarrend.

»Ich weiß, Sie thaten es nur aus Artigkeit gegen die Wirthin.«

»Er bat ja den Affront ab,« sagte Barot.

»Abbitten!« lachte Menuau, und Trinquant blickte höhnisch den Präsidenten an.

»Das war ein Abbitten, wie ein Vater sei-

nem Kinde eine Ohrfeige giebt, und sagt: Ich bitte Dich, komm mir nicht wieder so.«

Menuau fuhr auf: »Ein Abbitten! Höll' und Teufel! Er sah Sie ja an, wie der Bischof seinen Thürsteher. Ein Ton, ein Blick — ich hätte dem Pfaffen ins Gesicht geschlagen.«

»Ich sah ihn nicht so genau an.«

»Ich aber sah die Höllenfreude in seinen Augen, daß er einen Ehrenmann, dem er schon einen Schlag ins Gesicht gegeben, nun noch mit Füßen treten konnte. Wie sein Mund grinste, als er Sie überlistet hatte, und Sie ihn gutmüthig um Vergebung baten!«

»Ich habe ihn nicht gebeten.« Der Präsident erhob sich.

Menuau sagte: »Sie reichten ihm die Hand, während er seine nur halb geöffnet hinhielt, als spräche er: Sieh, ich bin großmüthig. Noch ist es Zeit. Schlag' ein, und es ist möglich, daß ich vielleicht wieder gnädig werde. Glauben Sie mir, Präsident, so sieht er es an. Und nächsten Sonntag verkündet er es wohl von der Kanzel, wenn er das Thema ableiert: Vergebet Euren Fein-

den und thuet wohl denen, die Euch Uebles thaten.«

Das Zeichen, um zu Tisch zu gehen, kam dem Präsidenten diesmal sehr gelegen. Menuau und Trinquant folgten ihm langsam.

»Dieser Teufel!« grinste Menuau. »Wahrhaftig, ich glaube, wenn er sich herabgelassen hätte, mit dem — guten Manne nur eine Viertelstunde zu schwatzen, hätte er ihn herumgebracht. Es ist ein Elend, mit weibischen Seelen zu thun zu haben!«

»Desto besser sind sie zu behandeln,« entgegnete Trinquant. »Unser Teufel aber läßt sich nicht herab. Das ist seine einzige gute Eigenschaft, weil sie uns hilft. Unsere gedankenlose, schöne Wirthin scheint nicht einmal die Beleidigung gemerkt zu haben. Wie ein Prinz vom Geblüt spät in die Gesellschaft zu treten, und nachdem er einige gnädige Worte mit dem und jenem gewechselt, wieder fortzugehen. Man müßte auch sie —«

»Darauf aufmerksam machen!« lachte Menuau. »Auf wie lange! Was zum einen Ohr hinein geht,

fährt zum andern hinaus. Nur keine Weiber in unsern Bund, oder er ist gesprengt.“

„Und doch meine ich —“

„Daß ohne Weiber nichts gelingt,“ entgegnete Menuau, „wenn man sie zu brauchen weiß, aber nur als Werkzeuge.“

„Warum kommt Mignon noch nicht?“

„Das will ich Ihnen noch nicht verrathen,“ lächelte Menuau schlau. „Auch unter Freunden sind Ueberraschungen erlaubt.“

„Er kommt aber doch?“

„Er kommt, aber erst zum Nachtisch, wenn der Wein die Gemüther erquickt hat.“

Das Tischgespräch war weniger belebt, als die Wirthin wünschte. Auch war ihr nicht angenehm, daß die anwesenden Protestanten ihre Plätze neben einander suchten. Sie hatte mit unermüdlichem Eifer am ganzen Abend versucht, diese Trennung zu hintertreiben. Jetzt schien in einem

Augenblicke die Frucht ihrer angestrengten Bemühungen vereitelt. Sie war mißmüthig und ward es noch mehr, als man auf der andern Seite des Tisches sich zuflüsterte: Grandier sei wohl so früh der Gesellschaft wegen gegangen, die er hier gefunden, und Mignon komme deshalb gar nicht.

Doch trat der letztere, der kaum mehr erwartet wurde, zum Schluß der Tafel ein. Die Marquise schalt ihn und setzte doch freundlich hinzu: „Je später der Abend, um so schöner die Gäste.“

Aber der perlende Wein, der reichlich auf ihren Befehl floß, erheiterte nicht sein ernstes Gesicht. Er flüsterte mit seinen Nachbarn, und jeder sah ihm an, daß eine bedenkliche Sorge ihn drücke.

„Wenn wir nachher unter uns sind,“ sagte er über den Tisch auf einige Fragen der Wirthin, mit einem Seitenblicke nach dem Theil des Tisches, wo die Protestanten saßen. Eine Verstimmung trat sichtlich ein. War es Neugier der Wirthin, oder bemerkte sie auf der reformirten Seite Unzufriedenheit; sie gab das Zeichen zum Aufbruch.

Die Mehrzahl der Gäste entfernte sich schneller, als es sonst zu geschehen pflegte. Die Feste der Marquise galten für die lustigsten in der Stadt, und der Wein, der hier reichlicher sprudelte, als es heut französische Sitte ist, und selbst die reizenden Frauen belebte, hielt die Gäste gewöhnlich noch spät zusammen bei Gesang und Spiel. Auch von zarteren Abentheuern, welche die Dämmerung begünstigt, flüsterte man sich zu.

„Die Huguenotten brechen ja auf, als fürchteten sie eine neue Bartholomäusnacht,“ flüsterte Menuau dem Canonicus Mignon zu.

Mignon lächelte, und wies auf die Marquise, deren Hand Herr von Senanges feurig an die Lippen drückte: „Den wenigstens würde unsere Königin verschonen, wenn die Glocken stürmten.“

Der Polizeilieutenant, der Bailli, der Criminallieutenant und andere Katholische mit ihren Frauen und Töchtern waren mit den Reformirten fortgegangen, vielleicht um den gehässigen Schein einer Partheitheilung zu vermeiden.

„Nun, was giebts?“ fragte die Marquise,

nachdem sie die Abschiednehmenden schneller entlassen, als es ihre Art war.

„Nichts, gnädige Frau, was vor die Ohren dieser Ungläubigen und Spötter taugt,“ sagte Mignon. „Denn gute katholische Christen haben schon Mühe, sich von der Wirklichkeit dessen, was ich sah, zu überreden. Ich komme von den Ursulinerinnen.“

„Ah das! Spukt es noch immer? — Ich glaubte vorm neuen Beichtvater müsse der alte Platz machen. Wie oder — Sie sehen so blaß aus — ist etwa auch Ihnen der todte Du Fresne auf der Treppe begegnet?“

„Das sind Kindereien — ich halte es wenigstens dafür,“ sagte Mignon, dessen Blick sich mit dem seiner Cousine Madeleine begegnete. „Wie sollte ein frommer Geistlicher der rechtgläubigen Kirche durch des Allmächtigen Rathschluß verdammt sein, gleich einem Unseligen auf dieser Erde umher zu irren! Es war gewiß Trug der Sinne dabei. Die Kostgängerinnen, ja auch einige der Nonnen sind ja noch halbe Kinder, sie haben sich in ihrer aufgeregten Phantasie etwas eingeredet,

möglich auch, daß sie in kindlichem Muthwillen die Andern erschrecken wollten, obgleich man sich fragen darf: wer gab diesen unschuldigen Kindern den Gedanken ein? Auch da war es mittelbar der böse Geist, welcher der Urheber alles Uebels ist, somit auch von dem, dessen Eindruck noch jetzt meinen Geist verwirrt.«

Mignon sah sehr blaß aus. Zum Präsidenten gewandt, sagte er: »Ich wünschte, lieber Oheim, Sie hätten sich nicht für mich um die Stelle verwandt. Wie soll da meine schwache Kraft ausreichen, wenn nach diesem Anfange zu schließen, das Uebel wächst.«

»Bei der Gebenedeiten!« sprach die Marquise, »was ist es eigentlich, wenn es nicht der todte Beichtvater ist?«

Menuau sagte: »Die Schwester Claudia ist wirklich besessen.«

Mignon athmete auf und legte seine weißen Hände auf die Brust: »Wer kann sagen, daß er es nicht ist, wer sagt voraus: über mich hat er keine Macht! Die uralte, ewige Kraft des Bösen ist es, die unergründliche dem schwachen Men-

schengeist, welche auf Wegen arbeitet, die unser Auge nicht entdeckt, durch die Luft zuckt, in der Flamme blitzt, und noch athmen wir frei als Gottes Creatur, so vermeinen wir, und im nächsten Augenblick liegen wir gefesselt, ein erbarmungswürdiges Geschöpf, ein Gefäß Gottes vorhin, und nun ein Trog, darin der Menschenfeind seinen Unrath warf. Einen Possenreißer auf dem Seile sehn zarte Gemüther schon mit Schrecken an, wenn er die Glieder verrenkt und auf dem Kopfe steht; welches innere Grauen aber überfällt uns, sehn wir eine edle Menschennatur, ja die schöne Form des Weibes in solchen widernatürlichen Verzückungen. Kaum noch ein Abbild Gottes, den Rosenhauch der Jugend und Unschuld auf ihren Lippen, Gebete murmelnd, die wie Blumendüfte gen Himmel kräuseln, und gleich darauf verzerrt sich der Mund, die Augen verrenken sich, man sieht nur das Weiße, die Haare stehn zu Berge, das Gesicht eine Fratze voll Wuth und Stumpfheit. Eine canibalische Lust durchschießt den Leib, die züchtige Jungfrau schleudert ihre Glieder, eine gräßliche,

heisere Stimme krächzt Blasphemieen und eine andere brüllt Flüche, die unsern Sinn zerreißen."

Er hielt erschöpft inne.

"So tobt die unglückliche Schwester Claudia?" fragte Barot.

"Es ist ja noch eine Zweite angesteckt," sagte Trinquant. "Wenn ich recht hörte, die Schwester Clara."

Mignon blickte bewegt auf und schöpfte Athem: "Ich sollte eigentlich auch gegen Sie noch davon schweigen. Aber wir sind ja wohl unter uns. Dringend bitte ich Sie insonderheit nichts gegen den schottischen Arzt davon zu erwähnen. Was mich so mit Entsetzen erfüllt und mit unheimlicher Furcht durchschauert, ist die Wahrnehmung, daß Niemand in den Mauern des bedauernswürdigen Klosters davon frei ist; auch die reinste, heiligste, unschuldigste nicht. Wer könnte nur bei der lieblichen Angelica, bei der heitern Susanna geheime Lüste vermuthen, die den Bösen locken!"

"Jesus Maria! die Alle sind angesteckt."

"Wer sagt das! Die düstere Wolke, die über ihren Häuptern schwebt, hat sich noch nicht

entladen, aber hier und da zuckt eine electrische Flamme auf sie nieder. Doch davon schweige ich, ich habe ja das ärgste gesehen.«

»Mein Gott, was!« rief die Marquise.

»Heut in der Dämmerstunde begab ich mich ins Zimmer der Priorin, mit ihr über den bedenklichen Zustand des Klosters zu conferiren. Das schöne, junge Mädchen saß an ihrem Tische, ihre beiden Hände umfaßten das kleine Crucifix; krampfhaft umklammerten es die Finger. Mich sah sie starr an und nickte mir nur zu. Ich setzte mich neben sie, und mußte allein das Wort führen. Sie hörte mich scheinbar aufmerksam an, aber die aufsteigende Röthe ihres Gesichtes deutete an, daß sie mit etwas kämpfte, etwa wie ich bei Kranken wahrgenommen, die einen Krampf, eine Regung der Natur niederdrücken wollen. »Sind Sie unwohl, würdigste Mutter?« fragte ich. »Ich komme zu einer günstigern Stunde wieder.« Sie schüttelte den Kopf: »»Fahren Sie nur fort, es wird vorübergehen,«« sagte sie mit einer ängstlichen, belegten Stimme, die mir völlig fremd war. Ich redete weiter, aber ich nahm wahr, daß es mit

aller Aufmerksamkeit vorüber war. Ihre Augen stierten leblos auf die Wand; sie spitzte ihre Lippen und riß den Mund wieder weit auf, und ihre schönen, weißen Zähne grinsten mich an. Plötzlich kam ein Ton aus diesen reinen Lippen, daß es mir durch Mark und Bein rieselte, die Zunge schnalzte, sie meckerte wie eine Ziege; und ehe ich es mich versah, war die züchtige Jungfrau mit einem Satz auf den Schemel, wo sie bis da gesessen, und mit einem zweiten auf dem Tische. Hier saß sie, wie wir die indischen Pagoden abgebildet sehen, und lachte ununterbrochen, so gräßlich, meine Herren und Damen, daß die Vorstellung allein mich eiskalt überläuft. „„Du Schurke!““ rief sie mir nach, als ich nach Hülfe eilte, „„mit Dir will ich schon fertig werden!““

„Entsetzlich!“ rief die Marquise, am ganzen Leibe zitternd und schmiegte sich an Madeleinen, die den Canonicus, ihren Vetter, unverwandten Blickes ansah.

„Ach, meine Freunde, als wir wiederkehrten, dieser Anblick! Das holdseligste Mädchen, dem der Himmel selbst in dem Unbewußten die Hoheit

verliehen, um schon in ihren Jahren die hohe Würde auszufüllen, tanzte, brüllte, schoß Purzelbäume im Zimmer. Mit unserer vereinten Kraft war es kaum möglich, sie auf ihr Bett zu bringen, und hier nun —"

"Vetter Mignon!" rief Madeleine. "Es ist das Fräulein Jeanne Belfiel, von dem Du vor diesen Anwesenden sprichst."

"Das habe ich bedacht, Cousine. Aber und wär' es die geringste Bauerdirne gewesen, ich hätte gethan, was meines Amtes war. Unvorbereitet, wie ich war, stellte ich den Exorcismus an, und wenigstens gelang es mir, die wildeste und gräßlichste Wuth des Satans zu beschwichtigen. Ihre Aussagen waren verworren, noch konnten wir kein Bild ihres innern Zustandes fassen. Nur so viel deuteten ihre abgebrochenen Antworten an, daß sie erst vor wenigen Stunden, urplötzlich, und nach einer der unschuldigsten Handlungen von der Welt von der geheimnißvollen Macht ergriffen worden."

"Was war das?"

"Sie hatte von einem Monatsrosenstock drei Rosen abgepflückt. Die Dornen ritzten sie, und

von dem Augenblicke an war in ihrem Blute eine Veränderung vorgegangen. Es kochte, siedete, stieg ihr zu Kopfe, und deutlich hörte sie ein fremdes Wesen in ihrem Leibe, eine fremde Stimme, die durch ihren Mund sprach.«

»Heiligste Mutter Gottes!« rief die Marquise. »So darf man keine Blume pflucken, ohne davor sicher zu sein, daß der böse Feind in uns fährt.«

»Niemand ist vor irgend etwas sicher!« entgegnete Mignon. »Wer ergründet das Unbegreifliche! Wenn wir nur athmen, mögen wir die Atome des Verderbens einsaugen, wenn wir lachen, schlüpft er durch unsere Mundwinkel. Irgend ein Pact ist von dem lauernden Zauberer in der Luft geschlossen, und wir erkennen es erst, wenn es zu spät ist.«

»Mein Gott, Cousin!« rief Medaleine, »und Sie verließen das unglückliche Mädchen in dem Zustande?«

»Glücklicherweise gelang es meinen Beschwörungen, wie ich schon sagte, die ärgste Wuth zu beschwichtigen. Sie schlief darauf ein, und als sie

erwachte, wußte sie von allem mit ihr Vorgegangenen nur wie man sich eines wüsten Traums erinnert.«

»Nannte sie den Pakt, den Zauberer?« fragte Trinquant.

Mignon zuckte die Achseln: »Davon lassen Sie mich noch schweigen. Die Sache fordert die ernsteste, besonnenste Untersuchung, ehe man achtbare Namen compromittirt.«

Der Präsident Barot war aufgestanden und trat mit entschiedener Miene auf Mignon zu: »Und ich hoffe, Du wirst überhaupt davon schweigen. Sie ist Laubardemonts Nichte —« flüsterte er ihm zu — »Unbesonnener, was fängst Du an? Bei meinem ganzen Ernste sage ich Dir, das unterlasse! Davon, bei meinem Zorne, kein Wort mehr, Kind des Unglücks, wohin kann uns das stürzen!«

Zu den Andern gewandt, sagte der Präsident: »Ich hoffe, meine Freunde, was wir vom Canonicus vernahmen, ist nur die unglückliche Aufwallung einer gereizten Phantasie. Was ist natürlicher, als daß das junge Mädchen, plötzlich

aus den glänzendsten Verhältnissen in die dumpfen Klostermauern versetzt, ohne Leibesbewegung, vielleicht in einer ungesunden, feuchten Schlafkammer, angesteckt von den anderen kranken Nonnen, und dazu der Schreck von dem umgehenden Du Fresne, daß sie Visionen hatte! Es waren Krämpfe, die sich bei einer vernünftigen Behandlung, wie sie mein Neffe beobachtete, wieder legten. Wir schweigen Alle davon, nicht meine Freunde? Wer wollte unser Kloster, wer unsere Stadt in den Verruf bringen! Ein unverbrüchlich Geheimniß bis auf Weiteres. Nicht wahr, lieber Mignon, Du getraust Dich mit Zuziehung eines verständigen Arztes sie dauernd wieder zur Besinnung zu bringen, sie ganz wieder herzustellen. Wenn der Staatsrath, ihr Oheim, uns besucht, muß Alles vergessen sein. Ich hoffe, ich erwarte es."

Der Neffe begleitete den Oheim bis an die Thür. Hier hörte Menuau, der das Ohr an die Wand legte, von einem ernsthaften Zwiegespräch nur noch die Worte: "Das bedenke wohl, es handelt sich um Deinen Erbtheil."

"Ich bin ganz der Ansicht meines Oheims,"

sagte Mignon zu der zurückgebliebenen Gesellschaft. „Die Sache wird gewiß zu unser Aller Zufriedenheit, ohne gewaltsames Aufsehn sich lösen. Ich hätte auch kein Wort darüber verloren, wenn ich nicht meine Freunde hier, und Ihre Verschwiegenheit kennte.“

Auch er empfahl sich jetzt von der Wirthin. Zu Menuau und Trinquant, welche ihn mit besonderen Blicken anschauten, sagte er im Vorbeigehen: „Nun thut Ihr das Eure. Von einem Sturm fällt keine Eiche. Man muß auch die Würmer zu Hülfe rufen. Wenn sie gebohrt und gefressen haben, und der Baum ist noch nicht gefallen, so kommt der Sturm wohl wieder und vollendet das Werk.“

Die Marquise hatte nur ungern die letzten von der Gesellschaft entlassen. Wäre es nach ihr gegangen, so hätte sie dieselben bei sich behalten und die Nacht durch verplaudert. Mignons Er-

zählung hatte sie unangenehm aufgeregt. Die Oede und Stille in den noch kaum so belebten Zimmern, die verlöschenden Lichter und verglimmenden Kohlen in den Kaminen, die Schatten der Möbel, Alles wirkte eine bange Stimmung in ihr. Der Regen schlug gegen die Fenster und strömte von den Traufen. Sie trank ein Glas Wein, sich zu ermuthigen; umsonst. Die grauenvollen, heraufbeschwornen Bilder tanzten an den Wänden und kamen immer wieder. Sie fürchtete sich vor ihrem einsamen Lager und fürchtete doch auch die Einsamkeit in den leeren, großen Zimmern. Die Einsamkeit war für sie ein halbes Gespenst.

Sie rief die Dienerin ihr in die Bettkammer zu leuchten und hieß sie einen großen Ritterroman mitnehmen, in dem sie ihr bis zum Einschlafen vorlesen sollte. Aber als Frau von Chavigny die Thür zur Bettkammer öffnete, kam ihr ein Lichtstrahl entgegen. Sie fuhr zurück. Dann winkte sie dem Kammermädchen stumm zurückzukehren und trat allein in das Gemach, dessen Thür sie rasch hinter sich zudrückte. Das Kammermädchen verzog etwas den Mund und kehrte lächelnd mit der

Kerze, und den Folianten im Arm wiegend, in ihre eigene Bettkammer zurück, wo sie den Roman auf den Boden warf, froh, wie es schien, der Arbeit überhoben zu sein, daraus Jemandem vorzulesen, der nicht hören, sondern schlafen wollte.

An dem Bette der Marquise stand ein Tisch; auf diesem Tische eine Kerze, daneben lag ein aufgeschlagenes Buch, in welchem Jemand, den Kopf im Ellenbogen gestützt, las. Dieser Jemand, eine große, kräftige Gestalt, saß, ein Bein über das andere, bequem im Lehnstuhl. Das Kerzenlicht spiegelte sich in Urbans glänzenden Augen, die er, aufgeschreckt durch das Geräusch, der Eintretenden zuwandte.

„Unerhört!" rief die Marquise nach einem bangen Athemzuge. „Wer gab Ihnen die Erlaubniß?"

„Sie luden mich ein."

„Zur Gesellschaft, mein Herr, nicht hierher."

Er schlug lächelnd das Buch zu, und stand auf.

„Gut, daß Sie sich entfernen wollen. Glück auf den Weg nach Hause."

„Sie werden mich doch nicht in den Gußre-

gen hinaus schicken?“ sagte er, ihre Hand ergreifend. „Ich hätte Vieles mit meiner Freundin zu sprechen.“

„Vorhin schien es doch nicht!“

„In der Gesellschaft hatten wir nichts mit einander zu sprechen.“

„Wir nicht, nein, da nicht,“ sagte sie schnell wieder in der Laune, in welcher wir sie kennen, und beschäftigte sich im Zimmer, als wäre nichts vorgefallen, und kein unerwarteter Gast, der sie stören könnte, gegenwärtig. „Sie hatten so viel mit der kleinen Survilliers zu sprechen, daß Sie auf Andere nicht füglich Acht geben konnten.“

Urban blickte sie lächelnd an: „Ist das Ihr Ernst, meine Freundin?“

„Nein,“ sagte sie, ihn wieder forschend anblickend. „Darin traue ich Ihnen doch zu viel Geschmack und Verstand zu.“

„Darum rechnete ich auf Ihren Dank, nicht auf Ihren Tadel.“

„Das war Maske,“ fiel sie ein. „Das erkannte ich wohl. Da mögen Sie recht haben, und davon kein Wort mehr. Aber ehe es zum

Dank kommt, mein sehr würdiger Herr, fordere ich Rechenschaft über Ihr anderes Benehmen. War das eine Art, so in meine Gesellschaft zu treten, so von oben herab auf meine Gäste zu schauen, so meine Freundlichkeit zu lohnen, und so davon zu gehen?“

Sie hatte sich neben ihn gesetzt. Urban schwieg.

„Halten Sie es nicht der Mühe werth, sich zu verantworten?“

„Ich wollte erst Ihre volle Klage anhören.“

„Unerhört!“ fuhr sie fort. „War das auch Maske, wie Sie gegen meine Freundin sich benahmen?“

„Ach, Sie meinen das Fräulein von Brou.“

„Ja, ja, mein Herr! O, ich hätte Sie mögen — Sind Sie Franzos? Sie fiel in Ohnmacht, weil Ihr Anblick sie erschreckt, und Sie schritten vorüber, wie ein König in seinem Triumphwagen, dessen Rad eine Bettlerin überfuhr.“

„Ich bin kein König, Katharine, und sie ist keine Bettlerin.“

„Aber meine Freundin, Herr Pfarrer Urban,

und ein so edles Wesen, als in Loudun kein zweites ist —"

"Edel!" sagte Urban in einem Tone, als könne es Zweifel, oder Frage sein.

"Ja edel, überaus edel, Du übermüthiger, stolzer Mann! Die sich nicht hingäbe einem Verführer, die auch einem Zauberer, wie Du, widerstände! Der Gedanke allein würde ihre keusche Seele beleidigen. Und diese, meine edle Freundin, würdiger, als daß wir mit unsern Lippen ihren reinen Namen beflecken, hast Du heut beleidigt, in meinen vier Wänden; an dem zarten, schönen, lieben Weibe hast Du aus niederer Rache gegen ihren Oheim Deinen Uebermuth ausgelassen. Dafür —"

"Willst Du mich strafen, Katharine? Strafe! Es giebt nichts Reizenderes, als den Zorn schöner Frauen. Schwinge eine Geißel in Deinem weißen Arm, ich will meinen Rücken entblößen. Kein Schmerzenslaut, kein Seufzer soll von meiner Lippe. Schwinge sie unbarmherzig, bis die Riemen blutig werden; ich wollte immer sehnsüchtig lächelnd in Deine zornglühenden Augen blicken.

Oder willst Du nur schmähen? Ich will vor Dir knieen, stumm gebückt, bis Dein Zorn sich ergossen hat. Nur gönne mir auf Deine Lippen zu sehen, auf die blitzenden, weißen Zähne. Oder gönnst Du mir das nicht, so will ich mich hinstrecken auf die Erde. Tritt mich mit Füßen. Aber die Laute Deiner Silberstimme höre ich doch. Du kannst, arme Katharine, keine noch so schmerzhafte Strafe ersinnen, die nicht zur Wollust für mich wird, wenn sie von Dir ausgeht.“

Sie schwang keine Geißel, sie ließ ihre Hände im Schooße ruhen, und warf nur abwechselnd Blicke auf ihn, zwischen Furcht und banger Lust.

„Wenn ich Dir den Mund schließen könnte, fürchtete ich mich gar nicht vor Dir. Sage, was es ist, Urban, das Dich so furchtbar macht? Wie die Schlange, von der die Seefahrer erzählen, daß die Vögel ihren Blick nicht ertragen. Bist Du ein Zauberer, daß wer Dich hassen muß, sich an Dich hängt?“

„Du mich hassen, Katharine?“ und er hielt seine Hand hin. Sie zauderte, und doch lag ihre unversehens in seiner, während sie sprach:

„Als ob ich nicht wüßte, daß Du — o pfui, Urban! das gestehen zu müssen! Du liebst noch wie viel andere! Und an den Trost muß unser Stolz sich wärmen, daß Du die andern nur eben so liebst und nicht mehr. Gleichgültig bin ich Dir, wie dem Kinde reicher Eltern eins seiner vielen Spielsachen; es spielt damit, wenn es ihm in die Hände geräth, und wirft es weg, wenn ihm ein anderes besser gefällt. Vertheidigen Sie sich, vertheidigen Sie sich, Herr Urban!“

Urban schwieg eine Weile: „Ich könnte ja auch anklagen.“

„Wer giebt Dir ein Recht?“ sprach sie leicht erröthend.

„Ich rechte mit Niemand, Katharine! Die Erde ist so reich und so schön an Blumen. Wer sagt zur Biene: genüge dich; du saugtest den Duft der Rose, was willst du am Jasmin? — Die Luft ist frei. Die Sonne bescheint Alle. Der Herr goß aus die Wonne über seine Welt, nicht daß wir die Augen zumachen, den Mund schließen —“

„So spricht der Verführer, nicht der Diener der Kirche.“

„Die Kirche ist die heilige, milde Mutter, die unerschöpflichen Trost, unermeßliche Gnade hat für die irrenden Kinder der Sünde. Wer nie sündigte, wird des Trostes nicht theilhaft. Nimm Dich in Acht, Katharine, vor den Huguenotten! Das kleine, kalte, matte Licht, das ihre stolze Vernunft unter dem Sternenhimmel anzündete, leuchtet nicht weit. Solch ein armer Calvinist, wenn die Stürme durch die Nacht toben, die Wälder stöhnen, die Tannen auf den Bergen krachen! Er hält beide Hände vor sein Lichtstümpfchen; sein Herz schlägt bang, er wagt nicht sich davor nieder zu werfen, wie wir vor dem Bilde der gnadenreichen Mutter am Wege, im alten Baume. Das reißt kein Sturm um, das glänzt in Ewigkeit, so schlecht es der Maler pinselte; das Auge leuchtet durch die Finsterniß und wärmt das Herz mit heiliger, süßer Gluth, auch wenn der Eiswind Deine Glieder erstarrt hat.“

Die Aequinoctialstürme tobten draußen mit neuer Gewalt, Regenschauer peitschten gegen die Fenster, und die Traufen speiten Wasserfälle auf den Hof.

Aengstlich blickte die Marquise sich um: „Predige jetzt nicht, Urban.“

„Predige ich denn! Wenn ich es auf der Kanzel thäte, würden sie mir zuströmen? Ich hauche aus die heiligen Gefühle, von denen Gott und Natur mich durchschauert. Die allmächtige Liebe, den allmächtigen Zorn, die durch die Schöpfung wehen. Die Calvinisten predigen, wir nicht; sie drechseln, kneten, sondern, und das abgeblaßte Bild des Ewigen auf ihren farblosen Lippen, in ihren tonlosen Worten, das heißen sie Gottes Wort. Hörtest Du keine Predigt vom Herrn von Senanges?“

„Thor!“

„Predigt er nicht, wenn er spricht, und wenn er auch nicht die Lippen öffnet, predigt nicht sein Auge? Buße, Entsagung? Du schönes, liebliches Weib, in deren hellem Auge der wolkenlose Himmel sich spiegelt, und Deine volle Brust schlägt der Lust entgegen, ohne Sünde und ohne Gedanken, was Sünde ist, was willst Du mit dem Puritaner?“

„Er ist ein edler, sittenreiner Jüngling, Herr Pfarrer Urban.“

„Ich gönnte ihm den Heiligenschein, wenn die Calvinisten Heilige brauchten. Du, Katharine, wahre Dich vor ihm.“

„Eifersüchtig, Herr Urban?“

„Auf ihn, Katharine! Eifersüchtig bin ich auf die Unschuld Deiner Natur. Du bist die Blume, die sich dem Sonnenstrahl hingiebt, der sie wärmt. Er könnte der finstre Geist werden, der in Dir Gedanken weckte, die der Blume fremd sind. Aus dumpfer Brust könnte er Dir zuflüstern: Schließe Deinen Kelch, Blume, denn es ist buhlerische Lust, was die Sonne hinein gießt. Schlinge Deine welken Blätter um Deine volle Knospe, denn Dein Anblick verführt. Du kannst ihn nicht bekehren, darum fürchte, daß er Dich bekehrt.“

Der Marquise wurde das Gespräch lästig: „Sind die Huguenotten dem großen Urban so furchtbar? Die armen, höflichen Leute, die jedem guten Katholiken aus dem Wege gehn, und tief den Hut abziehen. Mir ist's immer, als denkt

Jeder, wenn er eine Kapuze sieht, an die Bartholomäusnacht.“

„Und wer bürgt dafür, daß die Nacht nicht wiederkehrt.“

Sie blickte ihn verwundert an.

„Der Himmel ist noch durstig,“ sprach er vor sich hin. „Die blutigen Atome fliegen durch die Luft. Was der trunkene Aberwitz braut, sieht kein Verständiger voraus. Der Blut leckte, verlangt noch mehr Blut; ich sehe noch viel Noth und viele Brandfackeln in dem künftigen Frankreich. — Wie wenn das Spiel sich umkehrte, wenn die düstern Bilderstürmer, die kalten, finstern Zeloten —“

„Was liesest Du da für ein Buch?“ unterbrach ihn die Marquise.

Auch Urban schien mit der Unterbrechung zufrieden. Er reichte es ihr lächelnd. Sie warf es ärgerlich fort:

„Lateinisch. Kam der ehrwürdige Pfarrer her, um ein Ritual zu lesen!“

„Wohl ist's ein Zauberbuch, Katharine. Ein mächtiger Beschwörer ist der Dichter. Johannes

Secundus nannte man ihn. Das sind Verse, die der glühende Hauch in die Luft warf, und es wurden Blumen. Er besingt das Schönste, womit die Natur den Sohn des Staubes beschenkte, den Vorgenuß der Himmelsseligkeit. Weißt Du, wie die Rosen entstanden? Ich will Dir sein Lied vorsagen.“

„Ich kann nicht lateinisch, mein Herr!“

Er recitirte in einer wohllautenden, französischen Uebersetzung das Lied des alten Dichters: „Und aus den Küssen wurden Rosen.“ Er hatte, ihre Hand festhalteud, den Handschuh abgestreift und drückte feurige Rosen auf den weißen Arm der schönen Frau.

„Der Regen läßt nach,“ sagte sie, sich abwendend. „Ihre Beichtkinder brauchen nicht für die Gesundheit ihres Seelsorgers zu fürchten, wenn Sie jetzt nach Haus gehn.“

„Mein Dichter singt noch viele schöne Lieder!“

„Die ich viel zu müde bin zu hören. Urban! —“

„Einen Dichter unterbrechen, ist grausam, im

vollen Strom der Begeisterung ihn vor die Thür werfen!«

»Urban!« rief sie aufstehend. »Kein Wort mehr. Ich bitte, ich beschwöre Sie. — Du hast viel Feinde — man hat Argusaugen auf Dich — auch auf mich —«

»Fürchtet Katharine von mir einen Verrath!«

»Nein, Du lieber, edler, wunderbarer Mann,« rief sie an seinem Halse. »Du würdest schweigen, unter Martern und Tod. Ich weiß, ich kenne Dich, und doch muß es enden. Mir zu Liebe, nicht wahr? Wir bleiben Freunde.«

»Ich will an Deinem Lager sitzen,« flüsterte er, »und süße, heilige Lieder singen, bis Du einschlummerst.«

»Das Gespräch hat mich schon eingeschläfert.«

»Dann, wenn der Mond Deine Schläfen küßt, schleiche ich mich sacht fort. Am Morgen, wenn Katharine erwacht, war es lieblicher Traum, der fort ist, wenn sie mit ihrer weißen Hand über die Wimpern streift.«

»Nein, Lieber, in der Nacht mußt Du fort.

Der Mond darf Dich nicht mehr auf der Straße sehn.“

„Der Mond wird zaudern. Er ist Liebenden hold.“

„Urban! Um der Gebenedeiten willen! Fort, böser Mann! Ach, wäre Alles ein Traum gewesen, und ich erwachte — aber ich will nicht mehr träumen. Es ist, es war mein fester Entschluß, bei der himmlischen Mutter, Urban!“

„Laß unsre Arme verschlungen zur Himmlischen beten!“

„Ich rufe mein Kammermädchen. Sie soll Ihnen auf der Hintertreppe leuchten.“

Sie wollte sich aus seinen Armen losmachen, und nach der Klingelschnur greifen. Er folgte ihr, doch ehe sie die Schnur ergriffen, hatte er die Kerze ausgelöscht.

Das Kammermädchen ward durch kein Anziehen an der Klingel in dieser Nacht geweckt.

In einer früheren Stunde, als die Marquise gewöhnlich Besuche annahm, stand Herr von Senanges am nächsten Morgen in ihrem Vorzimmer. Er ward gemeldet, und hörte ihre Stimme im Nebenzimmer: „Herr von Senanges! Nimmermehr!"

„Und warum erschreckt Sie mein Name?" sprach der junge Edelmann, der schnell durch eine andere Thür trat. „Fliehen Sie nicht vor mir."

Er faßte ihre Hand, die sie ihm entziehen wollte.

„Um aller Heiligen Willen! Was wollen Sie? Ich war für Niemand zu sprechen."

„Und Sie müssen, Sie werden es für mich sein. Ich komme nicht um Unwichtiges."

Sie warf einen ängstlichen, forschenden Blick in sein Auge. Frauen lesen schärfer in diesen Dingen als Männer. Sie entdeckte das nicht, was sie fürchtete, und den jungen Mann in einem Zustande von Aufgeregtheit, welcher ihre eigene nicht entdecken konnte. Ihre Brust athmete bang, ihr Auge blieb halb niedergeschlagen, und nur halbe Blicke von unter den Seidenwimpern beob-

achteten den Gast. Und doch, wer Beide aus der Ferne gesehen neben einander sitzend, würde in ihr die vollkommene Ruhe einer Dame wahrgenommen haben, die einem leidenschaftlichen Jünglinge zuhört, welcher in der Unruhe seines Herzens mit den Worten ringt, um etwas vorzubringen, was ihn drückt.

„Nach einem Jahre, sagte ich, Herr von Senanges; und es sind noch kaum zwölf Stunden vergangen.“

Senanges erröthete: „Ihr Wunsch ist mir heilig. Das lange, lange Jahr soll zwischen mir und Ihnen ruhen wie ein Abgrund, über den nur die Blicke und Seufzer dringen. Und auch dann, wenn der letzte Tag vorüber, ist mir dann mehr erlaubt als eine Frage? Kann mich eine Antwort nicht jählings in den Abgrund zurückwerfen, und dann auf ewig, ohne Hoffnung, ohne Aussicht.“

„Mein Freund, Loudun ist zu klein für Sie. Sie müßten nach Paris. Besser ins Ausland. Warum reisen Sie nicht, warum nehmen Sie nicht Kriegsdienste in Deutschland?“

„Es giebt Krieg in dieser Stadt. Darum, meine Freundin, kam ich."

„Wie!" lächelte sie. „Rüsten die Huguenotten wieder? Steht ein neuer Coligny und Biron auf? Wollen Sie aus unserer gesprengten Citadelle ein neues La Rochelle machen? Hüten Sie sich. Sie haben es mit einem Richelieu zu thun!"

„Es ist kein Scherz. Eine finstre, gemeine, ruchlose Verschwörung ist im Werke. Der Zufall wollte, weiß Gott gegen meinen Wunsch, daß ich in der Nacht die Reden der Verschwörer belauschte. Ich saß mit dem schottischen Arzt in einem Wirthshause; vielleicht achtete man auf uns nicht als Huguenotten. Auch ging ihre Wuth über alle Gränzen; man hätte Vieles von dem, was sie sprachen, auf der Straße hören können."

„Was soll das mir? Zeigen Sie es dem Polizeilieutenant an."

„Ich glaube auf dem richtigen Wege zu sein," sagte Senanges, den Blick zu Boden. „Das Complott betrifft eine Person, die davor bei Zeiten gewarnt werden muß. Ich rühme mich nicht des Glückes, sie näher zu kennen. Sie ist nicht von

meiner Kirche; sie ist sogar eine Feindin, eine Verächterin derselben. Das Complott betrifft den Canonicus an der heiligen Kreuzkirche, den Pfarrer Grandier.«

Die Marquise fuhr auf: »Urban! — Er hat Feinde,« setzte sie nach einer Weile hinzu. »Viel Feinde, was kümmert es uns! Er ist der Mann, sich ihrer zu erwehren.«

»Ich will es ihm wünschen,« sagte der Edelmann.

»Er gab nach wegen der Ursulinerinnen, und nun ist die Sache abgethan.«

»Wäre sie es!« sagte Senanges. »Wär' er mein Feind, ich könnte doch für ihn zittern, denn eine solche Feindschaft erweckt Theilnahme.«

Die Marquise horchte jetzt aufmerksamer und mit steigender Bewegung, was Senanges berichtete. In der dunkeln Hinterstube einer Schenke, wohin Duncan, der diese Vergnügungsorte des Volkes liebte, den jungen Edelmann geführt, hatten sie einige Leute aus den untersten Classen gefunden; doch schien ihnen, als ob Vornehmere als Rathgeber im Hintergrunde das Ganze leiteten.

Der Wein, der reichlich floß, und die Zunge löste, verrieth mehr, als in der Stube selbst gesprochen werden sollte, den draußen unwillkührlich Horchenden. Es galt eine der furchtbarsten Anklagen, die vor dem Official des Bischofs gegen Grandier vorgebracht werden sollte, und zwei gemeine Leute wurden instruirt, wie sie sich zu benehmen, welche Zeugen sie aufzurufen hätten. Der genaue Inhalt dieser Anklage gehörte nicht vor die Ohren einer Dame. Es genügte eine Andeutung des Inhalts, um die Marquise schaudern zu machen.

„Furchtbar, entsetzlich!“ fuhr sie auf. „Solche Schurken müßte die Polizei ergreifen! O, Herr von Senanges, eilen Sie zum Bailli, zum Polizeilieutenant!“

„Das wäre nicht der Weg,“ entgegnete der junge Edelmann. „Die Klage selbst wird ihren Weg dahin richten. Für die betreffende Person käme es nur darauf an, vorher unterrichtet zu sein, was ihr droht —“

„O so eilen Sie zu —“ sie stockte. Ihre Blicke trafen sich; die Marquise schwieg und senkte die Augen.

Herr von Senanges war aufgestanden und rückte den Stuhl fort: „Ich glaubte, gnädige Frau, meiner Pflicht genügt zu haben, wenn ich — doch noch etwas. Dem Pfarrer Grandier droht nicht allein die schmähliche Anklage. Die Verschworenen sind unter sich nicht einig. Der gesetzliche Weg dünkt Einigen zu langsam. Wenn die Thätigkeit dieser grimmigen Menschen in der Ausführung ihrer Wuth in der Vorbereitung entspricht, so wird sie furchtbar. Sie, gnädige Frau, sind — bekannt mit Grandier. Ich überlasse es Ihrer Klugheit, ihn zu benachrichtigen, zu warnen.“

Frau von Chavigny kämpfte einen schweren, innern Kampf: „Was ist Ihre Meinung?“

„Uneinigkeit der Feinde, eine Wuth, die sich selbst nicht halten kann, ist die beste Waffe für einen Angegriffenen, der sie zu handhaben weiß.“

„Die Bettelmönche und die Laienpriester lagen sich von je an in den Haaren,“ sagte die Marquise. „Das macht Partheien in einer kleinen Stadt. Unsre Sache ist es nicht, Herr von Senanges.“

Der Edelmann blickte sie ernst an: „Und das ist nicht die Stimme Ihres Herzens.“

„Sie sind Protestant. Sie sollten sich freuen. Was kümmert Sie Urban?“

Er schwieg eine Weile. „Was dieser Priester mich angeht, darüber schweige ich in Ihrer Gegenwart. Der Gedanke, der sich zu den Lippen drängte, wäre schon ein Frevel. Nein, wo so unmäßiger Ingrimm einen Mann verfolgt, den die gemeine Gesinnung so furchtbar und unabläßig angreift, der muß kein gewöhnlicher Mensch sein. Meine edle Freundin, ja ich bekenne es, der Anblick dieses Mannes flößt mir ein unbegreifliches Gefühl ein, eine unsägliche Wehmuth erfaßt mich, wenn ich ihn ansehe! Es ist nicht Liebe, es ist nicht Haß. Er schreitet unter uns wie ein Wesen höherer Art. Die Gewöhnlichen nennen es unerträglichen Hochmuth. Mir ist er anders, als trüge er in sich den ganzen Stolz des Schmerzes, der eine Welt niederdrückt. Ihn erhebt dies Gefühl. Als lohne es nicht, dem Unvermeidlichen zu widerstreben, schreitet er umher. Seine glühenden Augen mit dem Himmelslicht kosend, wirft er nur

gelegentliche, gleichgültige Blicke auf die Dinge und Menschen, als wie uns bedauernd, daß wir uns so unnütze Mühe geben und ringen um was nicht zu erreichen ist. So predigt er; diese Gluth der Inbrunst, die aus seiner Brust sich löst und zu Zauberworten wird, ist verführerische Musik. Sie betäubt, entzückt, aber sie tröstet nicht. So seine Unterhaltung. Er bezaubert, aber er ist nicht bei uns. Während er gefällig in unsere Gedanken einzugehen scheint, fliegen seine weit abwärts. Wir sind ihm gleichgültige Wesen, mit denen er spielt; aber er ist so freundlich, angenehm mit uns zu spielen, damit wir glauben könnten, wir ständen ihm gleich, und er ist unser Despot."

Die Marquise seufzte auf.

Senanges fuhr fort: „Mein Großvater Gaston blutete, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, in jener gräßlichen Hochzeitsnacht für seinen Glauben. Ich habe ihn nicht gesehen, aber in unserer Familie lebte seine Erinnerung. Man hat ihn mir deutlich beschrieben. Er war ein Mann, der die Welt und ihr Urtheil verachtend unter seinen Feinden mit einer königlichen Stirn umher schritt. Wo

die Mönche das Volk anhetzten, wo die Liguisten ihre Dolche wetzten, trat er kaltblütig unter sie; er fachte ihre Wuth durch kalten Hohn nur noch mehr an. Vergebens warnten ihn Freunde und Verwandte. Unsere Geistliche beschworen ihn: das sei Versuchung Gottes, nicht Gottvertrauen. Er achtete ihre Reden nicht; er hörte auf Niemandes Rath. Weil es ihm so oft geglückt, den Stricken der Feinde zu entgehen, weil er aus allen Gefechten unverwundet entkommen war, hielt er sich für auserwählt von Gott. Man hatte auf unserm Schlosse dunkle Winke von dem, was in Paris gebraut wurde, Weib, Kinder, Bruder beschworen ihn. Sie umfaßten seine Knie noch im Hofe. Sein Pferd scheute, sagen die alten Leute. Es ward stätisch auf der Brücke und drehte mit ihm. Das ist Gottes Stimme, Gaston! riefen sie ihm zu. Es ist des Teufels Lockung! sprach er, und setzte die Sporen dem Pferde in die Weichen. Seine Familie sah der stolze Mann nicht wieder. Auch da noch in Paris warnte ihn ein reformirtes Weib, seine Wirthin: Gehet nicht aufs Schloß, Ritter Gaston, ich weiß, es ist Euer Aller Tod.

Er lächelte mit dem stolzen Blicke, der ihm eigen: Gute Frau, mir wie Dir geschieht nichts, als was Gott über uns verhängt. „„Muß ich sterben, so sterbe ich zur selben Stunde unter Deinem niedrigen Dache, in meinem Bette ohne Ursach, oder an den Stufen des Louvre, von den Händen von Meuchelmördern. Aber der Herr schirmt seine Erwählten.““ Das war nicht der reine Glaube, den unsere Geistlichen billigen. Gaston starb im Louvre. Er starb entsetzlich. Ein Schuß traf ihn in der Schulter auf der Treppe; er stürzte, man schleifte ihn hinunter, man zerriß ihn, langsam, furchtbar, mit kaltem Hohn. Sein Bild hängt in unserm Schlosse. Es ist seltsam, meine Freundin, so oft ich Urban Grandier sehe, muß ich an Gaston denken. Das sind seine dunklen, großen, vorspringenden Augen.“

Die Marquise war hastig aufgesprungen. Sie trat ans Fenster, sie eilte nach der Thür und riß an der Klingel: „Muß ich denn nur Schreckliches hören, heut wie gestern! Was die Sinne verwirrt! Urban, ich lasse ihn rufen — Thorheit! Thorheit! — Nicht wahr, Herr von Senanges?

Was können sie ihm anhaben? Er ist ein guter Katholik.“

„Ich wußte, daß er Ihnen werth ist —“

„Sie wissen —“

„Nichts weiß ich,“ rief der junge Edelmann, sie rasch unterbrechend, indem er ihre Hand erfaßte, „nichts, als was Ihr Auge mir sagt, herrliche Katharine. Auch ich verachte die Zungen der Welt, wie Urban, wenn diese hellen Sterne mir sagen: die Welt lügt! Sie lügt, ich wills vertreten vor jedem Lästerer. Ich fordere die Welt nicht heraus, Katharine, gleich dem stolzen Priester. Aber die süße, heilige Ueberzeugung erfüllt mich, Katharine von Chavigny ist —“

„Mich dünkt, Jemand kommt —“

„Vor aller Welt will ich es aussprechen —“

„Um aller Heiligen willen schweige!“

„Deine Heiligen wachen über Dich, schöne Frau, denn der Geist Deiner Unschuld, Du selbst, bewachst und hütest Dich. Knie vor dem Zauberer wie die Andern, bete ihn an. Ich bin nicht eifersüchtig, ich freue mich aus voller Seele, daß

die Erwählte meines Herzens für das Höchste und Heiligste schwärmt, wenn auch das Bild dafür —"

Sie hatte sich von ihm losgemacht und die Thür rasch aufgerissen, durch die Urban Grandier eintrat. Sie hatte auch schärfer gehört, als der Jüngling. Der Priester musterte mit ruhigem Blick, was hier vorgegangen, aber die Todtenblässe auf Katharinens Gesicht, die Ohnmacht, mit der sie kämpfte, sah er nicht; denn sie hatte seine Hand gefaßt und drückte, in gebeugter Stellung, ihre Lippen darauf, um eben das zu verbergen, was Niemand sehen durfte. Aber Urban fühlte es am Zittern ihrer Hand, an ihren brennenden Lippen. Er legte leicht segnend seine Rechte auf ihren Scheitel.

Ein eigenes Lächeln schwebte um seine Lippen, als er im Armstuhl sitzend, ohne sie zu unterbrechen, das anhörte, was ihm die Marquise im Wechselgespräch mit dem jungen Herrn von Senanges mitgetheilt.

"Ich bin Ihnen verbunden, Herr von Senanges," sagte er mit einer gefälligen Verneigung. "Man ist von allen Seiten sehr gütig gegen mich.

Ich war aber schon davon unterrichtet und eben auf einem Gange in dieser Angelegenheit begriffen. Indessen konnte ich es nicht unterlassen, im Vorbeigehen vorher bei unsrer gemeinschaftlichen Freundin anzusprechen, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Ich mußte gestern so früh das schöne Fest verlassen. Ich hoffe es ging so heiter aus, als es begonnen. Gewiß war der Schottische Sonderling auch beim Abendtisch die Seele der Versammlung. Ich höre ihn nicht ungern an. Es giebt Menschen, denen man Alles verzeiht.“

„Sind Sie ein Mensch, Urban, oder —“ Die Marquise war aufgesprungen.

„Mich dünkt, es ist eine ernsthafte Anklage,“ sagte der Edelmann.

„Man will Sie ja vernichten, Urban.“

„Das will man. Das hat man längst gewollt, meine Freunde. Ich bin hier Vielen im Wege. Verlangen Sie, daß ich dem Wunsche meiner Feinde begegnen, und ihnen den Platz räumen soll? Oder daß ich vor der Wucht ihrer Anklage erschrecken, und vor ihrer schäumenden

Wuth erblassen soll? Mehr verlangen sie selbst nicht.“

„Mich dünkt, sie wollen mehr,“ sagte Herr von Senanges.

„Ich kenne sie Alle,“ sprach Urban, der nun auch aufstand, und mit würdiger Haltung einige Schritte auf- und abging. „Ich weiß mehr als Sie von der niederträchtigen Anklage. Ich habe ihr Entstehen, ihren Fortgang verfolgt, und wundre mich nicht, daß sie jetzt so plötzlich, unerwartet vorbricht. Mir ist sie das Zeichen ihrer eignen Ohnmacht. Meine größeren Feinde verzweifeln, die Barots, Trinquants! Auch sie sind nur die Werkzeuge von andern. Es sind meine eignen Amtsbrüder, die Collegen meines Stiftes, die Domherren vom heiligen Kreuze, denen ich unbequem bin. Die Gemeinheit ihrer eigenen Gesinnungen uchen sie in mir, der ihren Anmaßungen unerschütterlichen Widerstand leistet. Ihre treuen Verbündeten sind die Bettelmönche, die ich um ihren schwatzhaften Ruf gebracht; dessen rühme ich mich. Ich habe den Deckmantel gelüftet, unter dem sie unverschämt mit dem Vertrauen der Bür-

ger Handel trieben. Sie sind vom Markt gejagt durch mich. Wohlan, laß sie in den Winkeln und Buden mit ihren großen Verbündeten gegen mich Verschwörungen anzetteln. Sie bearbeiten die Bürger von den Kellern bis unter den Dächern. Soll ich davor erschrecken? Soll ich nur widersprechen? Ich vergäbe mir selbst."

"Herr Canonicus, Sie kennen nicht die Stimmung, die Ihre Feinde schon unter den Bürgern erregt haben."

"Ich kenne sie. Ich bin ein Fremder in dieser Provinz. Ein Fremder, der zwei große Pfründen in einer Stadt erlangte, wo so viele Bürgersöhne danach den Hals umsonst ausstrecken. Das ist freilich ein Frevel, der mir nicht vergeben werden darf. Darum — es ist unnöthig darüber noch ein Wort verlieren, wenn man das Gesindel ins Auge faßt, das sie auf mich loslassen. Charbonneau heißt der eine, Bougreau der andere, den sie mietheten. Der eine ein zwei Mal bankerotter Krämer, der andere soll auf der Galeere gedient haben. Diese saubern Menschen müßten mit der Weisheit des Allmächtigen begabt sein, sie müß-

ten mich wie Wächter einen Gefangenen durch Tag und Nacht begleitet haben, wenn sie das vernünftigerweise wissen könnten, was sie befohlenerweise aussagen sollen. Ich hätte keine Religion, ich betete nie mein Brevier, ich studirte Nachts in ketzerischen Zauberbüchern, ich — Genug! Wie, meine Freundin, darüber sollte ich erschrecken! Sollte ich nicht lieber, wenn die Sache nicht so abscheulich wäre, mich freuen, ja lachen, daß die Ohnmacht meiner Gegner so ersichtlich ist! Ich bin ein Mensch wie andre, ein Sünder vor dem Herrn! Wie, hätte ich keine wirklichen Fehler, die sie ausspüren, ins Schwarze malen könnten! Nein, davon stehen sie ab, und ihre unfruchtbare Phantasie heckt das albernste, dümmste Mährchen aus, so in die Augen springenden Unsinn, daß ein Kind —"

Er ging unmuthig auf und ab, indem er plötzlich inne hielt. Sein Unmuth und sein Schweigen mochte einen andern Grund haben, den er nicht aussprechen durfte. Wer sich vertheidigt, erkennt den, vor dem er sich vertheidigt, als Richter an. Urban Grandier stand hier vor einem

falschen Gerichte. Eine leichte Röthe überflog seine Stirn, dann zuckte ein stolzes Lächeln um seinen Mund:

„Zürnen Sie mir nicht, meine Freundin," sprach er, „daß dergleichen Albernheiten mich nur einen Augenblick die Pflicht der Artigkeit vergessen ließen, die die unangenehmen Geschäftsgespräche aus der Gegenwart der Frauen verbannt. Haben Sie schon gehört, die Geister bei den Ursulinerinnen sind plötzlich vor Mignons Beschwörungen gewichen. Das wird ihm ein großer Ruhm sein. Meinen Sie nicht auch?"

Herr von Senanges griff nach seinem Hut, um zu gehen. Urban grüßte ihn mit kalter Höflichkeit. Zwei Schritte schon entfernt, näherte sich der junge Mann noch einmal dem Priester:

„Hochwürdiger Herr, auf die Gefahr zudringlich von Ihnen gescholten zu werden, erlaube ich mir noch eine Warnung. Ihnen droht noch eine andere Gefahr. Ein Mann, den ich in der Dunkelheit nicht deutlich erkannte, hatte sich während der Verhandlungen mit den anderen überworfen; er schalt sie saumselige, feige Zauderer, die ihn

mit einem Papierwisch hingehalten. Er nannte Sie einen —“ dies flüsterte der Edelmann dem Pfarrer zu. — „Er schrie im allgemeinen Getöse, er wolle Sie in Ihrer eigenen Wohnung aufsuchen, und, sei es in der Kirche selbst, Sie von der Stufe des Altars herunter reißen. Mein Herr, der Mann zitterte vor Wuth, und wenn es der ungestüme Duthibaut ist, so ist er der Mann, sein Wort zu halten.“

Die Zornesader auf Urbans Stirn schwoll zum ersten Male und sein Auge funkelte: „Sieh, Duthibaut!“

„Um Maria Josef! Der Mann ist's fähig!“ rief die Marquise „Gehn Sie nicht allein aus, Urban! Lassen Sie Ihr Haus bewachen.“

Die Ruhe war im nächsten Augenblick auf der Stirn des Pfarrers zurückgekehrt. Nur um seinen Mund schwebte noch ein böses Lächeln:

„Die Kirche ist Gottes Haus, meines steht Jedem offen und die Straße gehört der Obrigkeit. Meinen Sie, daß Duthibaut Lust hat mich zu einem Märtyrer zu machen. Wie, oder Duthibaut, der verrufene Zänker in einer Waage, und

ich in der andern, meinen Sie, daß unsere Gerichte blind sind? Ein solcher Gegner macht eine Sache gewonnen.«

»Vorsicht! Um der Gebenedeiten willen Vorsicht, Urban. Vor dem Manne schützt Sie nicht Ihr Kleid —«

»Dies Kleid ist nicht meins,« sprach er mit Würde. »Es ist das Kleid der Kirche. Wer es verletzt, den straft das Gesetz der Kirche und des Staates. Es ist unbefleckbar. Selbst wenn ein Ketzer es anlegte und seine unheiligen Handlungen damit verrichtete, bliebe es rein wie vordem. Sein Sie unbesorgt, gnädige Frau.«

Er ging, aber wandte sich noch ein Mal zu dem Edelmann um.

»Mein Herr, ich ehre Ihre freundliche Gesinnung; ich achte den Menschen, in welchem Kleide er geht. Sie hörten vorhin aus meinem Munde harte Aeußerungen gegen andere Geistliche dieser Stadt. Daß ich sie vor Ihnen aussprach, sei Ihnen ein Zeugniß meines Vertrauens, wie Sie mir einen Beweis von Ihrem gaben. Der Mensch kann irren, der Diener der Kirche nicht; die Per-

son kann befleckt werden, der geweihte Priester bleibt rein vor Gott wie vor den Augen der Menschen. Dem Gläubigen ist das kein Geheimniß; vor dem Verirrten von dem wahren Wege war dies auszusprechen, zu meiner Rechtfertigung, zu seiner Belehrung, meine Pflicht.“

Die Anklage gegen Grandier beschäftigte die ganze Stadt. Ihr Inhalt entsprach dem Character ihrer Angeber, zweier Personen aus den verworfensten Classen des Pöbels. Sie bezüchtigte den Geistlichen außer jenen vaguen, unmöglich zu beweisenden Behauptungen hinsichts seiner Rechtgläubigkeit auch solcher gemeinen, empörenden Handlungen, die kein vernünftiger Mann für möglich hielt. Sie war, dem Augenschein nach, nur auf das von den Mönchen bereits gegen ihn aufgehetzte Volk berechnet. Die Vornehmeren unter seinen Feinden hielten sich deshalb still im Hintergrunde.

Der Polizeilieutenant Chauvet und der Oberpfarrer Gilles Robert waren vom Fiscal des Bischofs von Poitiers commissarisch mit der Untersuchung beauftragt. Urban erschien vor ihnen, und vertheidigte sich mit einer Ruhe, die man von ihm nicht erwartete. In allen Prozessen, die er bisher geführt, war er mit großer Heftigkeit aufgetreten, und hatte sein Recht mit Ungestüm, ja beleidigendem Hohne durchgesetzt. Seine Freunde fürchteten es, seine Feinde hofften es auch hier. Er begnügte sich, die Thatsachen abzustreiten, und ließ im Uebrigen seine erwählten Vertheidiger sprechen.

Der Polizeilieutenant sagte nach einem Verhöre zu ihm, als der ihm weniger günstige Oberpfarrer gegangen war: „Ich bewundere Ihre Kaltblütigkeit, und zweifle doch, daß Sie Ihren Zweck erreichen.“

„Was soll die Anklage anders,“ entgegnete Urban, „als den Pöbel gegen mich in Wuth bringen! Kann nur ein Verständiger ohne bitteres Lächeln die Punkte nachsprechen, die man gegen mich vorbringt. Man häufte so Abscheuliches,

Furchtbares, Ekelhaftes, daß es die Sinne der großen Masse berauschen muß, die feinerer Eindrücke unfähig ist, und geschickter ausgesponnenen Planen nicht folgen kann. Man wünscht und erwartet nichts anderes, als daß ich, in gerechtem Zorn, die Besonnenheit verlieren soll. Man hofft vielleicht, ich werde von den Kanzeln gegen sie predigen, daß sie mich dann zerreißen. Ich will will meinen Feinden diesen Triumph nicht gewähren."

"Ihre Gegner kennen Sie; dem Pöbel imponiren Sie nicht durch Ruhe und Schweigen. Er hört auf den, der am lautesten schreit."

Urban richtete sich mit einem seiner stolzen Blicke auf, der bedeuten konnte: ich rechne Dich für nicht sehr entfernt von dem Haufen, von dem ich spreche: "Lassen wir das," sagte er. "Ich fürchte nicht das Volk."

"Ich fürchte," sagte nach einigem Schweigen der Beamte, "Ihre Furchtlosigkeit. Sie spielen mit dem Zorne Ihrer Feinde. Sei es; ich traue Ihnen zu, daß Sie deren Kräfte kennen. Aber

ist es nicht schon ein großes Unglück für Sie, daß unser Bischof gegen Sie gewonnen ist?"

Weil ich einen Ehedispens ertheilte, der nothwendig, dringend war, ohne ihn zu befragen."

"Gleichviel, er ist gegen Sie gewonnen."

"Ich handelte als Priester, als Geweihter Gottes, was ich vor dem, dem heiligen Vater und dem ganzen Concilium verantworten kann."

"Die man nicht darum befragen wird," entgegnete Herr von Chauvet. "Es handelt sich darum, daß Sie in ihrem Oberen einen heimlichen Feind haben."

"Ich möchte ihn nicht zum Freunde haben, den kleinlichen Hypochonder. Wäre er mir nicht zu gering, ich hätte längst bei unserm Erzbischof in Bordeaux solche Dinge gegen ihn vorbringen können, daß Herrn de la Roche auf seinem Bischofstuhle übel geworden wäre."

"Auf der Bank der Angeklagten werden Sie zum Ankläger. Nur Louis Chauvet hörte es, nicht der Polizeilieutenant. O mein Herr, ich verletze auch darin meine Pflicht, daß ich Sie warne —"

"Sie sind Obrigkeit, Richter! Halten Sie

mich für schuldig? — Ihr Blick sagt mir: Nein. Nun wohlan, halten Sie die Gesetze Frankreichs, seine Regierung für so schwach, daß sie einen unschuldigen Priester nicht gegen die Ränke seiner Feinde, und gingen sie durch das ganze Reich, schützen sollten! Wie, Sie schlagen die Augen nieder! Giebt es nicht Gerichte in jeder Stadt, nicht Parlamente, den König! Ein Geistlicher, wenn ihm sein Stift kein Recht giebt, kann er nicht an seinen Bischof gehen, und wäre der schwach, nicht an den Erzbischof? Ist ihm der Weg nach Rom verlegt?“

Der Polizeilieutenant blätterte unter seinen Papieren. Er suchte nichts, er fand nichts. „Mein Herr, wir leben in einem Lande, das eine Geschichte hat, und eine blutige Geschichte. Wenn die Richter und die Parlamente und die Könige immer recht gesprochen, und die Bischöfe und Prälaten immer das Gute und Rechte gewollt, wäre diese Geschichte anders. Die Wuth und den Wahnsinn des Volkes konnten die besten nicht zügeln.“

„Gegen die Ketzer,“ unterbrach ihn Grandier.

„Wer ist Ketzer, mein Herr? Wer denen, welche sich für die Rechtgläubigen halten, widerspricht. Sie trauen sich die Macht zu dies Volk zu beherrschen vermöge ihrer geistigen Ueberlegenheit. Sie haben den Triumph, daß es ihnen zuläuft, die Frauen beten Sie wie einen Heiligen an. Halten Sie es für unmöglich, daß dies Schauspiel sich umdreht, daß aus diesen anbetenden Frauen Hyänen werden, die sich an Ihrem Unglück weiden? Die Gunst der Frauen ist wandelbar.“

„Ich studirte den Menschen,“ sagte Urban.

„Aber wer, mein Herr, hat die Natur des Volkes studirt, und kann sagen: ich kenne es. Wer weiß, was dem tausendköpfigen Ungeheuer morgen gefällt, wenn er auch dem Haufen ablauschte, was ihm heute behagt. Es ist nichts so ungewiß als Volksgunst, nichts so albernes, verkehrtes, was nicht der Wahn emportragen mag. Ich sprach vorhin den Schottischen Arzt. Ich vertheidigte da vor ihm Ihre Meinung. Er schüttelte den Kopf: wer das Volk täuschen will, sagte er, kann es nicht grob und plump genug anfan-

gen; Ihr Priester soll auf seiner Hut sein. Er hat es mit Feinden zu thun, die furchtbar sind, da sie sogar die Klugheit bei Seite schieben."

Einen Augenblick schien Urban nachdenklich: "In gewissen Dingen haben diese Ketzer einen scharfen Blick."

"Er hat das Volk in seinem Vaterlande studirt."

"Und doch nur bis dahin, fuhr Urban fort, wo ihrer Kurzsichtigkeit die Einsicht verschlossen ist. Hat mein Richter noch einen Befehl für mich?"

"Nur eine Bitte."

Er ergriff Urbans beide Hände: "Vertheidigen Sie sich, sprach er mit Wärme, in der Sprache, die zum Herzen dringt; nur diese Sprache gewinnt die Herzen."

"Herzen!" rief Urban. "Was handelt es sich hier um Herzen."

"Sie wollen mich nicht verstehn. Nun wohl, sei es daß Sie mit kalter Verachtung vor dem Gericht auf Ihre Ankläger herablicken, hier weiß man die edlen Motiven zu würdigen. Aber das Volk weiß sie nicht zu würdigen, es begreift

sie nicht; es misdeutet sie. Nur diese Wochen über hüllen Sie sich, wenigstens öffentlich, in das Gewand der Demuth?"

"Dies Kleid ist nicht auf mich angepaßt," sagte Urban. "Mein College Mignon und die anderen, tragen es überdem so geschickt, daß man in mir den Anfänger bald bemerken würde. Gönnen Sie mir darum, daß wie ich immer ich selbst bin, ich es auch diesmal bleibe."

Der Polizeilieutenant sah ihm ernst, fast wehmüthig nach.

Am Nachmittage desselben Tages begab sich Grandier aus seiner Residenz nach der Kirche zum heiligen Kreuz um Messe zu lesen. Er war im vollen Priesterornat; zwei Chorknaben gingen ihm vorauf. Es gab einen näheren Weg durch Winkelgassen, er zog heute den weiteren durch die Hauptstraße vor, um durch das große Portal in den Dom zu treten. Unfern der Kirche standen mehrere Leute versammelt, die, in lebhaftem Gespräch begriffen, den herankommenden Priester wohl sahen. Wenn es ihm feindlich Gesinnte waren, wie ihre finsteren Mienen verriethen, ja wenn sie

gegen ihn complottirt hatten, so wich doch ihr böser Muth vor dem Anblicke des Geistlichen. Sie traten nach links und rechts zurück und ließen schweigend dem Priester, der um keinen Schritt von der Mitte des Dammes wich, freien Durchgang.

Nur Einer blieb unbeweglich stehen, in mehr stolzer und trotziger als vornehmer Haltung. Er war nicht vom Pöbel, wie auch die zunächst um ihn zu den höheren Ständen gehörten. Eine Feder wehte um seinen Hut und reiche Bänder und Schleifen fielen von den Achseln des goldbordirten bunten Rockes. Auf den großen Silberknopf seines Rohrstockes lehnte er sich mit dem Arm und und sah mit einer herausfordernden Miene auf den Ankommenden. Die Chorknaben wollten seitwärts gehen, aber Urban rief ihnen zu: gradaus! Sie sahen sich zweifelhaft nach ihrem Herren um, während der vornehme Mann höhnisch lachte.

„Platz vor dem Diener der Kirche,“ sagte Urban.

„Die Straße ist Jedes“ entgegnete Duthibaut, ohne sich zu bewegen.

Die Zornader schwoll auf Urbans Stirn:

„Platz vor dem Geweihten des Herrn, sag' ich Dir in Güte.“

„Deine Güte für Dich, ich behalte meinen Platz“ rief Duthibaut.

„Achtung vor dem Kleide.“ —

„Zieh es aus, dann will ich die Reverenz vormachen. So lange Du es trägst, ist es befleckt.“

Urban's Augen rollten furchtbar; seine Zähne blitzten durch die Lippen, er hob den Arm und schritt auf ihn zu: „Elender! so sag' ich Dir denn“ —

Einige meinen, es sei Urbans Absicht gewesen, an ihm vorüber zu gehn, Andere, daß er, gewohnt daß Niemand vor seinem Anblick aushalte, einen letzten Versuch gemacht den andern einzuschüchtern. Es war später Niemand in Loudun, der nicht Duthibaut und auch Urban tadelte; nur mit dem Unterschiede waren beide strafbar, daß diesen die Hitze des Zorns hinriß, die auch ein Priester im Amtskleide bewältigen muß, jener aber mit der Vorabsicht zu beleidigen, sich in den Weg gestellt hatte.

Was noch an Worten gewechselt worden,

darüber waren die zugegen Gewesenen uneinig. Einige wollten gehört haben, daß Grandier seinem Feinde noch einige bittere Schmähungen zugerufen, die diesem allein verständlich waren, und dies habe ihn erst in den entsetzlichen Zorn versetzt. Andere sagen, Duthibaut habe sofort, als der Geistliche sich ihm näherte, den Stock erhoben, und geäußert, er wolle das besudelte Kleid ausklopfen. Gewiß ist, daß er sein Rohr aufhob, und ehe der stärkere und größere Priester, der sich dessen nicht versah, es fassen konnte, ihm zwei bis drei heftige Streiche über Kopf und Schultern gab. Der wüthende Mann hätte sich vielleicht auch damit nicht begnügt, wäre ihm nicht der Procurator Trinquant in den Arm gefallen.

Mit Hohngelächter, und indem er noch Schmähungen gegen den Gemißhandelten auf der Straße ausstieß, ging dann Duthibaut langsam seines Weges, und die Mehrzahl der Anwesenden folgten ihm wie einem Sieger, der im Triumph fortzieht, während Urban allein zurück blieb. Selbst seine Chorknaben waren vor Angst fortgelaufen. Von der Wucht des Schlages, oder vom Schreck

des Unerwarteten war er von der Mitte der Straße an die Seite getaumelt, und lehnte sich blaß und blutend an einen Eckpfeiler; hier stand er eine Weile, bis Frauen aus der Nachbarschaft einen Apotheker herbei riefen, der ihn in seinen Laden führte und verband.

Der Vorfall war in den nächsten Minuten stadtkundig. Die Bürger traten in Gruppen auf der Straße zusammen und alles eilte nach dem Platze vor dem Dome und besah die Stelle wo es sich zugetragen, als müsse Stein und Luft noch von dem Unerhörten Zeugniß geben. Der Canonicus Mignon aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit einem großen Gefolge jüngerer Clerici und Chorknaben nach der Kirche zu gehen und statt Urbans dort die Messe zu lesen. Er schritt nicht hoch aufrecht, sondern mit gebeugtem Haupte, nicht in der Mitte des Dammes, sondern wo er Leute sah, wich er ihnen schon von fern aus, und schmiegte sich seitab und lief an den Mauern mit demüthiger Haltung und freundlich jeden grüßend.

Als nach Verlauf einer Viertelstunde der

Criminallieutenant mit einem Schreiber in den Laden des Apothekers trat, war Urban noch blaß, aber er hatte seinen stolzen Blick wieder gewonnen. Der Beamte fragte den Apotheker nach dem Zustande der Wunde. Dieser erklärte sie für ganz unbedeutend. Nur der Schrecken des unerwarteten Auftritts könne den Priester so benommen haben. Es hätte keiner künstlichen Behandlung bedurft, ein nasser Lappen, mit dem die erste beste Frau ihn gewaschen und verbunden, hätte ausgereicht. Ein Mensch von gemeinem, rothem Gesichte lachte dabei laut auf. Der Criminallieutenant verwies es ihm, sein Blick auf Urban war indeß kaum freundlicher. Er hieß die andern sich entfernen und vernahm ihn in Kürze über den Vorfall.

„Ich antwortete aus Achtung vor dem Diener des Gesetzes“ sagte Urban am Schluß, „obwohl ich nur meiner geistlichen Behörde, und, wen sie verordnet, Rede zu stehen habe. Ihre Bemerkungen, was mein Betragen angeht, muß ich indessen als durchaus ungehörig zurückweisen.“

„Allerdings“ sagte der Beamte, „es ist nicht

meines Amtes Sie zu warnen, und es war vom Ueberfluß, nachdem Sie Herrn von Chauvets freundliche Ermahnungen in den Wind schlugen. Kraft meines Amtes muß ich Ihnen aber von nun an, bis zum Austrag Ihrer Sache, jede öffentliche Ausübung Ihres Amtes untersagen, ja um nicht Aergerniß zu erregen, daß Sie sich auch nicht im Meßgewande auf den Straßen zeigen."

"Sie mir!"

"Im Auftrag des bischöflichen Officiats und Ihres Kapitels. Die Zuschrift werden Sie in Ihrer Wohnung vorfinden. Hochwürdiger Herr, Ihr Betragen —"

"Was denn Ihres Amtes ist und nicht mehr" unterbrach ihn Grandier. "Kraft dieser Ihrer Eigenschaft fordere ich von Ihnen, daß mein Anwalt bei Duthibauts Vernehmung zugegen ist, auch daß Niemand bis dann in seiner Haft zu ihm gelassen wird."

"Haft!" sagte der Criminallieutenant. "Sie täuschen sich, es hat Niemand auf seine Verhaftung angetragen. Duthibauts Anwalt forderte **Ihre** Verhaftung, die nicht zulässig gefunden

ward, da, wenn Sie auch der Angreifer waren, es doch wahrscheinlich ist, daß er der stärkeren Waffe sich bediente. Die Zeugen sind über den eigentlichen Verlauf des Handgemenges noch nicht vernommen.“

„Sie werden ihn nicht einsetzen lassen!“ Urban hob unwillkührlich den Schemel, auf dem er gesessen, ließ ihn aber wieder langsam nieder.

„Nein, mein Herr. Er giebt heute Abend ein großes Banket, bei dem auch der Bailly sich einfinden wird.“ Urbans Mienen verzogen sich zu einem häslichen Spott. „Unter den obwaltenden Umständen fand ich es nicht schicklich die Einladung anzunehmen.“

„Doch nicht in Rücksicht auf mich. Ich will Herrn Duthibaut nicht seine würdigsten Gäste entziehen.“

Der Beamte winkte dem Schreiber mit dem Papiere vorauszugehen. Dann trat er näher an den Priester. „Ihre gereizte Stimmung soll Sie vor mir entschuldigen; aber, unglücklicher Mann, wo soll das hinaus mit Ihnen? Feinde, wo Sie sich umschauen, mehr offene, Lauernde, als Sie

Anbeter und Anbeterinnen gewonnen. Die helfen Ihnen nichts. Und warum zuletzt sich noch mit dem übermüthigen Mann überwerfen! Den die Justiz kaum anzufassen wagt, der einen Gerichtsdiener die Treppe mit dem Fuße hinunter stieß, und sie mußten schweigen, denn der Cardinal schützt ihn. Man glaubt er muß ihn schützen wegen gewisser Dienste. Haben Sie das Capitel, den Bischof hinter sich, daß er den Bannstrahl gegen ihn schleudere? Allein stehn Sie, ganz allein. Sei Gott mit Ihnen, und führe Sie den rechten Weg, denn Sie wissen nicht mehr aus und ein.«

Urban war allein. Selbst die Chorknaben hatten sich verkrochen. Er richtete sich stolz auf und ging hinaus. Die Hausleute wichen in die Winkel des Flures zurück, wie vor einem Verpesteten. Nur Einer stand an dem Thürpfeiler, der häßliche Mensch mit dem rothen Gesichte, und sah ihn mit schadenfrohem Gesicht an. Als Urban, vorüberschreitend, ihn erblickte, fuhr der stolze Mann unwillkührlich zusammen. Er schlug die Augen nieder und ging rasch über die Schwelle, ohne sich umzusehen. Ein heiseres, häßliches Ge-

lächter schallte ihm nach. „Wir sehen uns wieder!“ rief eine höhnende Stimme.

„Allbarmherzige Jungfrau Maria!“ sagte des Apothekers Weib. „Manouri, er ist doch ein Priester, und die Sache kann schlimm werden.“

„Priester hin, Priester her,“ sprach der Mann mit dem rothem Gesichte.

„Unser Cardinal, wie wird er's aufnehmen!“

„Pah!“ rief Manouri, „dafür sorgen Andere!“

„Ein Christenmensch sollte nicht so rachsüchtig sein.“

Der Mann sah sie grimmig an, und schlug sein Besteck zusammen; er war ein Barbier, oder Wundarzt:

„Gevatterin! Darum rieft Ihr mich! Der Hund, der Pfaff, der Verführer, daß er Prügel bekam, ist das Rache! Hätt' ich können mit meinem Messer in seine Hirnschaale graben, es wäre etwas gewesen, aber noch nicht Rache!“

„Joseph Maria, Du bringst Dich um Dein Brod, Manouri, wenn Du so redest.“

Der Mann schob das Besteck unter seinen Arm: „Ihr habt Recht Gevatterin! Bin nur ein

getretener Wurm, aber wer sich krümmt, kann auch stechen. Stechen! O! ich wollte langsam stechen. Die Teufel sollten mich beneiden.“ Mit einem schweren Fluch zwischen den Lippen ging der Barbier fort.

Urban Grandier war gefallen. Wie wäre sonst das Fest bei Duthibaut, am Abende nach der That, so besucht gewesen! Die Hälfte der Vornehmen war geladen und erschienen. Man sah die Mehrzahl von denen, welche in der Gesellschaft bei der Marquise de Chavigny geglänzt, nur diese selbst nicht. Auch fehlten die Protestanten und der Criminallieutenant. Der Präsident Barot entschuldigte seinen Neffen Mignon, der zu schmerzlich von dem berührt sei, was zur Schmach seines Standes und des Collegiums, dem er angehöre, heute vorgefallen. Madeleine war zugegen, aber sie sah sehr blaß aus. Die gesellschaftlichen Spiele hatten keinen Fortgang. Für die

Frauen war überhaupt kein Ort hier. Die Herren steckten die Köpfe zusammen; überall nur ein Gespräch, ein Flüstern, das oft in lautes Lachen überging. Duthibaut schritt mit aufgeblasener Miene umher und nahm die Händedrücke wie ein Sieger im Kampfspiel entgegen.

Herr von Chauvet, der Polizeilieutenant, näherte sich dem Fräulein von Brou. Auch auf seinem Gesichte drückte sich ein Unbehagen aus:

„Die Thörigen,“ sagte er, „verbergen kaum ihre Freude über ein Etwas, das für unsere Stadt von unberechenbar üblen Folgen sein kann.“

„Ich verstehe das nicht,“ sagte Madeleine. „Aber mir erscheint es grausam, wenn die Menschen sich zusammen über ein Mißgeschick freuen, das einem Einzelnen begegnet ist.“

„Das ändern wir nicht, die Masse will ihre Opfer haben, der Pöbel wie die Hochstehenden. Für die Verfolgung wie für die Anbetung suchen wir nach Gegenständen. Aber Sie sind so mild und verständig, Ihr Wort gilt bei Ihrem Oheim. Mein werthes Fräulein, wenn Sie es vermöchten, den Präsidenten davon zu überreden, daß

Grandier ihm nicht der Feind ist, den er in ihm vermuthet. Ich weiß bestimmt, daß dieser hartnäckige Priester, der auch im Verhör seine starren Ansichten nicht verbirgt, gegen Ihren Oheim nicht die gehässige Gesinnung hegt, welche er ihm unterlegt. Er bereut im Ernste das harte Wort, das ihm neulich entschlüpfte. Könnten, wollten Sie —"

"Was soll mein Oheim?"

"Die Andern sind nicht zu bedeuten. Sie sind ergrimmt; er allein ist ein besonnener, würdiger Character, der durch versöhnliche Stimmung über die unseligen Risse eine Brücke bauen könnte. — Sie wenden Ihr Gesicht ab! Mein Gott, wenn nicht die wenigen Verständigen in unserer Stadt zum Frieden reden, was soll daraus werden."

"Ich bin des Präsidenten Barot Nichte," sprach Madeleine mit unterdrückter Stimme. "Und Grandier ist sein Beleidiger. Sie fordern zu viel von mir."

"Welt!" rief der Beamte für sich, als Madeleine fortgegangen. "Wenn so die Edelsten und

Besten denken, wer knüpft dann die morschen Bande zusammen!“

In dem Kreise um den Präsidenten Barot sah man vergnügte Gesichter. Das Verdammungsurtheil gegen Grandier war hier nicht allein schon unterschrieben, sondern man beschäftigte sich damit, ihm einen Nachfolger in seinen Pfründen zu bestellen. Ein anderer Verwandter Barots wurde genannt, und der Präsident empfing die Zusicherung der Einzelnen, daß man diesen würdigen, jungen Geistlichen aus allen Kräften unterstützen wolle.

„Doch nehmen Sie die Sache nicht zu leicht,“ sagte Menuau. „Er wird, er muß gestürzt werden, aber vorher vertheidigt er sich aufs Aeußerste, er theilt Wunden aus, tödtliche, wie der sterbende Tiger.“

Andere bestritten dies: „Es war auch ihm zu viel. Er schlich wie vernichtet, eine halbe Leiche nach Hause.“

„Aber er ist einer der Geister, die keinen Augenblick ohne Thätigkeit sind,“ sagte Menuau.

„Warten wir ab, was er noch vielleicht in dieser Stunde unternimmt.“

Darauf warteten in der That die Verbündeten. Die Speisen rauchten schon auf der Tafel, und noch harrte man auf Nachricht, die ein Kundschafter aus Urbans Hause bringen sollte. Die Nachricht kam, und schien nach den ernsten, verwunderten Blicken einen unerwarteten Eindruck auf die Herren hervor zu bringen. Die Hungrigen mußten noch mehrere Minuten warten, bis man zu Tische ging; aber einer der Gäste setzte sich nicht mit. Der Procurator Trinquant eilte fort, und es hieß, er reise nach Paris; denn Urban hatte Postpferde genommen und war dahin noch in dieser Nacht geeilt, um sich dem Könige zu Füßen zu werfen, und von ihm Recht zu erbitten. Trinquant eilte ihm nach, um wenn nicht vor ihm, doch zugleich in der Hauptstadt einzutreffen.

Die Gläser klirrten auf Trinquants erfolgreiche Reise.

„Er kennt das Parlament von Paris, und weiß, was sich dort machen läßt,“ sagte Jemand.

Menuau lächelte schlau: „Was soll das Par-

lament, wir gewinnen einen andern Bundesgenossen in Paris.“

„Wen?“

„Wenn Urban sich dem Könige zu Füßen wirft, und etwas erlangt, so ist der Cardinal wider ihn. Ich, meine Herren, ziehe die Freundschaft Richelieus der Gunst des Königs vor.“

Urban Grandier war es gelungen, Zutritt zur Majestät zu erhalten. Er hatte sich dem Könige zu Füßen geworfen, und Ludwig XIII. gerieth über den Frevel, der einem Diener der Kirche, im Ornate, auf offener Straße widerfahren, in gerechten Zorn. Er verhieß ihm seinen Beistand und entließ ihn in Gnaden. Aber des Königs Wort war nur ein Hall, wenn die Lippen des Cardinals stumm blieben. Urban hatte Gründe, vielleicht war es nur Stolz, den mächtigen Staatsmann nicht anzugehen. Er verließ sich auf sein Recht, und erschien mit des Königs Worte vor dem Parlamente.

Das Parlament hörte ihn, aber, wie billig, auch seinen Gegner. Trinquant brachte eine Schrift der gehässigsten Beschuldigungen vor, in welcher die Farben bei der Entfernung von dem Orte der That, ohne Gefahr der augenblicklichen Entdeckung, noch stärker aufgetragen werden konnten, als bei der Anklageakte in Loudun. Das stärkste Gewicht gab derselben indessen ein Decret des Bischofs von Poitiers, Chateignier de la Roche, welches, intervenirend, Grandier als einen überführten Uebelthäter vor das geistliche Gericht des Prälaten vorlud.

Unter diesen Umständen hielt das Parlament es für angemessen, daß Grandiers Klage gegen Duthibaut ruhen solle, bis er sich vor das geistliche Gericht gestellt und wegen der ihm aufgebürdeten Verbrechen gereinigt haben würde. So war seine Reise nach Paris umsonst. Es war das erste, und Einige sagen das einzige Mal in seinem Leben, daß Urban erblaßte, als ihm das Arret des Parlaments publicirt wurde. Duthibauts Gewaltangriff hatte ihn überrascht, aber nicht geistig niedergeworfen. Das höchste Gericht

des Reiches wollte ihn nicht schützen, ob er gleich das Wort des Monarchen für sich hatte; es überlieferte ihn zurück in die Gewalt seiner Feinde, die er kannte, und gegen die er kaum Waffen hatte, welche sie verwunden konnten.

Es war an einem trüben Novembertage, als er sich anschickte, nach Loudun zurückzureisen. Sein Weg führte ihn durch die engen, kothigen Gassen vor der Notre-Dame vorüber. Das Gedränge der Marktleute, Höker, Bettler und Verkäufer von heiligen Bildern und geweihten Kerzen war groß. Unter dem Portal faßte ihn eine weiche Hand. Eine verhüllte, weibliche Gestalt zog ihn bei Seite, und ein Paar leuchtende Augen winkten ihm unter dem braunen, groben Tuche, das Gesicht und Oberleib fast ganz bedeckte, ihr zu folgen.

„Mein Kind," lächelte schmerzlich der schöne, hohe Fremde, der an dergleichen Begrüßungen in Paris gewöhnt war, „ich bin nicht hier um solche Dinge."

„Doch um Dein Glück?" lispelte die Verhüllte.

„Wo ist mein Glück?" fragte er.

„Folge mir und Du sollst es erfahren.“

Im engen, dunklen Flure eines der baufälligen und winklichten Bürgerhäuser, welche dazumal der Kirche gegenüber standen, wohin ihn die verhüllte Schöne gezogen, hielt sie still, und blickte ihn fragend an. Der Glanz ihrer Augen leuchtete wunderbar im Dunkel, aber als sie keine Erwiderung in seinen Augen erblickte, und seine Hand ruhig in ihrer blieb, ließ sie ihn halb unwillig los und wies ihn in eine Thüre.

„Thor, wenn Du es nicht bei mir willst, suche Dein Glück bei meiner Großmutter.“

Er trat in das niedrige Gemach einer Kartenlegerin, die vor einem Tische saß, ganz vertieft in ihrem Geschäfte. Sie häufelte schmutzige, alte Karten, rechnete und murmelte dabei unverständliche Worte. Beim Scheine des dürftigen Lichtstümpfchens, das auf einem Drahtleuchter brannte, sah er nicht sogleich, daß außer ihm und der Alten noch Jemand in der Stube war, die füglicher eine dumpfe Höhle genannt wurde. Das Klirren seiner Sporen und das Knacken des morschen Stuhles, von dem der Mann eben aufstand, ver-

rieth ihm zuerst die Gegenwart desselben. Ein höhnisches Lachen paßte wenig zur Heimlichkeit des Ortes.

„Hah, ein Pfaff!“ rief der Cavalier, der seinen Mantel jetzt umschlang und den Federhut fest aufstülpte. „Ein Pfaff zur Hexe! das schickt sich gut. Nur habt Ihr Euch versehen, ehrwürdiger Herr, denn eine so einfältige Hexenmutter, die so schlecht ihr Metier versteht, trefft Ihr in ganz Paris nicht mehr.“

Er warf ihr ein Silberstück auf den Tisch: „An's Waschfaß, verpfuschte Frau von Endor, denn mit Deiner Kunst verdienst Du kein Geld. Wär nicht das Blitzmädchen, Dein Kind, mit dem man sich eine Viertelstunde auf dem Schooß vergnügen mag, so müßtest Du Deine Karten kauen, um nicht zu verhungern.“

„Meine Karten lügen nicht,“ brummte die Alte.

„Sie lügen wie der Teufel, wenn er sich blank mahlt. Schick mir heut Nacht Deine Dirne ins Haus. Wenn sie recht lieb ist, vergeß ich's vielleicht, daß Du einem Cavalier sagtest, sein

Weg führe ihn bis dicht unter den Galgen. Bei Sanct Dionys, ich könnte sonst Dein Nest dem Polizeilieutenant anzeigen. Hast Du Lust zu brennen?"

Ohne zu grüßen, und ohne das Geheimniß zu achten, welches Häuser der Art fordern, stürmte der Cavalier hinaus, und schlug die Thür hinter sich zu. Hätte die Alte nicht ihre dürren Finger vorgehalten, wäre das einzige Licht verlöscht. Bei seinem dürftigen Scheine erkannte Urban, daß der ungestüme Mann wenigstens in einer Beziehung Recht hatte. Ihr Geschäft mußte der Kartenlegerin nicht viel abwerfen. Rings umher war nur Armuth und Schmutz; Spinnweben, mit Papier verklebte Fensterscheiben, abgebröckelte, feuchte Mauern und morsches Geräth; auch der wurmstichige Tisch, an dem sie saß, wackelte. Sie selbst war eben so wenig mit dem feierlichen Apparat umgeben, mit dem Frauen ihres Gelichters wenigstens ihre Person ausschmücken, die mit der Dürftigkeit der Umgebung absichtlich in grellem Gegensatz stehen soll. Kein bunter Turban, keine wallende Toga, keine Schärpe mit Characteren. Unter der

schlechten Pelzmütze kam das greise Haar zum Vorschein, eine verrostete Brille saß auf der Nase und zerlumpte Kleidungsstücke hingen um den Leib.

Sie winkte Urban, als verstände sich das von selbst, auf den Schemel, den der Cavalier verlassen, und häufelte und vertheilte wieder unter Husten und Gemurmel ihre Karten.

„Sie wollen doch die Wahrheit wissen?“ sagte sie, indem sie jetzt zum ersten Mal den neuen Gast anblickte, und dabei die Brille aufhob.

„Ohne Umstände,“ entgegnete er.

Die Stimme der Alten wurde ängstlich: „Ach, Sie sind ein geistlicher Herr.“

„Das störe Dich nicht. Frage Deine Karten wie über jeden Andern.“

Aber die Alte schien doch von der Vorstellung gestört. „Wenn man den vornehmen Herren nicht zu Recht aussagt, sind sie wirrsch, und wer kanns Allen Recht machen. Da drohen sie gar wie der wilde Cavalier, und ich sage doch nur was meine Karten sagen.“

Urban warf einen Kronenthaler auf den Tisch. Die Alte schüttelte den Kopf:

„Du liebes Leben! Und würfst Du volle Hände mit Gold hier, ich kanns doch nicht anders machen.“

Sie legte und mischte wieder die Karten und schüttelte den Kopf und brummte Unverständliches:

„Nehmen Sie Ihr Geld zurück. Sie sind ja ein gelehrter Herr, und glauben doch nicht an meine Pique- und Coeurdamen. Nehmen Sie's und gehen, und lassen eine alte Frau in Ruh. 'S ist hart, 's ist bitter, wenn man voraus weiß, wie man endet.“

„Liesest Du Dein eigen Schicksal in den Karten?“

„O Herr, wir müssen Alle brennen in den Flammen; ob eine uns voraus ein bischen leckt schon auf dieser Erde, was ist's! Ein Augenblick mehr in der Ewigkeit. Aber wer denkt gern dran. Sie sind kein Abbé, wie die hier, die nicht viel denken. Nehmen Sie Ihr Geld zurück, gnädiger Herr, oder schenken's einer armen Frau; aber gehn Sie fort.“

„Ich bin ein Geistlicher aus der Provinz,

hier ohne Ansehn und Bekanntschaft. Du brauchst nicht besorgt zu sein. Frage Deine Karten."

Die Alte legte aufs Neue:

"Ohne Ansehn willst Du sein! Ohne Bekanntschaft hier! Ei, was will denn immer wieder der König. Du bist dem Könige vertraut. Was willst Du bei der armen Frau?"

"Sie mag es gehört haben," murmelte Urban. "Weiter! Was wissen Deine Karten weiter von mir?"

Sie schüttelte den Kopf und blickte ihn immer ängstlicher an:

"Du bist mehr als Du sagst. Du bist ein großer — o Du bist ein Mann, vor dem muß ich mich fürchten. Du bist ein Zauberer. Der König ist fort — aber die Damen, die Damen, alle Damen fliegen Dir zu —"

"Weiter!"

"Und immer wieder die Eine!" Sie schob die Brille zurück und hielt das Licht mit ihrer dürren Hand ihm näher. "Bist Du wirklich ein Priester, oder — Du bist ja verheirathet!"

"Vielleicht bin ich ein Huguenottenpriester."

Sie schüttelte den Kopf. Sichtlich zitterte sie, und legte plötzlich die Karten fort:

„Ich kann nicht mehr, mein Herr, gehn Sie, gehn Sie!“

„Ich bezahlte, Du nahmst es an. Der Pakt ist geschlossen. Du mußt antworten.“

Die Alte erhob sich und faltete bittend ihre Hände: „Beim Allbarmherzigen, der auch in die Flammen sehn wird, und doch dann und wann von seiner Gnade einen Lufthauch blasen in unsere Qualen, mein Herr, verschonen Sie mich — fliehen Sie!“

„Hast Du mir nichts Andres zu sagen?“

„Fliehen Sie, mein Herr!“ sprach sie mit erhobener Stimme. „Um Gottes Willen fliehen Sie auf der Stelle, über Meer und Land, auf der Stelle, mein Herr. Ihnen droht Gefahr, große, entsetzliche Gefahr. Gefängniß! Ach viel Aergeres!“

Plötzlich schob sie den morschen Tisch bei Seite, und sank vor ihm auf die Knie, wie ein Gerippe mit Lumpen umhüllt. Sie streckte ihre

knöchernen Arme zu ihm auf. Urban überrieselte es kalt.

„O Du großer Meister, Du willst Deine Magd versuchen! Was trittst Du in meine niedrige Hütte! Die Flammenzunge leckt schon daran. Wenn sie mich umzingeln und pfeifen wie Schlangenlippen, dann lächle mich an und rufe mir Muth zu. Ich kann nicht mehr fliehn, ich bin zu alt und arm. Du aber kannst noch fliehen. Nimm mich mit. Nein, nimm mich nicht mit, Du gehst ja in den Tod.“

„Fliehe! fliehe!“ hörte Urban noch die Stimme des wahnsinnigen Weibes, als er, von Grauen übermannt, sich von ihr losgerissen und die Thür gefunden hatte. Im dunklen Flure faßte ihn wieder die weiche Hand und leitete ihn durch die Nacht der winklichten Gänge und Treppen, bis wo der matte Tagesschein durch die Hausthür eindrang. Hier hielt sie still.

„Wer war der Cavalier? Ich muß ihn schon gesehn haben,“ fragte Urban mit beengter Stimme.

„O eines großen Mannes Sohn!“ flüsterte

das Mädchen. „Sie nennen ihn Laubardemont. Er ist fürchterlich und wild. Ach, ich ginge lieber mit Dir durch die ganze Welt, als eine Stunde bei ihm.“

Er fühlte heiße Küsse auf seine Hand gedrückt und Thränen. Urban reichte ihr ein Goldstück und eilte aus dem Hause.

Er wollte fliehen. Der Entschluß war in seiner Brust. Er wollte nicht nach Loudun zurück, sondern nach Brüssel. Die Nebelluft drückte ihn wie Blei. Da tönte die Orgel in der Kathedrale, der Chorgesang des Hochamtes. Er trat unwillkührlich ein. Hell strahlte von tausend Kerzen das große Schiff der Notredame. Der Erzbischof und das ganze Kapitel thronten in voller Pracht im Chor, ein Anblick, der die Seele eines Priesters laben kann. Der Gesang war geendet, die Orgel schwieg, ein alter Priester trat auf die Kanzel und predigte von den Leiden der Märtyrer: „Waren es Leiden, meine Zuhörer,“ rief er. „Nein, es waren Wonnen, unsterbliche Lust, die Krone der ewigen Seligkeit durch wenige Zückungen dessen, was der Mensch Schmerz nennt, zu erwerben!

Seht ihre Bilder an, betrachtet ihre Gesichter! Nennt Ihr das Verzerrungen der Qual? Es sind Verzückungen der Lust, Wonneschauer der Ahnung von Freuden, wofür Du arme Welt keine Worte hast und keine Gefühle."

Er ging über von den Märtyrern unter den alten Heiden zu denen, die noch jetzt litten in dem gräulichen Ketzerkriege, der über dem Rheine tobe. Er citirte der Phantasie der Zuhörer schreckhafte Bilder, erfundene oder wahre, von den Peinigungen, welche die frommen Bewohner von deutschen Klöstern unter den Händen wüster Banden erlitten. "Waren das keine Märtyrer!" rief er. "Und sind unter uns keine Märtyrer! Ihr seht sie nicht, weil keine Flammenscheite, übereinander gethürmt, zum Himmel loderen. Ihr hört nicht ihre stummen Seufzer, der verleumdeten, verredeten Priester, die unter Abtrünnigen, Gleichgültigen, unter satanischen Feinden wandeln, lebendig geröstet, geschunden, zermartert, von den Zungen der Bösen! O wie nagt der Natter Biß an ihrem Herzen, doppelt schrecklich, denn sie dürfen nicht schreien, wo ihre Feinde lächeln, sie müssen das Unvermeidliche

über sich ergehen lassen, stumm. Und was tröstet diese Märtyrer? — Daß ihr Leiden schon hier einst erkannt werde? Daß man sie aus ihrer Vergessenheit hervorziehen wird, daß sie leuchten werden unter den Ersten? Daß das Pallium dereinst ihre Schulter umschlingen, die Inful ihre Hand erheben, die Mitra ihren Scheitel zieren, oder gar ein Cardinalshut ihn beschatten werde? Ach nein, Ihr Christen, wie wenigen gelingt das, und fragt Ihr, ob den würdigsten? Ich weiß es nicht. Das weiß ich: diese Märtyrer erhebt das Wonnegefühl, das berauschende Bewußtsein, daß sie Helden sind, auf deren Thaten eine Welt, nicht diese hier, die Welt der Seligen, bewundernd blickt. Das sind Zuschauer und Hörer, die nicht flüstern und gähnen und nach der Sackuhr sehen, wie spät es sei. Denen geht keine That, wie gering sie sei, verloren, kein Wort, keine Regung des Herzens; die rufen ein Vorwärts! zu den muthigen Pilgern auf dem Dornenwege und bereiten den Müden, Zermarterten des Himmels Seligkeit. Vorwärts, Ihr starken Heiligen! ruf auch ich Euch zu. Der Schmerz dieser Welt ist kurz, trinkt aus

den Thränenbächen, aus den Feuerquellen den Rausch der Himmelswonne, denn nur die sind fähig, sie ganz zu genießen, die hier Schmach, Marter und Verkennung erfuhren, und nicht erlagen.“

Auf wen diese bittere Predigt des Pariser Kanzelredners gemünzt war, und ob er sich selbst zu den verkannten und nicht gewürdigten Dienern des Herrn zählte, und den stolzen Prälaten und Kirchenfürsten ein Capitel lesen wollte, kümmert uns hier nicht. Aber sie traf einen der fremden Zuhörer, den der Zufall in die Kirche geführt. Hinter einem Pfeiler stehend, hörte Urban dem alten Prediger, wie einem Evangelium, zu. Nicht mit der lächelnd hohen Miene, wie er anderen Predigern zuhörte; man sah das Urtheil immer auf seinen Lippen schweben. Er stand noch unbeweglich, als der Gesang erstarb, die Orgeltöne verhallten, und die mächtigen Glocken der Notredame durch die Gewölbe dröhnten. Er sah den Erzbischof sich erheben und mit den rauschenden Gewändern die Prälaten und Domherren langsam vorübergehen. Er prüfte den Stolz ihrer Blicke

und seine eigenen richteten sich auf. Er war allein in der Kirche, und schritt, der letzte, hinaus.

„Ach, das ist auch ein großer, schöner Herr!“ flüsterten die Weiber am Eingang. „Der wird es weit bringen!“

Urban ging nicht nach Brüssel, sondern nach Loudun zurück. Er wollte nur seine Sachen dort anordnen, um sich dann in Poitiers als Gefangener zu stellen. Man kam ihm zuvor. Er ward am 15. November arretirt und nach Poitiers gebracht.

Man erfuhr wenig von ihm, denn sein Gefängniß war streng. Wie verlautete, saß er in einem dunklen, traurigen und feuchten Behältnisse, wo er kaum den nothdürftigsten Schutz gegen die rauhe Witterung hatte. Seine Feinde hielten ihren Sieg für so entschieden, daß unter ihnen selbst neue Partheien sich bildeten über die Besetzung seiner Pfründen. Gegenüber Barots Parthei,

welche die Einweisung des jungen Boulieu in Rom betrieb, der kaum das canonische Alter hatte, bildete sich eine andere, welche einen Verwandten des reichen Duthibaut unterstützte. Dies brachte Zerwürfnisse hervor, welche für die Verbündeten empfindliche Folgen hatten. Jeder Criminalprozeß kostete den Anklägern damals viel Geld. Man hatte eine gemeinschaftliche Casse gebildet, aber Urban vertheidigte sich mit einer Hartnäckigkeit und Ruhe, die man von dem hitzigen Manne nicht erwartet hatte. Schritt um Schritt machte er Grund und Boden streitig, und gegen jeden Zeugen, den man aufgetrieben, und mit schweren Kosten in Poitiers erhalten mußte, stellte er andere Zeugen auf. So zog sich die Sache in die Länge, die Zahl der zu unterhaltenden Zeugen vermehrte sich mit jedem Tage, und die Einschüsse in die Casse wurden geringer. Die Einen waren des Zahlens überdrüssig, da sie meinten, ohnedies des verhaßten Mannes erledigt zu sein, die Andern wollten nicht mehr geben, weil der mittelbare Vortheil einem andern zu Gute kam. Duthibaut

erklärte lachend: „Von mir hat er Prügel; das ist mehr als Geld.“

Madeleine von Brou hatte, zur Wiederherstellung ihrer angegriffenen Gesundheit, eine Reise nach Bordeaux unternommen. Böse Zungen behaupteten, es sei nicht sowohl um der milden Seeluft, als um beim Erzbischof von Bordeaux im Interesse ihrer Familie für den jungen Boulieu zu wirken. Sie war mit der Familie Escoubleau, welcher der Erzbischof angehörte, befreundet, man wußte, sie hatte mit dem würdigen Prälaten mehrere Male gesprochen, und — die interimistische Einweisung ihres Vetters Boulieu in Grandiers Aemter war wirklich erfolgt. Auf spöttische Reden deshalb in der Gesellschaft erwiderte sie unbefangen: Andere würden in ihrer Lage dasselbe gethan haben. Jeder müsse für seine Familie sorgen. Ihr guter Vetter Boulieu sei nicht unbedeutender als Andere, die man in die Pfründen schieben wolle. Die Marquise de Chavigny interessirte sich für den Candidaten der Parthei Duthibaut mit dem Eifer, womit die liebenswürdige Frau die Laune des Augenblicks auf-

griff, und die von vorgestern schon gestern zu vergessen anfing. Urban war ein aufgegebner Mann. Madeleine erinnerte sie, daß die Sache noch nicht entschieden, Grandier noch nicht verurtheilt sei.

„Er geht in ein Kloster!“ rief die Marquise.

„Nur wenn man ihn zwingt!“ sagte Madeleine.

„Ihr seid Barbaren!“ erwiderte die schöne Frau, der die Erinnerung unangenehm war. Das Gespräch störte sie in einer kleinen Intrigue, die sie in dem Augenblick mit Lebhaftigkeit verfolgte, um ihrem Candidaten eine bedeutende Stimme zu gewinnen. „Nicht zufrieden damit, daß Ihr den armen Mann verfolgt, und um Ruf und Ehre bringt, wollt Ihr ihn in ein Kloster sperren! Wär er mein Feind, wie Eurer, meine Rache wäre doch nun befriedigt. Aber ihn in eine härne Kutte binden, ihn zwingen sich zu casteien! Wenn es nicht so abscheulich wäre, so wär's zum Lachen!“

Madeleine lachte nicht; sie blickte mit ernster Verwunderung die Sprecherin an. Der Marquise war nichts mehr zuwider als dieser Ernst. Beide

waren in dem Augenblick geschieden. Aehnliche Spaltungen traten wie in allen Kreisen ein, wo viele Partheien dasselbe Ziel verfolgen, aber der Sieg ihre Spannkraft lähmt, und Jeder sich in seinen besonderen Neigungen gehn läßt. Barot und die Seinigen schienen am Ziele, Duthibaut wandte den Andern übermüthig den Rücken, Trinquants Eifer war rastlos, aber nicht aufmunternd; die Marquise hatte andere Gedanken im Kopf als Vereinigungsgesellschaften.

Da erschien im Anfange des folgenden Jahres das Urtheil des bischöflichen Gerichtes. Es verdammte Urban Grandier, drei Monate lang jeden Freitag bei Wasser und Brod zu fasten. Zugleich wurde ihm das Messelesen und jede andere kirchliche Verrichtung im Sprengel von Poitiers auf fünf Jahre, in Loudun aber auf immer untersagt.

Weder der Angeklagte noch seine Feinde waren mit diesem Urtheil zufrieden. Während Jener vom Bischof an seinen Erzbischof, appellirten diese an das Parlament zu Paris wegen zu gelinder Bestrafung des verruchten Mannes. Das

Parlament übertrug den weltlichen Gerichten in Poitiers commissarisch die Untersuchung, und alle schon abgehörten Zeugen wurden noch ein Mal vernommen. Hierbei ergaben sich ganz andere Resultate, als bei dem ersten Prozesse. Mehrere widerriefen ihre früheren Aussagen gradezu, indem sie Einschüchterungen Seitens der Richter, oder daß diese ihre Aussagen falsch zu Protocoll genommen hätten, vorgaben. Gegen die Glaubwürdigkeit Einiger, die bei ihren Aussagen beharrten, traten Andere auf, und der Prozeß wuchs in dem Maaße, als der Muth seiner Feinde sank. Vergebens reichten Duthibaut und Barot sich wieder die Hände, vergebens durchstöberten Trinquant und Menuau die verdächtigen Häuser und Schenken nach neuen Zeugen, und vergebens ermahnten die Bettelmönche von den Kanzeln herab die Einwohner, daß wer etwas Schlimmes von Urban wisse, nach Poitiers wandern und gegen den falschen Priester zeugen solle, dessen Gegenwart allein wie ein Alp auf dem guten, katholischen Loudun laste.

Die Gerichte von Poitiers sprachen nach ei-

ner langen, strengen Untersuchung Urban Grandier vorläufig frei. Es traf wie ein Wetterstrahl seine Feinde. Der junge Boulieu, der seine Pfründen bekleidet, unternahm schnell eine Reise, um der Beschämung zu entgehen, unter dem Gespött der Leute aus dem Amte, das er mit der sichersten Miene bekleidet, ausgewiesen zu werden. Denn Spötter fehlten in Loudun nicht.

„Es ist doch noch nicht Alles verloren," sagte Mignon. Die Verbündeten waren beim Präsidenten versammelt.

„Meine Prügel allerdings nicht," sagte Duthibaut, „die hat er weg und behält sie bis an sein Ende."

„Und glauben Sie, daß er sie Ihnen nicht gut notirt hat!" rief Barot, der unruhig auf- und abging. „Das eben ist es. Seine Rachsucht ist furchtbar."

Duthibaut blies die Luft aus dem geöffneten Munde.

„Sie pochen auf Ihre Verbindungen am Hofe. Ach, mein Herr, es weiß Niemand, wo er verwundbar ist."

Der Advocat Menuau bemerkte, daß er ja nur vorläufig frei gesprochen sei. „Also bleibt ein Flecken an ihm haften. Sein Wandel liegt zu Tage, und Urban ändert sich nicht. Das Aergerniß, das er gestern gab, wird er morgen wieder geben. Wenn man dann —“

„Väter und Ehemänner auftreibt,“ fiel Mignon ein, „die gegen ihn schwören und toben, so verstummen sie plötzlich, wenn sie ihm vor Gericht gegenüber stehn.“

„Trinquant zeugt so oft wir wollen,“ sagte Menuau mit spöttischer Miene.

Trotz ihrer Stimmung lachte die ganze Versammlung auf. Madeleine, die bei einer weiblichen Arbeit am Fenster gesessen, benutzte den Augenblick an die Herren heranzutreten.

„Ist er denn wirklich so rachsüchtig, wie Sie ihn glauben? Ich sollte meinen, die lange, schwere Haft wird den Mann milder gestimmt haben. Er wird sich des Ausgangs freuen.“

„Madeleine, Sie kennen den Mann nicht,“ sagte Mignon aufseufzend. „Wäre er denn so fürchterlich, wenn er nicht so consequent wäre in

seiner Ruchlosigkeit! Und er muß. Er muß uns vernichten, wenn er nicht vernichtet werden soll."

Das Fräulein wurde blaß. Sie ließ ihre Stickerei sinken. Barot faßte sie in seine Arme: "Du bist noch immer schwach von Deiner Krankheit, Du nimmst zu lebhaft Theil an den Familienangelegenheiten. Aber Du brauchst für die Deinen nicht zu fürchten. Mignon sieht zu düster. Wir sind noch stark mit einander, um ihm die Spitze zu bieten."

"Es wäre entsetzlich, wenn er wahr redete," sagte Madeleine.

"Ich täusche mich nicht," fuhr Mignon fort. "Ich kenne ihn. Noch nie vergab er eine Beleidigung; noch nie beugte ihn ein Unglück, es erhob ihn stets zu größerem Hochmuth, zu keckerem Wagen. Er ist kein Mensch. Und was diesmal vor Allem mich besorgt macht, ist die düstre Verschlossenheit, mit der er durch Monate die Kerkerpein aushielt. Er klagte gegen Niemand, er schenkte Keinem, der die Gefängnisse besuchte, einen Blick, der eine Bitte verrieth. Stolz schritt er in den Freistunden unter den andern Pöniten-

ziarien umher, ohne ein Wort zu wechseln. Sie mögen es mir glauben, wenn er wiederkommt kommt er furchtbarer, als er ging."

Alle schwiegen.

Trinquant trat hastig ein. Seine Miene verkündete nichts Gutes: Er zögerte nicht mit der bösen Botschaft, deren Ueberbringer er war.

Der Erzbischof von Bordeaux, Herr von Escoubleau, war unerwartet nach Poitiers gekommen. Er hatte in der ersten Stunde seiner Ankunft den bischöflichen Official und mehrere Gerichtspersonen zu sich bestellt. Er hatte sich die Akten des Prozesses vorlegen, und von seinem geistlichen Secretair daraus vorlesen lassen. Noch am selben Tage war der Pfarrer Grandier beschieden worden, und hatte eine Audienz bei ihm gehabt, die über eine Stunde gedauert, und aus der Grandier mit vergnügter Miene zurückgekehrt war.

"Wir dürfen Alles fürchten," schloß Trinquant.

Menuau stampfte auf den Boden. Duthibaut pfiff zwischen den Zähnen und spielte mit seinem Stocke. Mignon stand auf:

„Was noch fürchten, meine Herren! Sobald die Sache an den Erzbischof kam, war sie abgemacht. Er läßt den Jesuiten aus der Schule von Bordeaux nicht fallen. Urban wird wie ein Triumphator in die Stadt ziehen; seine Anhänger werden ein Tedeum in der Kirche anstimmen; von der Kanzel wird es donnern und blitzen gegen seine Verläumder. Das aufgeregte Volk will sein Opfer. War er ein Märtyrer, so sind wir die Verfolger. Also los auf uns! Ducken Sie unter, verkriechen Sie sich, oder wenn Sie das nicht mögen, meine Herren, so schicken Sie sich an, ihm abzubitten. Das ist am Ende das gescheiteste.“

Die Versammlung war aufgehoben. Beim Fortgehn sagte Menuau zu Mignon: „Und was ist Ihre Meinung?“

„Er ist ein Teufel. Ein Mensch wäre nicht aus diesen Stricken losgekommen. Wie man einen Teufel austreibt, das ist aber eine andere Frage, zu der der Mensch höherer Weisheit bedarf.“

Es kam, wie Mignon erwartet. In der Untersuchung, welche der Erzbischof durch seine Officialen anstellen ließ, ergaben sich Resultate, die noch günstiger für Urban Grandier ausfielen, als die vor den weltlichen Gerichten von Poitiers. Durch den erzbischöflichen Spruch ward er von allen ihm zur Last gelegten Verbrechen völlig freigesprochen, und in alle Rechte des priesterlichen Standes und seiner Pfarrei wieder eingesetzt.

Nach einer überjährigen Abwesenheit wurde Urban wieder in Loudun erwartet. An einem Abende durchlief das Gerücht die Gasse: morgen zieht er ein! Was muß man thun? — Duthibaut ging nicht mit seinen Pfauenschritten durch die Gassen. Mignon schlich nicht mit gekreuzten Armen und gesenktem Blicke, vor Jedem sich verneigend; er war in der Stille abgereist, um eine Gemüthskranke auf dem Lande zu besuchen. Barot war unpäßlich und hütete das Bett. Dumpfes Gemurmel lief durch die Straßen, und die Weiber, Alte und Junge, erhoben ein Geschrei: man müsse ihm entgegen ziehen, dem heiligen Märtyrer, abbitten müsse man ihm die Schmach und die

Verfolgung; nicht genug könne die Stadt thun, damit der große Prediger und heilige Mann versöhnt werde. Das Volk will seine Opfer, aber auch seine Götzen. Aus den Opfern können Götzen werden, und aus den Götzen Opfer. Die Verwandlung ist nicht schwer.

Die Opfer, welche wohl hätten fallen mögen, waren entwichen, der Götze stand vor den Thoren und wich ihrer Verehrung nicht aus. Auf eine Meile zog man ihm entgegen. Man belagerte das Haus, in welchem er übernachtet, man bestürmte die Hausgenossen mit Fragen, wie er aussähe, was er sage, ob er vergeben habe, ob er noch zürne? Einige kletterten an die Fenster, um die ersten zu sein, die ihm ins Gesicht schauten. Als er nun heraustrat, hörte man seine Stimme nicht vor dem Schluchzen der Weiber; die Wenigsten sahen ihn, denn Alle drängten ihn von Nahe zu sehen, seine Hand zu erfassen, seinen Rock zu küssen, und die unzählbare Menge ließ nicht von ihm auf dem weiten Wege bis zur Stadt.

Am Thore warteten seiner Abgeordnete des

Rathes und der Zünfte. Die Bürger, Einige sagten die Frauen, hatten den Aeltesten keine Ruhe gelassen. Nur wenige jüngere Geistliche waren dabei; der Polizeilieutenant stand abseits unter dem Thore.

So hatten sie Urban Grandier nicht erwartet. Bleich sah er noch aus, die eingefallenen Wangen verriethen die Gefängnißmauern, die ernsten, sorgenvollen Nächte; aber er kam nicht wie ein Büßer zurück, dem Gnade geworden, sondern wie ein Feldherr, der in eine Stadt einzieht, die ihn tief gekränkt hat, und sein siegreiches Heer folgt ihm. So mag Marius, auf die Thore von Rom geblickt haben, dachte Chauvet. Ein Lächeln zuckte um seine Lippen, als der Prevot der Kaufleute ihn anredete und die Freude ausdrückte, daß er unschuldig befunden worden, und die Bosheit seiner Feinde zu Schanden gemacht sei. Ein Lächeln zuckte um seine Lippen, aber ein dunklerer Glanz glühte in seinen Augen, die gleichgültige, fast verächtliche Blicke umherwarfen, indem er wenige allgemeine Worte dem Prevot erwiederte.

Da kniete ein junges Mädchen nieder und überreichte dem Priester einen Palmenzweig.

Der Polizeilieutenant wollte danach greifen: „Was soll das!“ Aber Urban hatte ihn ergriffen und hielt ihn hoch:

„Ein Zeichen sei es, daß ich in Frieden heimkehre in die Stadt, die den Gesalbten des Herrn im Zorn ausstieß.“

„Friede allen Guten und Gerechten!“ sprach er, den Palmenzweig vor sich tragend, und schritt vorüber. Von den Fenstern wehten tausend Tücher. Die Stimmen des Willkomms erstickten in Thränen. „Wie schön er ist!“ — „Wie ein Gott!“ — „Wie ein Heiliger!“

Nur Urban veränderte nicht die Miene. Wie abgestorben den Gefühlen, die er erregte, nur sich selbst lebend und den Gedanken, die in ihm wogten, neigte er sich leise hier und dorthin, wo der innigste, lauteste Jubel ihm entgegen scholl. Sein Dank war der eines Mannes, der weiß, daß man ihm Dank schuldet.

„Hier geht der Weg,“ sprach der Polizeilieu-

tenant, und wollte den Zug links abführen nach der Residenz des Pfarrherrn.

„Dort!“ sprach Urban, und schritt, den Palmenzweig hoch vor sich hebend, nach dem Platz vor dem Dome hin. Chauvet schüttelte den Kopf, der Prevot und die Aeltesten sahen ihn bedenklich an: „Wozu das!“ aber der Strom riß sie mit fort.

Auf der Stelle vor dem Portal, wo Duthibaut die Frevelthat begangen, hielt er und streckte die Arme gen Himmel, sein Gesicht las in den Wolken. Alle verstanden, was es bedeutete. Die Frauen und Mädchen, so viel ihrer da waren, stürzten auf die Knie, eine riß die andere mit, und die Frauen ihre Männer. Es sank die ganze Versammlung bis auf wenige auf den feuchten Boden, wo kaum der Schnee zertreten war.

Urban sprach ein kurzes Gebet; dann breitete er seine Arme segnend über die Knieenden: „Groß ist der Herr und ewig seine Gnade! Sein Friede sei mit Euch, die Ihr den Frieden wollt und seine Gebote achtet. Auch ich wollte ihnen vergeben, den Uebelthätern, aber wer an den Dienern des

Herrn Hand anlegt, legt die Hand an den Herrn. An dieser Stätte ward der unerhörte Frevel verübt; so wahr ich meine Arme erhebe zu ihm, dem Einen, der ihn sah, und ihn niederschrieb, so wahr wird er gebüßt werden und an dieser Stelle. Stehet auf und folget mir!"

Er ging in die Kirche. Einen gewöhnlichen Prediger hätte man vor dem allgemeinen Schluchzen nicht verstanden. Aber Urbans Stimme rollte wie Orgeltöne durch die Gewölbe des Münsters. Die Leute, die keinen Platz gefunden, hörten sie draußen. Die Frauen sagten, er habe gepredigt wie ein andrer Elias. Auf seinen Lippen schwebte ein Geist, den sie noch nicht kannten, in seinen Augen strahlte ein Feuer von einem Glanze, den sie noch nicht gesehen.

"Gelobt sei der Himmel," sagte der Polizeilieutenant zum Criminallieutenant am Abende, "daß der Tag so vorüberging. Es hätte in seiner Macht gestanden, einen Kreuzzug zu predigen."

"Oder eine neue Bartholomäusnacht," sagte Herr von Cerisy. "Dieser Priester ist furchtbar."

"Andern, oder sich," sprach Chauvet.

Nicht stolze Freudentage, wie man erwartet, folgten dem Einzuge. Statt die Gelegenheit zu ergreifen, auf der Kanzel wider seine Feinde zu predigen, und sich dem Volke bei feierlichen Gelegenheiten zu zeigen, verschloß sich Urban. Er zürnt noch, hieß es. Er will sich rar machen, und gebeten sein, sagten die Spötter. Er fürchtet sich doch vielleicht noch, murmelten seine Feinde.

Urban fürchtete sich nicht. Er war rastlos thätig, seine zerrütteten Angelegenheiten zu ordnen. Ihm galt es wichtigeres, als die Gesellschaften besuchen, die man ihm zu Ehren, zur Versöhnung geben wollte, — selbst Barot hatte ein Fest veranstaltet, zu dem auf Mignons Rath der Pfarrer eingeladen war. Er lehnte es ab zu erscheinen. Der Präsident war sehr beunruhigt.

„Um unser Ansehn ist es gethan. So viel Lichter angesteckt sind, so viel werden mich verhöhnen. Alle Welt weiß, um was es geschah, und so viel Augen da sind, so viel Spott und Vorwurf für uns. Ich hätte es auch nicht versucht, was auch Mignon vorstellte. Seine Klugheit geht zu fein. Dir, Madeleine, traute ich.

Du bist eine Menschenkennerin. Aber Du kennst nur die guten, nicht dic schlechten.«

Madeleine saß auf ihrem Armsessel, den Kopf in der Hand. Sie konnte die Thränen nicht verbergen, die durch die Finger ihren schönen Arm netzten.

»Es ist eine böse Welt, Oheim. Wo wir nichts als Schlechtes um uns sehn, ist es da Sünde, sich der Täuschung hingeben, daß Einer sich über die Andern erhebt, daß er edler ist als die Menge. Woran sollen wir uns denn halten!«

»Er will sich an uns Alle halten,« sagte der Präsident, auf- und abgehend. »Es werden Prozesse werden, die uns verzehren. Er kann nicht Schreiber genug bekommen. Aus Saumures und Poitiers hat er drei Advocaten zu sich beschieden.«

»Was hätten Sie von ihm zu fürchten! Gegen Sie wird er nicht klagen.«

»Wo hört ein rachsüchtiger Mensch auf! Er ist wie der Tiger, wenn er Blut leckt. Sogar die armen Chorknaben, die damals fortliefen, hat er züchtigen lassen.«

»Ich hörte nur, daß er sie fortgeschickt. Wür-

den Sie nicht auch den Diener entlassen, der Sie bei einem Anfall im Stich ließ?“

„Ich ehre Deinen milden Sinn, liebe Madeleine, aber betrachte, was die Marquise mit ihrer fieberhaften Lust, Versöhnungen zu stiften, ausgerichtet hat. Von beiden Seiten wird sie verspottet. Aut-aut heißt es hier. Er hat die Hand, die ich ihm zur Versöhnung reichte, ausgeschlagen. Das heißt Krieg, unerbittliche Feindschaft. Madeleine, ich denke ernstlich daran, wir ziehen nach Paris. Mir ist seine Nähe, ich darf es Dir vertrauen, unheimlich, grauenhaft. Ja, träte er mir offen entgegen, aber diese seine Zurückgezogenheit, wir wissen nicht, was dahinter lauert, was er vorbereitet. Er muß Lauscher haben überall. Was wir hier sprechen, er erfährt es wieder.“

Mignon war mit Menuau eingetreten, und hatte die letzten Worte gehört; Madeleine sprang auf und fiel dem Oheim um den Hals: „Nur nicht nach Paris, mein Oheim — nicht nach Paris!“

Sie schien mehr sprechen zu wollen, aber ein Thränenstrom erstickte ihre Sprache. Sie eilte

hinaus. Mignons Gesicht schien das grade Widerspiel von der schmerzlichen Aufregung, die Madeleine überwallte.

„Ich stimme diesmal meiner Cousine bei,“ sagte er lächelnd. „Was wollen Sie in Paris?“

„Mich retten.“

„Und uns ließen Sie zurück. Ei, mein Oheim, warum plötzlich so verzagt?“

„Ich fühle, mir geht die Kraft aus, dem gegenüber. Du wirst Dich selbst vertheidigen.“

„Ich hoffe auch meine Freunde.“

„Dein Gesicht glänzt, als brächtest Du gute Nachrichten.“

„Ich habe nur eins gefürchtet. Einen Sturm. Dem Fanatismus des Pöbels hätten wir erliegen mögen. Er hat ihn nicht benutzt. Sein Hochmuth kam uns zu Hülfe. Sein Dämon hat ihn in ein stolzes Sicherheitsgefühl eingelullt. Er schreibt und processirt. Das fürchte ich nicht.“

„Weißt Du, welche unsichtbaren Hände in Paris mithelfen? Wer kennt den Ausgang eines Prozesses?“

„Ein Urban, der durch Prozesse uns über-

wältigen will, hat von seiner Kraft verloren. Oheim, gewahren Sie nicht, wie er sich selbst in den Augen aller Vernünftigen durch seine Heftigkeit und den unerbittlichen Sinn schadet? Aber alles das ist nichts im Vergleich zu der Entdekkung, die ich bringe.“

Der Präsident blickte ihn verwundert an.

„Er ist verheirathet.“

„Der Priester!“

„Sie wissen seine Ansichten über das Cölibat. Er hat sie nie verhehlt.“

„Das könnte ihn stürzen.“

„Könnte!“

„Wer schafft Dir Beweise! Er ist wie alle Priester verheirathet. Zehnfach, hundertfach. Wer schlägt ein Schild an die Häuser, wo eine Frau des gottlosen Menschen lebt! Soll ihm doch erst jetzt, seit seiner Rückkehr, eine Bürgerdirne ins Haus gelaufen sein, die er als Wirthschafterin aufnahm.“

„Die Sache ist ernsthafter, Oheim. Ich weiß gewiß, der Erzbischof rieth ihm seine Pfründen zu vertauschen. Er schlug es aus. Den Grund

verrieth er ihm freilich nicht, weshalb er von Loudun nicht fort will.«

Menuau lächelte: »Rathen Sie doch, Herr Präsident!«

»Ich sollte sie kennen?«

Mignon wiegte sich wohlgefällig in seinem Stuhl: »Die Marquise de Chavigny.«

»So ernsthaft wäre das Spiel!«

»Es ist so.«

»Nein, unmöglich die!«

»Keine andre.«

»Sie that ja nicht den Mund für ihn auf nach seinem Sturz. Es paßt nicht. Sie intriguirte für Duthibauts Schwager.«

»Weiberlist! Sie wollte uns sicher machen. Ich täusche mich darin nicht leicht, und das einzige, was ich bewundere, ist, daß ein Character wie ihrer diese lange Ueberwindung üben konnte«

»Sie nicht,« lächelte boshaft Menuau. »Sie ist die Puppe; er ist der Odem. In dieser Kraft die Weiber zu beherrschen, muß man ihn bewundern.«

»Ich sehe aber nicht ab, was damit für uns

gewonnen ist,“ sagte der Präsident. „Willst Du eine neue Klage beim Official anstellen? Wenn Ihr für alle seine offenkundigen Schandthaten keine vollständige Zungen auffindet, wie wollt Ihr Beweise für ein Verhältniß schaffen, das, wenn es unter gesetzlichen Formen geschlossen wurde, gewiß mit dem Siegel des Geheimnisses bedeckt wurde. Schrieb man, so wars mit unsichtbarer Dinte; waren Zeugen da, so leben sie in andern Welttheilen; sprach eines Priesters Mund den Segen, so war es der eines Sterbenden. Ist's aber nur eine Phantasieehe, mit heiligen Betheurungen, Ringewechseln und dergleichen abgeschlossen, was soll das uns, was täglich vorkommt, wovon jeder Bettelmönch Absolution ertheilt! Unglückseliger, Du bringst die ganze Familie, ihre Freunde wider uns auf, ein neuer Lärm und Staub wird aufgerührt ohne Ziel und Zweck.“

„Das sei fern von mir,“ sagte Mignon. „Ich gönne ihm die schöne Marquise, und will die Heirath nicht stören. Aber es ist unermeßlich viel gewonnen, daß wir endlich die Seite fanden, wo dieser Mann angreifbar ist. Ueberlassen Sie mir

das Uebrige, Oheim. Muthig! ich höre schon Ihre Gäste kommen.«

»Die Chavigny ist ein Weib,« sagte Menuau, als der Präsident fort war. »Sie werden sich an sie machen, mit aller Kunst, das bin ich überzeugt. Sie werden ihr Gewissen ängstigen, oder ihrem Leichtsinn Geständnisse entlocken, Sie werden hinter seine Plane kommen, wie er bisher auf unbegreifliche Weise hinter die unsern kam, aber sie ist ein Weib, nicht nur gegen uns, auch gegen ihn. Ein Blick von ihm, ein drohend Wort, und sie zittert, sie verräth uns, und die Miene ist gesprengt.«

»So stehn wir auf der Bresche als unverzagte Männer und gegen einen Feind, der unterliegen muß. Wenn Sie das fassen, wie ich es faßte, so sind wir sicher.«

»Weil Sie noch eine Contremine haben, Herr Canonicus; aber sie ist furchtbar und kann Sie selbst in die Luft sprengen.«

»Für die Kirche muß der Geweihte auch das wagen. Die Luft muß von dieser Pest rein werden.«

Urban Grandier hatte, was wir nach dem Vorangegangenen kaum erwarten durften, wahre Freunde. Es waren nicht solche, die ihm die Hände schüttelten, wo sie ihm begegneten, die ihm Feste gaben und sein Lob als Prediger, gleich den entzückten Weibern, auf Straßen und Märkten ausschrieen. Es waren stille, angesehene Männer, die selten mit ihm zusammen kamen, die seinen Wandel nicht billigten, aber seinen Geist ehrten und seine Gaben bewunderten; Männer, welche mit ahnungsvoller Bangigkeit die Gährung der Stadt, die Intriguen seiner Feinde und seinen Hochmuth, der immer wieder neues Oel in die Flamme goß, verfolgt hatten. Sie kannten die Wuth seiner Widersacher, sie wußten, daß sein jetziges Verfahren dieselbe bis zum Siedepunkt steigern mußte; sie sprachen ernst, offen, warm, aber sie kannten den Mann nicht, vor dem sie sprachen, oder verkannten ihre Kräfte. Er hatte ihnen ruhig sein Ohr geliehen, mit der Ruhe der Ueberlegenheit, welche aus den Argumenten der Widerpart neue Waffen für sich schmiedet. Jetzt nahm er das Wort:

„Sie räumen ein, meine Gegner sind nicht zu versöhnen, und mir predigen Sie Frieden! Sie räumen ein, meine Feinde sind nicht zu entwaffnen, und mir rathen sie an, die Waffen niederzulegen!“

„Wie steht ein Mann fester, als auf sein Bewußtsein gestützt!“ sprach Einer der Besucher, er wollte hinzusetzen: „und auf seinen makellosen Wandel,“ er verschluckte es.

„In Zeiten, wo das Paradies war,“ entgegnete Urban. „Vielleicht in Zeiten, die kommen werden. Das wird spät sein. Wir leben in Frankreich, meine Herren, in dem durch blutige Brüderkämpfe zerrütteten Frankreich; noch dunsten die Brandfackeln von den Kriegen der Ligue, von der Pariser Hochzeit, noch raucht das Blut unserer Edelsten, worin zwei Italiänerinnen ihre Hände wuschen. Genug; Sie kennen unsere Geschichte; diese Geschichte ist noch lange nicht zu Ende. Nur der Starke siegt, entweder durch die Entschlossenheit der That, oder der Schlauheit. Der gutmüthige Mann, der sich dem Glauben hingab, es werde sich Alles von selbst zum besten lösen,

der vermitteln wollte, erlag, er mußte erliegen. Es ist keine Zeit zum Vermitteln. Dem Mann ist nur die Wahl gelassen, als Sieger hierdurch durch dieses Meer von Schlechtigkeit oder in Ehren zu fallen. Ich habe gewählt. Meine Feinde kämpfen durch Ränke, ich will streiten mit allen Mitteln, welche die Gesetze mir bieten; ich gebe keinen Fingerbreit nach.«

»Sie sprechen wie ein Großer, der in die Kämpfe des Hofes und der Partheien verwickelt ist; wir reden von der kleinen Stadt Loudun und deren Zwisten.«

»Es hat der kleinste Bürger den Beruf, in seinem Kreise groß zu sein.«

»So beschwöre ich Sie als Priester unsrer heiligen Kirche,« sprach der Bailli der Stadt. »Bedenken Sie das Aergerniß vor den Reformirten.«

»Grade vor denen handle ich, wie ich handeln muß. Nur durch Festigkeit des Willens imponirt man diesen Verirrten. Vertrüge ich mich, gäbe ich nach, um des lieben, zerrissenen Friedens willen, dann hätten sie Recht zu sagen: was ist das

für eine Kirche, wo die Sünden vertuscht werden, wo das Recht nicht zu Recht kommt auf gradem Wege! Ich will sie niederbeugen, meine jämmerlichen Feinde, Druck um Druck, so lange meine Sinne frei sind, meine Sehnen Kraft haben, ich will den Fuß auf ihren Nacken setzen. Sie sollen knirschen, Zeter schreien, abbitten. Ihr Abbitten ist der Schrei des Wurms, den ich zertrete; ich höre ihn nicht. Die Glorie meiner Kirche ist ewig; die Flecken und die Sünden ihrer Diener beflecken sie nicht. Aber sie fordert auch Männer, die es wagen, von dieser ewigen Glorie auf ihrer eigenen Stirn wiederspiegeln zu lassen. Sie ist reich und mächtig, das ist nicht genug, sie fordert wieder Märtyrer. Ich wage den Kampf auf das Gewinnen, meine Herren; ich zage aber auch nicht, wenn ich fallen sollte.“

Der Zweck der Zusammenkunft war verfehlt. Die Freunde gingen mit betrübten Blicken.

„Eines wenigstens erwarten, hoffen wir von Ihnen,“ wandte sich der Bailli noch ein Mal an den Pfarrer. „Wir sind dessen gewiß von Ihrem edlen Sinne. Wie verlautet ist Duthibaut vom

Parlament verurtheilt. Sie werden nicht darauf bestehen, daß der Spruch executirt wird, Sie werden nicht verlangen, daß er Ihnen öffentliche Abbitte leistet.«

»Ich werde fordern, was der Spruch bestimmt.«

»Das ist Rachsucht.«

»Nennen Sie es Klugheit. Niemand glaubte, daß ich etwas freiwillig erließe; man legte es mir als Furchtsamkeit aus.« —

»Sie gehen mit einer schlimmen Meinung von mir weg, meine Herren,« sagte er nach einer Pause. »Mit den Meinungen kämpfe ich nicht. Wäre ich ein König, ich gäbe alle Meinungen frei. Nur durch die Kraft der Gesinnung, durch die entschlossene That bekämpft ein Character das Gerede und den Leumund. Nennen Sie das Egoismus, wohlan, ich bin ein solcher Egoist, und nehme die Folgen meiner Handlungsweise auf mich allein.«

»Und zerrütten dadurch den Frieden, das Wohlsein einer Stadt,« sagte der Bailli.

»Machen Sie das mit dem aus, der Könige,

Fürsten und Völker schuf, und die Geschichte geschehen ließ, wie sie mit Blut und Brand geschrieben steht. Die Männer mit Character und Willen haben diese Geschichte gemacht. Hätte es der Herr des Himmels nicht so bestimmt für seine Erde, so lebten wir noch im Paradiese.“

Urban schrieb einen Brief, und was er zu den Herren gesprochen, stand fast wörtlich auf dem Papiere. Ueberlesend schüttelte er lächelnd den Kopf, falzte und versiegelte ihn sauber, und zog an einer Klingelschnur. Ein junges Mädchen trat herein, und stellte sich demüthig neben seinen Stuhl. Es war dieselbe, welche ihm beim Einzuge den Palmenzweig überreicht hatte. Damals glühte ihre Wange und ihr Auge, sie sah wie eine Verzückte aus; heute stand sie vor ihm wie eine schüchterne Magd, freundlich, selig, mit niedergeschlagenen Augen, ein Ausdruck nicht unähnlich den kindlichen Marien, wie sie die alten deutschen Maler abbilden. Sie war blond, von heller Gesichtsfarbe und mit hellblauen Augen, ein Frauengeschlecht, wie man es noch heut in Frankreich nicht

häufig, aber doch findet, ein merkwürdiger Gegensatz zu den pikanten Brunetten.

Urban gab ihr den Brief. Sie empfing ihn gebückt und küßte dankend seine Hand.

„Deiner Schwester, als sie lebte, hätte ich den Auftrag nicht gegeben,“ sprach er, sie still betrachtend, und legte die Hand auf ihren Scheitel.

Sie hatte den Brief in ihrem Busen verborgen. „Mir kannst Du trauen!“ sprach sie erglühend, die Hand auf ihrem Herzen.

„Ich weiß es, Margot. Kaum bist Du eine Woche bei mir, und mir ist, als wäre kein Geheimniß zwischen uns.“

„O die selige Schwester hätte Dich auch nicht verrathen. Lieber Vater und Mutter als Dich.“

Er lächelte: „Und diese Briefe hätte ich ihr doch nicht geben dürfen. Sie war so heftig wie Du sanft bist. Wir hatten manche böse Stunden miteinander. Von Heftigkeit und Schluchzen — die Leute nennen es Eifersucht — wurde sie oft krank. Hat sie nie bös von mir gesprochen?“

„Damals war ich noch klein.“

„Aber jetzt hörst Du oft Böses von mir sprechen?“

Margot hielt die Hand vors Auge: „Ich glaube es nimmer.“

Die Thränen stürzten vor, sie sank auf ihre Knie und barg ihren Kopf in seinem Schooße: „Ach Urban, es muß heraus, es platzt mir die Brust sonst, ich wollt' es verhalten, aber —“

„Du kannst mir nichts Schlimmeres sagen, als ich weiß. Nicht wahr, ich sei ein gottloser Mensch, der Dich beschwatzt, aus dem Hause der Mutter fortgelockt, der Dein Verderber ist —“

„Nein, nein!“ rief sie und hielt ihm die Hand an den Mund. „Das ist nicht wahr. Ich kam zu Dir, aus freien Stücken; was gäb' es denn Seligeres auf der Welt, als wer Dir dienen kann! Die Mutter ist auch nicht bös drüber. Sie hielt mich früh schon zur Küche an, daß ich bei einem geistlichen Herrn dienen könnte. Die Mädchen hätten es doch noch am besten da, sagte sie.“

„Aber die Leute sagen doch, ich hätte Dich armes Kind behext, wie Deine Schwester? Nicht

wahr, ich hätte Dir Liebestränke gegeben? — Mir sei ein böser Geist dienstbar, den sende ich in den Leib unschuldiger Mädchen, daß sie in Liebesgluth gegen mich entbrennen. Glaubst Du das?"

Sie richtete das Gesicht auf und schaute ihn halb an, und schüttelte den Kopf: "Ich glaub's nicht, Urban."

"Ei wer weiß das, Margot!" fuhr er lächelnd fort. "Sie sprechen wieder von den bösen Geistern, die bei den armen Ursulinerinnen die Kostgängerinnen und Nonnen zwicken und zwacken. Die soll ein böser Zauberer ihnen eingeblasen haben. Wär' ich nun ein solcher Zauberer? Hast Du nicht einen Blumentopf? Als Du am Goldlack rochst, vielleicht saß in der Knospe mein Kobold. Oder schlug nicht eine Nachtigall an Deinem Fenster, Du lehntest Dich hinaus, mit entfesseltem Busen, und horchtest und schlürftest mit vollen Sinnen die süßen, wollüstigen Nachtlaute in Dein offenes Ohr. Und ich war's, ich stahl mich in Dein unbewachtes Herz."

"Die Nachtigall wars nicht," sagte sie kopfschüttelnd. "Seit ich aufwuchs, ich war noch nicht

so groß, und Du kamst in unser Haus, ach Urban, mir war's, als wenn ein Heiliger über die Schwelle trat. Und wenn Du mir auf die Backen streicheltest, das fühlte ich eine Woche lang; ich wusch mich nicht, daß ichs nicht abriebe. Und wie ich größer ward, und die Mutter sagte, ich solle Dir die Hand küssen, da zitterte ich, mir kam das zu viel Ehre vor. Ach, ich küßte die liebe, schöne Hand in Gedanken alle Tage, und — das war wohl nicht recht von mir — ich beneidete die Schwester, daß sie des Morgens und Abends die Hand küssen konnte. Nein, ich beneidete sie nicht, ich ärgerte mich über sie, ich hätte bitter bös auf sie werden mögen. Sie klopfte Dich auf die Schulter und konnte, wenn Du ihre Hand ergriffst, sie wegziehen. O sie that mit Dir, als wärst Du —"

"Was, Margot?"

"Ein Mensch, wie andre Menschen."

"Und bin ich das nicht?"

Sie blickte ihn mit bewundernden Blicken an: "Nein, Urban, Du bist, ich weiß nicht was, aber wenn Du ein Mensch bist, bist Du der größte,

herrlichste — und Dich — o diese böse, böse Welt! — daß sie Dich so verläumden können, das Abscheuliche von Dir sagen!“

„Sprich es aus!“

„Du hättest meine Schwester vergiftet.“

Urban hatte das nicht erwartet. Er lehnte sich im Armstuhl zurück. Sein Auge glänzte trüb; bald aber spielte ein verächtlicher Zug wieder um seine schönen Lippen.

„Und wer sagt das von mir?“ Er war aufgestanden. „Ich frage Dich nicht, Margot, ob Du es glaubst. Wenn Du es glaubtest, wärst Du nicht bei mir.“

„Urban, Urban!“ flüsterte sie an seiner Brust, „und wenn ichs glaubte, ich glaube, ich wäre doch bei Dir. Und wenn Du mein satt wärst, meines jungen Lebens, und gäbst mir Gift zu trinken. Ich tränke es doch; es käme ja von Dir.“

„Und wenn nun mir Jemand Gift reichte!“ sprach er.

Sie sah ihn erschreckt an: „Urban, versprich mir, trinke nirgend, wo nicht Andere vorher tran-

ken. Ich will von jeder Schaale nippen, ehe Du sie an die Lippen bringst."

"Ihr Gift ist von anderer Art, mein Kind," lächelte er.

"Geh nie allein aus! — Ach Du mußt wohl gehen! — Doch das versprich mir, thue immer dann den Brustharnisch um, der hinter Deinem Bücherschrank steht. Immer, Urban!"

"Meine Feinde haben schärfere Waffen, Margot. Ein stählerner Harnisch schützt nicht dagegen. Sie brauchen keine Messer."

"Doch Einer."

"Wer!"

"Ach Gott, ach Gott! Urban, ich sollte es, ich wollte es nicht wieder sagen. Hüte Dich vor dem Manouri. Er hat geschworen, einen fürchterlichen Eid auf dem Grabe meiner Schwester, sein Messer solle in Dein Fleisch schneiden, wie Du in sein Herz geschnitten."

Des Priesters Gesicht überzog ein Ernst, der seine Würde nicht vermehrte.

"Es ist italiänisches Blut in ihm," sagte er, auf- und abgehend. "Der Thor! Sie hat ihn

nie geliebt! — Thorheit! Mir ist nicht bestimmt, von dem Messer eines Barbiers zu sterben.“

„Aber den Panzer, Urban, legst Du an?“

„Mein Panzer ist meine Brust, meine Waffe mein Blick. Wenn ich ihn ansehe, schrickt er zurück.“

„Aber es ist doch möglich.“

„Gegen die Möglichkeiten waffnet sich nur der Feige. Setze Dich zu mir, Margot. Würdest Du einen Mann lieben, der, wenn er ausgeht, nach den Dächern schaute, ob kein Ziegelstein ihm auf den Kopf fiele? Ein giftiger Wurm saß vielleicht auf einer Blume; würdest Du sie darum nicht pflücken? Der Herr des Himmels goß seine Wonnen und seine Schönheit auf die Erde aus, daß wir uns freuen und genießen sollen, so lange das Blut in uns pulst. Dem Einen mehr, dem Andern minder. Soll der reiche Mann den Armen zum Vorbild nehmen? Dann würde es eine Bettlerwelt. Die wollte der Herr nicht, als er die Schönheit erschuf. Soll ich auf weichem Moose ruhend, vom Sonnenlicht umspielt, umduftet von würzigen Kräutern, mich nicht hin=

strecken, weil eine Schlange unter den Kräutern züngeln kann! Oder soll ich Dich nicht umfangen, mein Kind, nicht den süßen, gesunden Athem von Deinen Lippen schlürfen, nicht Deines Herzens Schläge unter Deiner wogenden Brust fühlen, weil ich weiß, daß diese Schläge einst aufhören werden, der schwellende Busen versinken, die Rosenlippen werden verwelken, und nichts bleibt, als die Perlenzähne — aus einem Todtengerippe."

"O sprich nicht so, Urban."

"Küsse sie fort, die häßlichen Gedanken, Margot. Heftiger — zerdrücke die Worte, laß mich gar nicht reden. Elende Furcht — keinen Panzer um die Brust, so lange mein Herz an einem warmen Herzen schlagen kann. Das ist Sünde, Vergeudung der Gaben des Herrn, einen Augenblick der Gunst verlieren, die er uns schenkte!"

Ein rauher, unangenehmer Wintertag war derjenige, an welchem Duthibaut dem Urtheil des Parlaments genügen sollte. Er erschien mit sei-

nem ganzen übermüthigen Anhange, in der buntesten Tracht vor dem Dom. Sie mochten vorher in einer Weinstube sich Muth getrunken haben. Hohnlachend mit frechen Mienen machten sie sich durch die Volksmenge Platz. Aber ihre lärmenden Reden verstummten bald vor dem Ernst in den Mienen, vor den Choraltönen, die aus der erleuchteten Kirche schallten.

Möglich, daß Duthibaut und die Seinen etwa gedacht hatten, durch ihren reichen Aufzug, ihre Waffen und ihre Menge die Andern einzuschüchtern. Das Volk war zahlreicher, seine Stille war sprechender als die wonnetrunkenen Reden der rohen Gesellen. Das verletzte Recht, die Heiligkeit des Ortes überwogen. Der Schnee fiel in dicken Flocken. Bald waren Alle, Volk und Cavaliere, Arme und Reiche in dasselbe weiße Gewand gehüllt. Wie sie auch mit den Zähnen knirschten, und vor Ungeduld die Arme über die Brust schlugen, ihre seidenen Röcke wurden durchnäßt, ihre Federhüte waren keine Pracht mehr. Das Volk zischte, wenn Einer den Mund aufthat, und wenn Einer fortwollte, versperrte man ihm den Weg.

Viele, auch die Urban nicht freund waren, mochten es dem übermüthigen, reichen Manne gönnen. Wer ihm ins Gesicht sah, traute ihm zu, daß auch er Manchen vor seiner Thür und länger hatte warten lassen.

Es dauerte eine halbe Stunde bis der Choral schwieg und die Kirchenpforte sich öffnete. Der Stolz der reichen Leute war schon erweicht, als die Kirche in ihrem ganzen sich zeigte. Zwölf Knaben im Chorhemde mit duftenden Weihrauchkesseln und brennenden Kerzen gingen voran, die Geistlichen der Kirche und das ganze Kapitel vom heiligen Kreuze folgten in ihren strahlenden Meßgewändern. Es könnte auffallen, daß sich keiner der Domherren ausgeschlossen hatte, selbst Mignon nicht; in diesem Augenblicke trat vielleicht die tiefe Feindschaft vor dem berauschenden Gefühl zurück, einen Frevler vor der Autorität der Kirche büßen zu sehen.

Urban war der letzte, der aus der Pforte trat, er allein im schlichten Predigerrocke. Mit auf der Brust gekreuzten Armen, den Kopf zu Boden, neigte er sich in der Reihe vor seinen

Collegen, als wolle er zeigen, daß ihnen und nicht seiner Person diese Ehre würde. Aber als er vor Duthibaut trat, erhob er sich in seiner vollen Größe, auf seinem Gesichte ein Stolz und ein Ernst, gegen welche die Pracht umher verschwand.

Der Criminallieutenant überreichte die schriftliche Formel dem Verurtheilten.

„Es wird wohl unter diesen Umständen genügen," sprach er, „wenn Herr Duthibaut den Hut nur lüftet und das Knie beugt."

Urban wandte sich zu den Kapitelherren zurück: „Im Spruch des Parlamentes steht es, dünkt mich, anders."

Der Syndicus des Kapitels las: „„Den Hut zur Erde, den Kopf gebeugt, auf beiden Knieen.""

„In meiner Macht ist es nicht, an dem Spruch des Parlamentes auch nur ein Tüttelchen zu ändern," sagte mit kalter Stimme Urban.

Der Schnee lag über einen halben Schuh tief. Man mochte an den Fall gedacht haben. Einer von Duthibauts Anhängern legte ein reichgesticktes Kissen vor ihm auf die Erde.

„Steht das im Urtheil?" fragte Urban.

„„Auf der Erde,““ las der Notar.

„Wir Priester,“ sagte Urban, „liegen auf kaltem Stein, auf nacktem Boden, wenn wir zum Herrn flehen, um die Sünden dieser Welt. Mögen meine hochwürdigen Brüder entscheiden, ob der reiche Mann, der gegen die Kirche sündigte, unter Baldachinen und auf Teppichen knieen soll, wenn er für den ärgsten der Frevel mit einer leichten Abbitte davon kommt.“

Keiner sprach ein Wort. Ein Mann aus dem Volke riß das Kissen fort. Duthibaut warf sich in den Schnee. Zitternd vor Zorn oder vor Kälte las er die Abbitteformel, die man im Kanzleistiel jener Tage nicht zu kurz abgefaßt hatte.

Mit unverändertem Gesichte, ohne den Kopf auch nur zu neigen, hatte Urban zugehört. Kein freundlicher, verzeihender Blick traf den noch Knieenden. Er faltete die Hände in einem stummen Gebet nach oben, wandte Duthibaut den Rücken, verneigte sich wieder tief nach rechts und links zu den Chorherren und verschwand in die Kirche. Die Knaben schwenkten die Weihkessel um das

Haupt des Büßers, und alle folgten dem Priester in den Dom, dessen Pforte sich wieder schloß.

Noch kniete Duthibaut. Er schien die Sprache und den Gebrauch seiner Glieder zugleich verloren zu haben. Seine Freunde rissen ihn auf.

„Ich sah den Teufel!“ schrie er.

Manouri, der Barbier, lachte laut: „Siehst Du ihn jetzt erst? Ich habe ihn längst gesehn.“

Montag, am 11ten October 1632, ließ sich der Pfarrer von Venier, Granger, bei dem Bailli der Landschaft, Guillaume de Guierniere, und beim Polizeilieutenant Louis de Chauvet feierlich melden. Granger war, obgleich weniger betheiligt bei den Partheikämpfen in der Stadt Loudun, doch ein wichtiger und gefürchteter Mann. Er galt für die rechte Hand des Bischofs von Poitiers, und hatte sich der vollkommensten Gewalt über den schwachen, argwöhnischen Verstand dieses Prälaten bemäch-

tigt. Von hartem, herrschsüchtigen Geiste, benutzte er sein Ansehen, um sich furchtbar zu machen. Er zeigte sich selten, um wo er auftrat, einzuschüchtern. Er strebte nicht nach Pfründen und äußerlichen Ehren, aber die Geistlichkeit des ganzen Sprengels haßte und fürchtete ihn, weil er ihr Auflaurer und heimlicher Angeber beim Bischofe war. Sein Ehrgeiz, sagten sie, war ohne andere Grenzen, als die des Scheines, den er sorgfältig vermied. Im schlichten Priesterrocke war er doch der Bischof im Geheimen. Mit Urban Grandier lebte er anscheinend in gutem Vernehmen.

Granger meldete in aller Förmlichkeit den beiden Beamten, daß in dem Kloster der Ursulinerinnen zwei Nonnen vom Teufel besessen wären. Er selbst habe, wiewohl das ärgerliche Gerücht schon lange in der Stadt umlaufe, bisher daran gezweifelt; aus Schonung für den Ruf zweier Diener der Kirche, die beide, je nachdem die Sache wahr oder falsch sei, als Verläumder, oder als Verbrecher dabei betheiligt wären. Er habe sogar das Seine gethan, die Sache zu unterdrücken. Es stehe aber nicht mehr in seiner Macht, seit

der Teufel mit einer Frechheit auftrete, welche alle Begriffe übersteige, und jetzt fordere es seine heilige Pflicht, und das Vertrauen, welches der hochwürdige Bischof ihm schenke, zu sprechen. Er habe sich selbst von dem Unfug überzeugt. Eine der Nonnen, die nur ihre Muttersprache kenne, antworte auf alle Fragen, die man ihr vorlege, lateinisch. Davon hätten sich mehrere der würdigsten Geistlichen, der angesehensten Einwohner Loudnns, überzeugt, und somit werde es Pflicht der Obrigkeit, sich selbst in das Nonnenkloster zu begeben, und in einer Angelegenheit zur ernsthaften Untersuchung zu schreiten, welche so angethan sei, daß sie das größte Aufsehn erregen dürfe.

Man konnte an dem Benehmen des Bailli und des Polizeilieutenants bemerken, daß ihnen die Sache nicht neu, daß sie schon längst vorbereitet war. Das Protocoll war aufgenommen, unterzeichnet, und der Geistliche wollte sich entfernen.

Louis Chauvet begleitete ihn bis an die Thür:

„Sie erwartete ich nicht als Angeber!“

Mit unveränderter Miene entgegnete Granger ernst: „Und was berechtigt den Polizeilieutenant von Loudun, an der Pflichttreue des Pfarrers von Venier zu zweifeln?“

„Sie wissen, wie ich, auf wen es abgesehen ist.“

„Ich weiß nichts, als was der Augenschein mir zeigt, der Glaube mich lehrt, und meine Pflicht mir gebietet.“

„Mein Gott! mein Gott!“ rief Chauvet. „Warum will man denn einen Menschen verderben, der uns nichts Böses that! Sie sind Urbans Freund.“

„Sie reden von dem Pfarrer Grandier,“ lächelte der Anklager kalt. „Ich wünsche ihm alles Glück in seinen Zwistigkeiten mit den andern Stiftsherren, und freue mich, daß ich nicht Richter bin zwischen den Unverträglichen, die um irdische Güter hadern. Wo es aber dem Satan gilt, der auf Erden leibhaftig umwandelt, kenne ich keinen Freund, und wäre er mein Bruder. Im Uebrigen thue ich nur, was die Pflicht des Officials unseres hochwürdigen Bischofs ist. Ich

täusche mich doch nicht in dem Polizeilieutenant Chauvet, wenn ich von ihm erwarte, daß auch er durch keine Rücksichten sich abhalten läßt."

"Ich werde untersuchen, streng untersuchen."

"So thun wir Beide unsere Pflicht," sagte der Geistliche, sich kalt verneigend und ging.

Noch am selben Tage begab sich der Bailli mit dem Polizeilieutenant nach dem Kloster. Der Beichtvater der Ursulinerinnen, der Canonicus Mignon, empfing sie, angethan mit dem Chorhemde und der Stola, feierlich an der Thür, und führte sie in das unten gelegene Sprechzimmer.

"Meine Herren," hub er an, "es wäre thörig von mir, nach dem Grunde Ihres Besuches zu fragen, verwegen, Sie fortzuweisen. Ich sehe mich in die Nothwendigkeit versetzt, der Obrigkeit die Thore dieses geheiligten Asyls zu eröffnen; so schmerzhaft, ja demüthigend für mich der Grund Ihres Besuches ist. Wer versucht nicht, wenn in seinem Hause ein Brand ausbricht, ihn zuerst selbst zu löschen, ehe er die Nachbarn ruft, aber wenn die Flamme übermächtig wird, begeht er ein Verbrechen, wenn er schweigt. Ich versuchte es, das

Unheil zu ersticken, ehe es zum öffentlichen Aergerniß würde, ich arbeitete Tag und Nacht, ich rang auf meinen Knieen im Gebet, daß der Herr mir Kräfte gebe, seinen Widersacher aus diesem heiligen Hause, aus den unsträflichen Leibern dieser heiligen Jungfrauen zu verbannen. Wie hätte der Satan Macht gehabt, den heiligen Namen zu widerstehen, die wir anriefen! Er floh, aber um wiederzukehren. — Wohlan denn, ich will, ich muß der Obrigkeit das andere überlassen.«

»Und was?« fragte der Bailli, scharf den Canonicus anblickend.

»Zu prüfen, damit auch die Zweifler und Kurzsichtigen die Macht des Satans erkennen. Dabei Ihnen zu helfen, liegt noch in meiner Befugniß; darüber zu urtheilen, stelle ich Höheren anheim.«

Der Canonicus berichtete, während der Polizeilieutenant ein Protocoll aufnahm, daß fast sämmtliche Nonnen des Klosters vierzehn Tage hindurch von Erscheinungen der seltsamsten Art und furchtbare Gespenster geplagt worden. Es habe sich auf die sorgfältigsten Ermittelungen dar-

gethan, daß dies nicht Visionen gewesen, sondern wahrhafte böse Geister, die sich in den Leib zweier Nonnen und der Priorin festgesetzt hätten. Mit Hülfe zweier Carmeliter habe er die Teufel nach bestem Wissen beschworen, und dabei so viel herausgebracht, daß der Teufel, der in die Priorin gefahren, Astaroth, der in der zweiten Nonne sitze, Jubulon heiße. Der neue Bund sei vermittelst dreier Rosen geschlossen, während schon ein früherer durch drei schwarze Dornen bewerkstelligt worden. Endlich hätten die Teufel ihren Abzug nehmen müssen, und seien auch acht bis zehn Tage fortgeblieben, aber in der Nacht vom letzten Sonntag auf den Montag wären sie beide zu gleicher Zeit wiedergekehrt und hätten in entsetzlicher Art gewüthet. Erst seit einigen Stunden ruhten die armen Besessenen, und er müsse deshalb die beiden Herren bitten, ihnen diese Ruhe zu gönnen, um an einem andern Tage wiederzukehren.

Der Bailli stand unwillig auf, während der Polizeilieutenant das Protocoll schloß.

„Ich hoffe,“ sprach Jener mit Nachdruck,

„daß Ihre Geister nicht allemal sich vor dem Anblick der Obrigkeit zur Ruhe begeben werden, die ich übrigens den Geistern, so wie den armen Nonnen und Ihnen selbst, Herr Canonicus, von Herzen wünsche.“

In dem Augenblicke stürzte eine Kostgängerin des Klosters, die uns wohl bekannte Marie Aubin herein. Das junge Mädchen war sichtlich in großer Bestürzung. Sie eilte, als sie die fremden Herren sah, auf den Beichtvater zu, und flüsterte ihm etwas ängstlich ins Ohr.

„Mein Kind,“ sprach Mignon, „ich darf in diesem Augenblicke nichts hören, was nicht auch die Obrigkeit der Stadt vernehmen dürfte.“

Scheu blickte Marie den Bailli und Lieutenant an: „Sind Sie aber auch vom rechten Glauben? Man weiß nicht, wie der Teufel oft in eines Menschen Herz fährt!“

„Verzeihen Sie, meine Herren, diesem unschuldigen Kinde,“ wandte sich der Canonicus an die Beiden. „Sie war Zeuge so entsetzlicher Offenbarungen, daß man auch ihrem Mißtrauen gegen edle Männer Nachsicht schenken kann. Was

ist es, Marie! Ich befehle Dir, sprich die reine Wahrheit.“

Marie schüttelte den Kopf und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen: „Ach es ist gräßlich. O Onkel Mignon, wenn Sie diesmal nicht helfen, dann bringen die Teufel die armen Mädchen um.“

„Sie sind wieder los?“ fragte hastig der Canonicus.

„Ach mehr als los! Man sieht recht die Tücken dieser abscheulichen Geister, daß sie sich nicht ein bischen vor jungen Mädchen geniren. Hören Sie doch.“

Man hörte gräßliche Laute aus dem oberen Stockwerk. Eine Stimme quikte wie ein junges Schwein; dann brüllte eine andere wie ein Ochs, während eine dritte ein erschütterndes Gelächter ausstieß. Mignon flüsterte den betroffenen Beamten zu: „Es ist die Priorin allein. Erbarme sich Gott der armen Dulderin!“

Sie waren die Treppe nach der Schlafkammer der Conventualen im obern Stockwerk hinaufgestiegen. Hier befanden sich sieben Betten. In dem einen lag die Priorin, in einem andern

die Schwester Clara. Um das der ersteren standen mehrere Carmelitermönche, und sämmtliche Nonnen in Zittern und Entsetzen über den Anblick ihrer Oberin. Er war allerdings furchtbar. Die Priorin war, wie wir wissen, eines der schönsten Mädchen in Loudun; aber ihre Züge waren so entstellt, daß sie ein Entsetzen erregen konnte. Sie wälzte sich in krampfhaften Verdrehungen und warf sich wie eine Rasende. Als die Beamten mit Mignon eintraten und ihr Blick sie traf, verzerrte sich das Gesicht zu einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wuth und Stumpfheit. Der aufgesperrte Mund ward schief, die Augen traten heraus, und ein höllisches Gelächter erstarrte zu einer widerwärtigen Grimasse. Nach einem Geschrei, von dem die Fensterscheiben zitterten, schnellte sie auf, und wäre vielleicht mit einem Satz aus dem Bette über die Köpfe der Umstehenden gesprungen, wenn die Karmeliter, der Canonicus Mathurin Rousseau und der Wundarzt Manouri sie nicht mit aller Anstrengung ergriffen und in die Kissen niedergedrückt hätten.

Entsetzt davon wollte Louis Chauvet sich um-

wenden. Der Bailli faßte seine Hand: „Das wäre ja, was sie wünschen," flüsterte er ihm zu.

Mignon sagte: „Erschrecken Sie nicht, es ist ein gutes Zeichen. Der Dämon in ihrem Leibe fühlt die Qualen voraus, die unsere Operation ihm bereiten wird; darum gebärdet er sich in dieser Art. Seine Macht ist Blendwerk; er ist nur mächtig durch den Schreck, den er auf die Schwachen wirkt."

Rousseau nickte ihm zu: „Der böse Geist theilt die Schmerzen, welche ihm durch Anrufung des Namen Gottes und durch Anrührung heiliger und geweihter Gegenstände verursacht werden, den Gliedern der Besessenen mit. Sie wanken schon; wenn man ihn mit Ernst anfaßt, ist seine Kraft gebrochen."

Mignon schritt, ein Reliquienkästchen in der Hand, muthig vor, und steckte zwei Finger der Besessenen in den Mund, indem er, kaum vernehmbar, eine lateinische Formel sprach. Die Perlenzähne der Jungfrau, die unablässig bis da wie im Heißhunger zugebissen hatte, zogen sich zurück, und mit triumphirender Miene gegen die

Beamten, zog auch der Canonicus seine Hand heraus.

Die Beschwörung begann in der Ordnung, welche das Ritual vorschreibt. Die Priorin lag in Schweiß gebadet, und ihre Lippen gaben auf die in lateinischer Sprache vorgelegten Fragen in derselben Sprache Antworten, die Chauvet mit unsicherer Hand in das Protocoll aufnahm.

„Quam ob causam," redete Mignon mit feierlicher Stimme den Dämon an, „ingressus es in corpus huius virginis?" (Aus welcher Ursach bist Du in den Leib dieser Jungfrau gefahren?)

„Causa animositatis." (Aus Haß.) antwortete eine dumpfe Stimme.

„Per quod pactum?" (Durch welches Bundesmal?)

„Per flores." (Durch Blumen.)

„Quales?" (Welcher Art.)

„Rosas." (Rosen.)

„Quis misit?" (Wer sandte sie?)

Ihre Stimme würgte. Der Exorcismus mußte noch stärker angewandt werden. Endlich

brachte die Priorin unter großer Anstrengung den Namen „Urbanus" hervor.

„Dic cognomen." (Nenne seinen Zunamen.)

Die Qual der Beschworenen schien noch stärker zu werden. Ihre Lippen bebten, ihre starren Augen verdrehten sich, man mußte ihre Glieder halten, bis sie das Wort „Grandier" vorbrachte.

„Dic qualitatem." (Nenne seinen Stand.) fuhr mit unerschütterlicher Miene der Beschwörer fort.

„Sacerdos."

„Cuius ecclesiae?" (An welcher Kirche?)

„Sancti Petri." (An Sanct Peter.)

Sie schien nun erschöpft. Nachdem sie kaum das Wort heiser und mit Widerstreben hervorgebracht, sank sie zurück wie in Starrsucht, und antwortete auf keine Fragen mehr. Aber als habe die Beschwörung ihr wohlgethan, verschwand der unangenehme Ausdruck ihrer Züge, die Lippen schlossen sich wieder, ein Lächeln kehrte zurück, sie wehte eine Fliege fort, die sich auf ihre Stirn gesetzt, wandte den Kopf um auf dem Kissen, und

verfiel bald darauf in einen anscheinend ruhigen und süßen Schlaf.

Der Bailli und der Lieutenant waren schweigend ans Fenster getreten. Mignon näherte sich ihnen: „Ist dies nicht eine Wiederholung,“ sprach er, den Schweiß von der Stirn wischend, „der entsetzlichen Geschichte vom Priester Gaufridi?“

Gaufridi war vor Alters durch einen Spruch des Parlaments von Aix zum Feuertode verurtheilt und verbrannt worden.

Der Polizeilieutenant meinte, man habe die Priorin wegen des Hasses befragen sollen, den sie als Grund angeführt, weshalb der böse Geist ihr in den Leib geschickt worden. Mignon erwiederte, ihm sei bei den Beschwörungen durch das Ritual jede vorwitzige Frage verboten.

Man wollte nun zum Exorcismus der zweiten Schwester schreiten. Auch sie war ein schönes Mädchen, aber ihr Gesicht war kaum weniger als das der Priorin entstellt. Die Bewegungen ihrer Glieder waren auch convulsivisch, aber sie schien mehr von innerer Angst bewegt, als von dem höllischen Feuer, das die Priorin durchzückte. Auf

alle Fragen bebte sie zusammen, barg ihr Gesicht in die Kissen, und streckte die Hand fort: „Alteram! Alteram!" war das einzige Wort, welches sie vorbrachte.

„Wunderbar!" sprach ein Karmeliter. „Selbst wo der Teufel die Obermacht hat, waltet der ewige Respect vor den geheiligten Obern. Die Schwester will nicht antworten, wo ihrer Priorin das Wort gebührt."

„Dies ist es wohl nicht," fiel Mignon rasch ein. „Aber das arme Mädchen ist durch die lange Bewältigung Satans erschöpft. Sie unterläge vielleicht physisch der Anstrengung unseres Exorcismus, zu dem ich jedoch auch auf diese Gefahr schreiten würde, insofern die weltliche Obrigkeit es verlangt."

Die Beamten verlangten es nicht. Louis Chauvet schien heftig von dem Auftritt angegriffen, als er an der Seite des Bailli fortging: „Ich weiß es zu bestimmt," unterbrach er auf der Straße das lange Schweigen. „Sie kann kein Wort lateinisch."

„Aber ich weiß," entgegnete der ernste Bailli,

„daß dieser selbe Auftritt schon mehre Male, Wort für Wort so, in Gegenwart des Stadtvoigts Grouard und des Procurator Trinquant, wiederholt worden!“

Die Beamten zeigten eine unermüdete Thätigkeit, wie es bei einem so ernsten Falle ihre Pflicht war. Es versteht sich, daß der ganze Vorfall längst stadtkundig geworden. Auch das Ergebniß des Verhörs war wie ein Lauffeuer durch Loudun verbreitet. Man wußte bald mehr als der Bailli und der Lieutenant bei ihrer amtlichen Anfrage erfahren hatten. Nämlich, daß die Priorin jetzt nicht weniger als sechs Teufel im Leibe habe, deren vornehmster Astaroth heiße. Der Bund sei durch viele Vermittelungen geschlossen; Urban habe die höllischen Rosen, in die er die Geister, seine Verbündeten, gebannt, einem Bürgerssohn übergeben, dieser habe sie einem Mädchen, seiner Geliebten, zugestellt, und das Mädchen hätte sie über die Gartenmauer ins Kloster

geworfen. Dies sei in der Nacht zwischen einem Sonnabend und Sonntag geschehen, zwei Stunden nach Mitternacht.

Schon am folgenden Tage, am 12. October, begaben sich beide Obrigkeiten, von ihren Schreibern begleitet, zum zweiten Male ins Kloster. Sie stellten dem Beichtvater vor, da die Sache ein ungewöhnliches und unglückliches Aufsehn mache, sei es schlechterdings nothwendig, daß die Beschwörungen nur in ihrer Gegenwart vorgenommen würden. Er selbst müsse sich derselben enthalten und die Exorcisten dürften nur von der Obrigkeit gewählt werden. Dies fordere dringend sein eigener Ruf, da die Priorin auf Urban Grandier als den Urheber des Uebels ausgesagt habe, und Mignon in so nahem Verwandschaftsverhältniß mit den erbitterten Feinden desselben stehe.

Mignon erwiederte mit ruhiger Würde, wenn es nach seinen Wünschen gehe, so werde er ganz bei der unglückseligen Angelegenheit zurücktreten; aber er müsse sich willenlos den Bestimmungen derer fügen, die ihm zu befehlen hätten und Vertrauen in ihn setzten. Die Gegenwart der Ge-

richtsbehörden bei den Beschwörungen werde und könne ihm nur willkommen sein.

Bei diesem Morgenbesuche wollten die bösen Geister keine Antwort geben. Sie stöhnten nur, warfen auf alle Fragen einzelne Brocken hin, und blieben trotzig. Auch als am Nachmittage der Exorcismus wiederholt wurde, streckte die Priorin zwar die Zunge aus dem Halse wie eine Schlange, geiferte und schäumte, aber die Antworten der Geister blieben unbefriedigend. Auf die letzten Fragen stammelte sie mit einer abwendenden Handbewegung ein Wort. Einige verstanden finis, Andere finit. Der Exorcist hörte schnell mit der Beschwörung auf. Eine Stimme, man wußte nicht wer, rief in dem halb dunklen Zimmer: „Ihr Latein ist zu Ende.“

Der Priester stellte das Ciboire, das Behältniß der geweihten Hostie, der Besessenen auf den Kopf unter Gebeten und Formeln aus der Litanei. Noch that es keine Wirkung. Aber bei den Namen des heiligen Augustinus, Hieronymus, Antonius und der Maria Magdalena war sie sichtlich angegriffen. Der Exorcist befahl ihr, in trö-

stendem Tone, Herz und Seele Gott zu übergeben; sie schlug die Augen demüthig nieder und neigte den Kopf.

„Wohlan denn!“ rief er. „Auch Deinen unsträflichen Leib überlasse ihm.“

Sie schrie auf und zückte fieberhaft: „Der gehört dem — —, ich habe nichts dran.“

Doch mit einem Male kam sie wieder vollkommen zu sich; ihr Gesicht wurde heiter und ruhig, als wäre nichts vorgegangen. Man fragte sie, ob sie sich des Gesprächs erinnere? Sie wußte von nichts, aber sie sei hungrig und verlangte zu essen.

Nun drang der Bailli ernster in sie, sich über ihre Bezauberung, von der sie auch im wachen Zustande zu Mehren gesprochen, zu erklären. Die Priorin seufzte auf, wie unter den Wehen einer schmerzlichen Erinnerung, die sie gern von sich entfernt gehalten. Sie blickte Mignon an:

„Sie werden sich erinnern, Hochwürdigste,“ sagte dieser.

„Es war die Dämmerstunde, ja da war es — ich dachte an Etwas — es waren mehre

Schwestern im Zimmer. Ich sah Niemand, nur in die Winkel sah ich, da wirbelten graue Nebel. Ich griff nach dem Rosenstock und wollte eine pflücken. Habe ich sie gepflückt, oder nicht? — Plötzlich mußte ich aufschreien, ach es war ein eigener Schmerz, aber auch Lust dabei. Es drückte meine Hand zu, und da stach es mich, und als ich sie aufthat, waren drei Dornen drinnen. Meine Hand blutete und seitdem —"

"Sahen die gegenwärtigen Personen etwas davon?" fragte der Polizeilieutenant. Der Bailli fiel ein:

"Hörten Sie sie schreien?"

"Mich dünkt, wir müßten zuerst fragen, an was die Jungfrau in dem Augenblick als die Bezauberung eintrat, dachte, sagte Mignon rasch. Dachten Sie an einen leblosen Gegenstand, oder an einen lebendigen? Wenn es ein lebendiger war, an ein Thier oder an einen Menschen? Und wenn ein Mensch, war es ein Weib oder ein Mann? Wir fordern Wahrheit von Ihnen, hochwürdigste Mutter, beim Bilde des Gekreuzigten, an wen dachten Sie?"

Die Priorin schauderte zusammen, und öffnete den Mund. Aber die andre Besessene verfiel aufs Neue in Convulsionen. Der Beichtvater hob das Ciboire in die Höhe und sprach mit feierlicher Stimme:

„In nomine Dei, dic: an was dachte die züchtige Jungfrau?“

„Ich dachte an ihn — den —

In dem Augenblicke, wo Aller Augen auf den bebenden Lippen der Priorin hafteten, störte sie ein heftiges Geräusch, das wie vom Himmel kam. Es rasselte und kreischte im Rauchfang, und ein schwarzer Körper kam herunter geschossen. Nachdem er die Asche am Heerde umhergestreut, war er in zwei Sätzen zum Schrecken Aller auf den Betthimmel gesprungen. Hier blieb er ruhig sitzen und seine feurigen Augen glühten auf die Anwesenden herab. Es war nur ein Gedanke, daß dies, obgleich sichtlich ein Kater, ein böser Geist sei, den die Hölle in dem Augenblick herabgeschickt, um das Geständniß der Nonne, von dem so viel abhing, zu verhindern. Einige kreuzten sich, andere murmelten Gebete. Aber ein Schreiber

war an der Wand sacht hinaufgestiegen, hatte die Katze am Fuß gegriffen und sie heruntergezogen. Während zwei beherzte Männer sie auf dem Bette der Priorin festhielten, griff ein Karmelitermönch sie mit einer der kräftigsten Beschwörungen an, denen der böse Geist bis jetzt noch immer gewichen war. Die Katze rührte sich nicht, sie schien ganz behaglich da zu liegen, wo sie schon öfters gelegen, und statt die Augen wild zu rollen, spielte sie mit der Pfote, knurrte und spann. Ueber das Gesicht der Priorin flog ein Lächeln, das sich bei mehreren verbreitete, als sie unter dem Exorcismus wieder zur Besinnung gekommen waren. Denn sie erkannten in dem bösen Geiste die friedliche alte Hauskatze des Klosters. Marie Aubin, die zugegen war, nahm das Thier auf ihren Arm, und streichelte es. „Murr ist viel zu gescheit; in den fährt kein böser Geist.“

Diesmal schloß die Beschwörungsscene mit einem kaum zurückgehaltenen Gelächter. Die Karmeliter verbrannten zwar noch feierlich einen Strauß verwelkter Rosen, als aber auch diese kein Geknister und keinen Gestank von sich gaben, so schien

auch Mignon in Zweifel, ob der böse Feind darin gesessen; denn ohne Gestank ist kein Teufel.

Es war ein stürmischer, unfreundlicher Herbst des Jahres 1632. In die engen Gassen der alten Stadt Loudun blickte selten das Licht der Sonne; die Wolken zogen in allerhand schreckhaften Bildungen, von den Winden gepeitscht über die Giebelhäuser. Nie hatten die verrosteten Wetterhähne so gekräht als in den langen Nächten der Tages- und Nachtgleiche; nie die Drachentraufen mit so furchtbarem Getös Wasserschwälle ausgespieen. Die Furchtsamen hörten überall Geisterstimmen, in den Kellern und auf den Böden und sahen Gespenster in der Luft und in den Winkeln. Auch hatte nie ein Winter in dem geselligen Loudun so unfreundlich und ungastlich angefangen. Zu den vielen Zwistigkeiten zwischen Katholiken und Hugenotten, den Anhängern dieser und jener Parthei, dieses und jenes Geistlichen, kam noch eine neue Partheiung zwischen der Geistlichkeit und der bürger-

lichen Obrigkeit, über die Art und Weise, wie der scandalöse Prozeß über die Besessenen geführt werden solle. Jene, deren Seele Mignon geworden, stützte sich auf die Gunst des Bischofs, diese, den Bailli an ihrer Spitze, hatten den größeren Theil der unbefangenen Bürgerschaft auf ihrer Seite. Der Bailli, der Polizei- und Criminallieutenant und die Beisitzer des Voigteigerichts waren geachtete Männer, von ernster und gemäßigter Sinnesart; denn Richelieus Politik wollte keine Fanatiker in einer Stadt, die zum Asyl so vieler angesehenen und reichen Familien der Reformirten bestimmt war. Aber nicht weniger mächtige Gegner standen auf der andern Seite. Barots und Duthibauts Anhänger verstärkten sich durch die ganze bischöfliche Parthei, die immer entschiedener auftrat, seit man die Willensmeinung des Oberhauptes durch das Miterscheinen seines Vertrauten, des Pfarrer Granger, zu kennen glaubte. Auch durch den Zutritt mehrerer Edelleute vom Lande gewann sie an Ansehn und Stärke.

Und was konnte für eine Provinzialstadt Furchtbareres sich ereignen, als daß der anerkannt erste

Geistliche, ein berühmter Kanzelredner, den die Frauen vergötterten, den die Männer mit Bewunderung oder Neid anhörten, der Schaaren von Andächtigen oder Neugierigen nach Loudun zog, des entsetzlichsten Verbrechens angeklagt wurde, welches die Zeit kannte. Ein katholischer Geistlicher, nicht von den Gegnern seiner Kirche, sondern er, der eifrigste Prediger gegen den Irrwahn der Reformirten, ein Zögling und der Stolz der Jesuiten, von seinen Amtsgenossen; und unter den Augen der Tausende von Reformirten, denen dieses Aergerniß, diese Zerwürfnisse in einer Kirche, welche ununterbrochen an ihrem Untergange arbeitete, eine Freude sein mußten!

Ein düsteres Schweigen, beobachtende Blicke herrschten in allen Zusammenkünften, man flüsterte nur in den Winkeln und prüfte die noch nicht gesprochen hatten, bis die Partheien gesondert waren. Dann ward es in den Kreisen, welche an die Besessenheit und Urbans Schuld glaubten, zum Verbrechen, auch nur dem Zweifel Raum zu geben. Denn, wenn die Beschuldigung falsch war, fiel sie auf die unglücklichen Mädchen, die Klosterjungfrauen

zurück. Sie waren eines eben so entsetzlichen Verbrechens angeklagt, eines Verbrechens, das mit dem Scheiterhaufen endete. Man wußte geschickt den Namen des gefürchteten Laubardemont einzuverweben, dessen angedrohter Besuch sich zwar noch verzögerte, aber sein wilder Sohn war angekommen, als Bürgschaft dafür, daß sein Vater ihm folgen werde. Andere meinten freilich, es sei nur eine ehrenvolle Verbannung, die ihm der Vater zudictirt, um ihn vor neuen Uebelthaten in Paris zu bewahren. Die Lebenslustigen ertrugen nicht diesen Zustand peinlicher Verstimmtheit; mehre Adlige zogen zu der ungewohnten Jahreszeit aufs Land, auf ihre Güter, Andere gingen nach Paris.

Aber die Zahl der Gläubigen war doch vielleicht noch die geringere. Es lebten zu viele Protestanten in Loudun, auch mehre heimliche. Der Geist des Zweifels hatte auch in den katholischen Familien seinen Sitz aufgeschlagen; bei den wenigsten gab er sich freilich als Unglauben an die Möglichkeit von Besessenheiten kund; desto unverholener aber als Spott über die Art, wie die Dämonen sich äußerten. In der Unterhaltung, auch schon in

Bonmots, in Satiren und Pasquillen sprach sich die unüberwindliche Spottlust aus, eine uralte Macht in Frankreich, gegen welche selbst Richelieu, der Ueberwinder aller seiner Feinde, trotz seiner Bastille, ja trotz seines Goldes, nichts ausrichtete.

Die Beschwörungen hatten indessen ihren Fortgang; ihren regelmäßigen kann man nicht sagen, denn Mignon und der Karmeliterprior exorcisirten gegen den Befehl des Bailli, ohne Zuziehung der Obrigkeit. Im Anfange entschuldigten sie sich: daß man nicht warten dürfe, wo es gelte, die Macht des Bösen austreiben, bis die Menschen es erlaubten. Später wurden sie dreister. Sie bestellten, um dem Buchstaben der Verordnung nachzukommen, den Bailli und die andern Beamten auf einen bestimmten Tag. Aber wenn sie kamen, hieß es entweder, der Teufel wolle sich noch nicht zeigen, oder die Nonnen wären noch in der Communion. Man wollte sie eines Tages nicht einmal ins Kloster lassen, sondern führte sie in eine gegenüberliegende Schenkstube. Als sie sich dies gefallen ließen, hieß es plötzlich, der Prior habe inzwischen den Exorcismus verrichtet und man er-

zählte ihnen von den erstaunlichen Dingen, welche dabei vorgefallen wären.

Der Bailli gerieth in Zorn. Er erklärte, er sei erstaunt, wie sie sich unterfangen können, die Obrigkeit in corpore eine Stunde warten zu lassen, und gerade während der Zeit heimliche Beschwörungen vorzunehmen! Da Urban Grandier jetzt öffentlich der Zauberei beschuldigt sei, wäre es ihre erste Pflicht gewesen, auch ohne den Befehl, nicht das geringste auf andere Art vorzunehmen, als unter den Augen der Obrigkeit und des Publicums, ohne sich des schändlichsten Betruges verdächtig zu machen.

Mignon zuckte die Achseln; der Karmeliterprior aber erklärte mit geistlichem Stolze: sein Obrer sei nicht der, welcher in der Stadt gebiete, sondern sein Bischof, der ihm befohlen die Nonnen zu beschwören. Was Gott befehle, da könne kein Mensch ihn hindern.

Die Verhandlungen über diesen Streit beeinträchtigten beinahe die Aufmerksamkeit auf den eigentlichen Gegenstand des Prozesses. Mit gleichem Eifer, nur auf der einen Seite mit mehr

Schlauheit, auf der andern mit mehr Entschlossenheit und Hartnäckigkeit, bekämpften sich beide Theile. Auch unter den obrigkeitlichen Personen waren mehre, die an die Bezauberung und die Schuld des bezüchtigten Priesters glaubten; aber im Interesse ihres Standes verfochten sie die Rechte desselben gegen die Geistlichen, unter denen wiederum einer oder der andere von Urbans Schuldlosigkeit überzeugt sein mochte, ohne um deshalb den Gerechtsamen des Clerus, bei Beschwörungen nach eigenem Gutdünken zu verfahren, etwas vergeben zu wollen. So gewährte auch dieser Streit nur ein Bild der gährenden Verhältnisse eines großen Gemeinwesens, wo viele von Alters Berechtigte noch nach der Stelle suchten, die sie in dem neu erwachsenden Staate einnehmen sollten. Richelieus Gedanken, damals in den höchsten Regionen der Politik beschäftigt, fanden für diese kleinen Dinge noch keine Muße.

So erfolgten Befehle, Verweigerungen, Protestationen und Appellationen; aber jeder Theil that nur, was er Lust und was er Kraft hatte durchzusetzen. Der Bailli untersagte das Exorci-

siren ohne Beisein der Gerichte; die Geistlichen exorcisirten aber fort, und beriefen die Obrigkeit nur, wenn es ihnen gut dünkte. Der Bailli verordnete, auf Antrag des Angeklagten, daß die vorgeblich Besessenen aus dem Kloster genommen, jede bei einer sicheren Bürgersfrau untergebracht und dort von obrigkeitlich bestellten Frauen bewacht, von zuverlässigen Aerzten beobachtet und von anderen Geistlichen beschworen werden sollten. Jede Communication mit den andern Nonnen, ihren Familien und den bisherigen Exorcisten sollte, um die Wahrheit zu ermitteln, verhindert werden. Dagegen ließ man die vornehmsten Besessenen, die Priorin selbst, protestiren, indem sie sich auf ihr Gelübde berief, und erklärte, nun und nimmermehr in den Bruch ihrer Clausur zu willigen, noch daß sie oder eine ihrer Nonnen aus dem Kloster in ein Bürgerhaus geschafft und ihre geweihten Personen unter die Obhut Weltlicher gestellt würden. Die Obrigkeit hatte keine Macht ihre Befehle durchzusetzen. Auch von dieser Seite erkannte man, wenigstens stillschweigend, die Autorität des Bischofs im vorliegenden Falle an; wenn aber der

Angeschuldigte sich auf ihn berief, verwies der Bischof die Sache an die ordentlichen Behörden zurück. Ward von den letzteren eine Berufung auf das Parlament angedroht, so erhob der ganze Clerus seine Stimme, daß diese rein geistliche Angelegenheit nicht vor das Parlament gehöre. Die Ungewißheit, in welchem Lichte der große Staatsmann, der seine Schultern auf Frankreichs Thron lehnte, die Sache betrachten könne, ließ beide Partheien es noch nicht zum Aeußersten treiben.

Die große Hauptfrage: waren die Nonnen wirklich von Teufeln besessen, und war der Pfarrer Urban der Zauberer, welcher sie ihnen in den Leib gejagt? wurde zwar durch die fortgesetzten Beschwörungen auf das bestimmteste bejaht; aber es trug sich dabei Mancherlei zu, was auch die Muthigsten und die Zuversichtlichsten bedenklich machte. Zwar wiederholten die Priorin und die Schwester Clara in den Stunden ihrer Besessenheit ihre erste Aussage, und in jeder folgenden Sitzung mit immer mehr Bestimmtheit. Sie bekamen Krämpfe, wenn nur der Name Grandier genannt wurde. Zu andern Zeiten riefen sie ihn selbst mit einem teuf-

lischen Gelächter. Auch suchten die gewissenhaften Exorcisten keiner Zweideutigkeit Spielraum zu lassen. Als die Priorin auf die Frage: Welcher Magier überbrachte Dir das Bundeszeichen? den Namen Urban geantwortet, frug der Beschwörer weiter: „Quis Urbanus? Est ne Urbanus papa?“ Welcher Urban? War es nicht vielleicht der Papst Urban; denn Urban VIII. saß damals in Rom auf dem päpstlichen Stuhle. Aber der Teufel im Leibe der Nonne antwortete deutlich „Grandier!“ Auf die weitere Frage: „Welchem Stande gehört er an?“ folgte die Antwort curatus; wobei nur der Fehler vorging, daß der Teufel aus dem französischen Worte curé, Pfarrer, ein lateinisches machte, welches in den oberweltlichen Lexicis nicht vorkommt. Noch bestimmter antwortete er auf die fortgesetzte Frage: „cuias est ille magus?“ Woher ist dieser Zauberer gebürtig? „Cenomanensis,“ aus Mons. „Cuius dioecesis?“ Aus welchem Sprengel? — „Pictaviensis.“ Aus Poitiers. Aber als man ihn fragte: sub quo episcopo ille Grandier tonsuram accepisset? Unter welchem Bischof dieser Grandier

die Tonsur erhalten hätte, antwortete der Teufel treuherzig: „Nescio.“ Ich weiß es nicht.

Daß der Teufel in einem Punkte unwissend war, konnte der Verherrlichung des Namens Gottes, auf welche es die Exorcisten abgesehen, natürlich keinen Abbruch thun. Aber der Teufel zeigte sich auch in andern Punkten nicht allein unwissend, sondern auch ungeschickt, was doch einige Bedenken erregte. Wie oft nämlich auch der Karmeliter und Mignon versprochen hatte, das nächste Mal, an dem und dem Tage, würden sie bestimmt die bösen Geister austreiben, so kam immer etwas dazwischen, und sie wollten nicht ausfahren. Der Bailli verlangte, die Teufel sollten, statt lateinisch, auch ein Mal griechisch antworten. Aber die Geistlichen erklärten, daß der Teufel nicht gezwungen werden könne, in einer Sprache zu reden, die ihm nicht geläufig sei. Hierüber entstand ein lebhafter Wortwechsel. Der Bailli behauptete: nach dem Ritual müsse ein echter Teufel das Vermögen besitzen, fremde Sprachen zu reden, und Dinge, die in den entferntesten Ländern vorgingen, im Augenblick, wo sie sich begäben, anzei-

gen. Dies sei noch immer das untrüglichste Merkzeichen einer wirklichen Besessenheit gewesen.

„Ohne Zweifel," sagte Mignon. „Aber wie es schon schwer hält mit den vernünftigsten Vorstellungen einen eigensinnigen Menschen zu bewegen, im Interesse der Wahrheit und zu seinem eigenen Vortheil zu sprechen, um wie viel mehr einen Geist, der mit allen Grillen und Tücken der Hölle gegen uns ankämpft."

„Aber da so viele Zweifel," entgegnete der Bailli, „im Publicum sind, wegen der allgemein bekannten und bequemen lateinischen Sprache, so würde man es für ein noch sichreres Zeichen annehmen, wenn der Teufel sich bewegen ließe, in irgend einer andern Sprache zu antworten. Er, der in allen Ländern sein Reich zu vergrößern trachtet, muß doch auch die modernen Sprachen kennen."

„Wer bestreitet es!"

„So kann er gewiß auch schottisch!" rief eine wohlbekannte Stimme, die man in diesen Versammlungen noch nicht gehört hatte. Es war der Professor Marcus Duncan, den die wunderbare Geschichte wieder aus Saumur zum Besuch nach

Loudun gelockt hatte. „Sie glauben nicht, meine Herren, was der Teufel in meinem Vaterlande wirthschaftet! Da ist kein altes Schloß, kein verfallenes Haus, ja keine Ritze in einem Steine, woraus der Wind pustet, wo nicht eine Muhme, oder eine Gevatterin von ihm sitzt. Spricht der Mensch, ich wollte sagen, der Unmensch, eine menschliche Sprache, so muß er schottisch verstehen.“

Duncan fragte laut, im Ton der Beschwörer, den er wohl verstand: „Durch aqua ist er jüngst in Dich gefahren, purissima mater! Dic nunc, sprich im Namen aller der Heiligen, welche die würdigen Väter Dir genannt, wie heißt Wasser auf Schottisch?“

„Nimia curiositas!" rief die Priorin auf. „Das ist sträflicher Vorwitz.“

„Beim allmächtigen Gott, es ist ein sträflicher Vorwitz!“ schrie nun Mignon. „Obgleich Satan die schottische Sprache so gut wie jede andere kennen wird, so gehorcht doch auch er einer andern Macht, welche ihm verbietet, auf ungebührliche Fragen eines Ungeweihten zu antworten.

Was wäre ihm sonst angenehmer, als in einer ketzerischen Sprache zu reden.«

»Doch wird er sich nicht versagen können, hebräisch zu antworten,« sagte schnell der Bailli, einem unangenehmen Wortwechsel vorzubeugen. »Es ist eine todte Sprache, die älteste unter allen; diese muß der böse Geist besser als die übrigen verstehen und geläufig reden können.«

Die Versammlung gab dem Vorschlage Beifall. Mignon senkte die Blicke. Der Exorcist sah sich gezwungen, der Besessenen die Frage zu stellen: »Wie heißt Wasser auf hebräisch?«

Sie athmete wie eine Röchelnde. Endlich glaubten Einige, während sie mit leiser Stimme etwas flüsterte, die französischen Worte zu hören: „Ah! je renie!" Ach ich widerrufe. Aber plötzlich drängte sich ein junger Karmelitermönch, der in einiger Entfernung gestanden, durch die näher Stehenden, hob beide Arme und rief: »Habt Ihr gehört! Sie rief Zaquacq. Das heißt auf hebräisch: effundi aquam, ich habe Wasser ausgeschüttet.«

Von den obrigkeitlichen Personen verstand Niemand hebräisch, und es schien auch nicht, als

legten die Geistlichen auf diese Erklärung Gewicht. Beschwörungen, welche sich um ein und denselben Punkt drehen, ermüden endlich; denn auch in der dämonischen Welt ist ein Fortschritt nöthig, wenn kein Rückschritt eintreten soll. Aber die bösen Geister blieben bei ihren früheren Antworten, und rückten nicht fort. Wie viel Geheimes, Entsetzliches mußte dem Bündniß vorangegangen sein, aber weder davon, noch von Urbans Treiben und Thun verriethen die Teufel etwas anderes, als was Jeder in Loudun wußte. Die Spötter behaupteten, um deshalb, weil Urban seit dem Anfange des Prozesses sich in strengster Abgeschlossenheit hielt, und kein Ohr und Auge eines Lauschers in seine Wohnung ließ. Nur bei gottesdienstlichen Handlungen erschien er öffentlich, unverändert in Blick und Stimme. Auch das sei des Teufels Werk, erklärten seine Feinde, aber das Publicum wollte Wunder, um zu glauben, und die Wunder blieben aus, wie auch Teufel und Exorcisten sich anstrengten.

Eines Tages überkam eine Besessene die Se-

herkraft: „Ich sehe ihn, den Verderber,“ erhob sie sich, „ich sehe ihn, meinen Herrn und Meister.“

„Wo?“ fragte der Exorcist. Die Nonne beschrieb Urban, wie er im Hausrock in seinem Zimmer sitze, vor einem großen aufgeschlagenen Buche. Der Bailli zog seine Uhr heraus, und alle Anwesende thaten dasselbe, um Stunde und Minute des Gesichtes genau zu behalten. Zugleich ward eine Commission zuverlässiger Leute abgeschickt, welche ihn aber nicht in seinem Hause fanden, wo ihn Jeder erwarten durfte. Er war vor einer Stunde auf das Schloß zum Gouverneur berufen. Erst auf seinem Rückwege begegneten ihm die Abgeordneten.

Diese und mehre andere Kränkungen widerfuhren dem Teufel nur durch die Gegenwart der Beamten. Wenn die geistlichen Herren die Beschwörungen unter sich vornahmen, erwies er sich so artig und folgsam es man von seiner Natur erwarten konnte. Die Besessenen erklärten deshalb, sie wollten durchaus nicht mehr in Anderer Gegenwart exorcisirt sein. Eine Erklärung, welche bei den betheiligten Geistlichen unbedingten Bei-

fall fand. Ja als die ganze ehrenwerthe Commission, der Bailli, der Polizei- und Criminallieutenant, der Königliche Procurator, der Lieutenant von den Voigteigerichten und zwei Actuare, die Akten unterm Arm, mit allen Zeichen ihrer Würde, eines Tages an die Klosterthür pochten, um, trotz der Protestation, einer angesetzten Beschwörung beizuwohnen, ließ man sie eine ganze Weile stehen. Endlich erschien die Jungfrau Pförtnerin an der Thür, und gab ihnen den kurzen Bescheid, man würde sie nicht einlassen. Sie wären verdächtig und hätten in der Stadt ausgesprengt, es sei mit den Besessenen nichts als Erdichtung und Betrügerei. Damit schlug sie den gerichtlichen Würdenträgern die Thür vor der Nase zu.

Der Scandal konnte füglich kaum weiter getrieben werden. Eine Behörde, die ersten Beamten der Stadt, erfuhren eine solche Beleidigung, auf offener Straße, von einem jungen Mädchen. Dennoch sollte er damit noch nicht zu Ende sein. Der Lieutenant des Voigteigerichts pochte und stürmte so heftig, bis man drinnen das Aeußerste

besorgen mußte, und Mignon und der Priester in vollem Ornate an der Thür erschienen. An der Thürschwelle erfolgte ein Wortwechsel, welcher dem Aergerniß die Krone aufsetzte. Der Bailli verlangte Einlaß, er wolle den „vorgeblichen“ Teufeln zwei Fragen vorlegen. Mignon erwiederte, er werde thun, was ihm beliebe. Der Bailli rief ihm zu, durch erdichtete Wunder reize man Gottes Zorn, aber verherrliche nicht seinen Namen, und durch betrügerische Wunder schände man die Religion und bekräftige nicht ihre Wahrheit. — Mignon schrie: „Ich bin ein unbescholtener Mann, und kenne die Pflichten eines Exorcisten. Sie aber sind vereingenommen gegen den geistlichen Stand, Sie liefen letzthin davon, als wir anfangen wollten.“ — „Er ist selbst besessen,“ rief eine Gerichtsperson. Der Bailli, ein Mann, der sich sonst zu fassen wußte, kochte diesmal über. Zornig gebot er dem Priester, er möge beschwören, so viel er Lust habe; aber wo er sich unterfinge, an die Besessenen eine Frage zu richten, die zur Verunglimpfung irgend eines Menschen gereichen könne, wes Standes oder Würden er sei, so werde

man ihn wie 'einen Störer der öffentlichen Ruhe und Aufrührer behandeln. Mignon, der nicht minder die Besonnenheit und seinen angenommenen Character vergessen hatte, knipste mit den Fingern und schrie: er hätte ihm auch nicht so viel zu befehlen, und schlug nun auch heftig die Thür zu.

Es war dieser ärgerliche Vorfall, über den einige junge Leute in einer Weinstube sich besprachen. Den wohlhabenden Bürgersöhnen, Edelleuten und jungen Aerzten schien der Streit, in welchem die zwei Stände, Geistliche und Juristen, sich in die Haare gerathen waren, eine Fundgrube des Ergötzens. Beiden gönnte man, daß sie mit ziemlich weniger Ehre davon gekommen waren. Erst nachdem man sich herzhaft ausgelacht, kam das Gespräch auf den eigentlichen Gegenstand des Streites zurück. Der Modegeist der Zeit hatte wenig mit Theorien zu schaffen; er nahm das Gegebene hin und faßte nur die gebotene Erscheinung

ins Auge. Ein junger Grammatiker gab von einer Schreibtafel alle sorgsam aufnotirten Fälle zum Besten, wo Satan sich in seinen Antworten gegen die Gesetze der Latinität und den Donat unverzeihlich versündigt hatte. Unter dem schallenden Gelächter, was die vielfachen Verwechselungen des Nominativs und des Accusativs, so wie des Genus veranlaßt hatte, blieb nur der erst später eingetretene Arzt Marcus Duncan ernsthaft.

„Ihr seid insgesammt junges Blut und begreift nicht, daß auch dem Teufel sein Respect gebührt. Dieser Mann ist kein Kind, über das man sich lustig machen darf. Er ist ein Fürst, der immer im Stillen auf Eroberungen aus ist; und wenn man bedenkt, daß er plötzlich unser legitimer Souverain sein kann, man weiß nicht wie, so gebietet die gewöhnlichste Klugheit schon, daß man auf den Fall im voraus Bedacht nimmt, und mit denjenigen Egards von ihm redet, die ein Souverain von einem loyalen Gemüthe erwarten darf. Was Euch mit Lachen erfüllt, das erfüllt mich mit Betrübniß. Das ist freilich nicht zu

leugnen, daß es mit der Latinität dieser Teufel sehr schlecht aussah, denn auf die Frage: quis enim est ille, quem adoras? mit dem Vocativ Jesu Christe! zu antworten, ist kaum einem Vocativ erlaubt! Und eben desgleichen zeigten sie sich mit Erlaubniß in andern Beziehungen als recht ungeschickte Bengel. Ich sage ungeschickt, denn ungeschliffen das ist ihre Art, die ich auch nicht grade billigen will, ein Teufel, der fein und anständig zu Werke geht, kommt leichter zum Ziel. Aber gegen eine angenommene Praxis revoltire ich nicht. Nun kann man eben so wenig fordern, daß in einem Staate alle seine Diener klug und pfiffig sein sollen; denn wir Alle waren ein Mal, ehe wir so klug wurden, als wir jetzt sind, Tironen oder Schulbengel, die mit dem Schabernack lieber zu thun hatten, als mit der Weisheit, und wir kriegten dafür ad posteriora von unsern Schulmeistern manche monita, oder argumenta ad hominem. In der Hölle, die wir uns doch als ein geordnetes Gemeinwesen denken müssen, wird es eben so zugehn. Da ist es denn wahrhaftig zu beklagen, wenn Satanas zu einem so wichtigen

Werke solche ungewaschene Jungen raufschickte, die, was man wohl sagen kann, ihm seine Arbeit verderben, was mir zu allerhand ernsthaften Conjecturen Anlaß giebt.“

Man war begierig, diese Conjecturen zu hören.

„Liegen sie nicht auf der Hand, Ihr Herren? Wir leben zwar nur in einer Provinzialstadt, aber die Sache ist denn doch von einer solchen Ernsthaftigkeit, daß uns der Höllenfürst geschicktere Arbeiter hätte schicken sollen. Also schließe ich daraus, daß er seine wissenschaftlich gebildeten Staatsmänner und routinirten Diplomaten anderwärts nöthig hat, an den Höfen und Cabinetten, wer weiß wo! Das ist eine sehr ernsthafte christliche Betrachtung, meine Freunde. Aber ich will doch Niemand gerathen haben, dem weiter nachzuspüren. Denn wo der Teufel mit voller Seele wirkt, schlägt er dem ein Bein, der ihm auf die Fährte kommt. Mancher große Staatsmann oder Fürst hat schon im Geheimen eine Alliance mit ihm geschlossen, und Gottes Name, und der Name aller Heiligen, stand oben auf geschrieben. Meint

Ihr, daß man es dem dankte, der das Siegel mit dem Pferdefuß den Leuten zeigte! Auf die Galeeren mit ihm, in die Bastillen, oder ein kleines Pülverchen in die Suppe. Denn Satan läßt nicht mit sich spaßen. Was geheim bleiben soll, dafür hat er seine Polizei.“

„Bastillen!“ rief Jemand. „Marcus Duncan, hütet Eure Zunge!“

Der Schotte sperrte den Mund auf: „Was! Ihr denkt doch nicht, daß ich an die Bastille in Paris gedacht habe! Hat man nicht in Italien und Spanien auch Bastillen? Säße ein Teufel in meinem Leibe, so könnte ich Euch auch sagen, wie die Bastille auf Schwedisch heißt. Nein, meine Herren, das kann mir wohl nicht in den Sinn kommen, auf unser geliebtes Frankreich anzuspielen. Haben wir nicht einen Cardinal zum ersten Minister! Wo kann man also vor dem Teufel sicherer sein. Bei meiner Ehre, als Edelmann und als Doctor, ich glaube, der infernalische Potentat zitterte am ganzen Leibe, wenn er mit Richelieu eine Alliance schließen sollte.“

Ein stilles Lächeln ging durch die Versamm-

lung. Jeder sah den Andern an, ob es der Andere nicht gesehen hatte.

„Eigentlich sollte der zufrieden sein, den der Teufel nur, was man sagt, en bagatel behandelt,“ fuhr der Schotte fort. „Aber wer erträgt es, wenn er sich auch nur vom Teufel zurückgesetzt sieht. Glaubt nur, Ihr Herren, die Sache ist nicht so gering, wie sie aussieht. Ein Scheiterhaufen, pah, das ist Nebensache; es ist schon Mancher verbrannt worden, und nachher hat man eingesehen, daß man ein Licht verbrannt hat, und es hat von den Flammen nur noch heller geleuchtet. Aber, meine Herren, hier handelt es sich ja um den Ruf von Menschen; was sag' ich von Menschen! Von Gelehrten. Könnte nicht in diesem Loudun eine wissenschaftliche Exorcistenschule sich austhun? Der Cardinal könnte, wie in Paris eine Academie, eine Universität stiften. An Talenten und gutem Willen fehlt es wahrhaftig nicht.“

„Aber bei solchen lumpigen Teufeln geht der Ruf der Exorcisten zum Teufel,“ fiel Jemand ein.

„Vorsichtig, Ihr Herren! Ich vermuthe viel-

mehr, daß es junge Teufel vom Stande sind. Kinder vornehmer Herren in der Hölle, die man, ehe sie ausstudirt haben, auf die Ambassade zu schicken pflegt, in Anbetracht ihrer Geburt. Nun will ich, wo die hohen Familien im Auslande bekannt sind, gegen diese löbliche Observanz nichts einwenden; was hilft es uns aber, oder vielmehr dem Höllenfürsten, daß er dumme Jungen statt Diplomaten geschickt hat! Wir wissen es nicht zu unterscheiden, und seine Ehre kommt dabei in Unehre. In der That, ich weiß kaum zu sagen, wer mir in dieser Angelegenheit am meisten leid thut, die armen, kleinen Teufel, die sich so blamiren, oder der erhabene Fürst in der Tiefe, der wahrscheinlich nur aus Rücksicht für seine Würdenträger, was man sagt recht contre coeur, die ungekämmten Laffen herauf ließ, oder endlich — und das ist freilich das aller schmerzlichste, unsere vortrefflichsten Freunde die Patres und Fratres, die ihre schwere Gelehrsamkeit solchen teuflischen Jungen an den Kopf warfen, die ihnen die Ehre nicht einmal danken, welche ihnen dadurch erwiesen wird."

„Und Urban?“ fragte Jemand.

Duncan hatte sein Glas geleert und war schon aufgestanden: „Sie meinen den Pfarrer von Saint Pierre, den ich nicht die Ehre habe näher zu kennen.“

„Halten Sie es für möglich —“ fragte der Herr von Senanges.

Duncan machte ein possirlich erschrockenes Gesicht: „Daß diese Teufelchen in den Nonnen von ihm kommen! Meine Herren, wenn dieser Mann etwelche ausschickt, dann sein Sie versichert, die sind von anderem Fleisch und Blut. Der Urbanus würde sich mit radebrechenden Stehaufmännchen begnügen! Ich sage Ihnen, er ist ein Zauberer, der, wenn er zaubern wollte, und nebenher zaubern könnte, zum wenigsten den Weibern diplomatische Teufel in den Leib jagte, die reinen Mund hielten wie ihr Meister.“

Ihr Gespräch wurde durch Lärm auf der Straße unterbrochen. Der junge Laubardemont kam zu Pferde mit mehren wilden Gesellen von der Jagd zurück. Mit klirrenden Sporen, die Peitschen in der Hand und die Hunde vorauf,

drangen sie in die Stube, ohne sich um die bereits Anwesenden zu kümmern. Laubardemont warf sich in den Ehrensessel, den Duncan eben verlassen, und schleuderte wie zur Begrüßung der Gesellschaft seinen Handschuh in die Luft, damit ihn die Hunde auffingen, was für ihn und die Seinen ein ergötzliches Schauspiel sein mochte, den Andern aber durch das Geheul und die Sprünge der Thiere wenig zum Behagen gereichte.

Der junge Mann wandte sein wüstes Gesicht zu den andern, die verstummt waren, und schien sie zu mustern.

„Man ist nicht im Weinhaus um zu schweigen, ich bitte, wenn's gefällig, fahren Sie in Ihrer Unterhaltung fort. Es sind doch keine Geheimnisse? Garcon, Wein! Die Herren sind meine Gäste! — Nicht wahr, von den Teufeleien war die Rede — Was Neues? — Denn das Alte hab' ich zum Ueberdruß. Da ist ja der Philosoph von Saumur. Ihre Meinung, Meister Duncan? Sind die Beelzebubs Marktschreier wie die Aerzte, oder weise Leute wie die hungrigen

Schotten, die mager nach Frankreich kommen und mit vollem Bauche fortziehen?"

"Gnädigster Herr, es kommt auf die Raçe an," entgegnete Duncan. "Wir unterhielten uns eben, meine Freunde und ich, über die muthmaßlichen Species, die man uns nach Loudun schickte."

"Sie sind ein Kenner in Teufeleien."

"Nur von meiner Sorte."

"Also Ketzer. Hoffentlich sind das rechtgläubige Teufel in unsern Nonnen!"

"Ohne Zweifel. Denn wir kamen überein, daß es Söhne aus großen Familien sein müssen; alle große Familien sind jetzt rechtgläubig geworden, und die Tugend der Väter geht auf die Kinder über."

"Warum von vornehmen Familien?"

"Weil die Söhne gemeiniglich zu Hause nicht viel taugen, senden die Eltern sie in die Fremde."

Die Uebrigen sahen erschrocken auf den kecken Redner, der, indem er fast demüthig vor dem jungen Edelmann stand, ihm eine sehr verständ-

liche Grobheit ins Gesicht sagte. Aber Laubardemont legte seinen bespornten Fuß auf den Polsterstuhl vor sich, obgleich in der Stube nicht so viel Sessel waren, daß Alle nur sitzen konnten, und lachte ihn an: „Woher wißt Ihr das, Meister Duncan?“

„Das ist so in der Art auf der Erde; also muthmaßlich auch in der Hölle. Und wenn man's bei Lichte besieht, ist es eine gute Art. Denn was an einem Orte nichts taugt, kann an einem andern sehr nützlich werden. Abgesehen davon, daß sie sich die tollen Hörner abreiben, was ein genereller Vortheil für die Menschheit ist, so bringen diese vollblütigen Höllenjunker Geld und Leben unter die Leute. Wovon sollten die armen Provincialstädte Nahrung haben, wenn die Hauptstädte nicht von dem, was sie überflüssig haben, abgäben! Ueberdem weiß man, daß zu gewissen speciellen Missionen junge Leute aus guten Häusern weit geschickter sind, als die gelehrtesten Diplomaten. Ich frage Jeden, wenn die Hölle einen Hugo Grotius hätte, wie würde der sich im Leibe eines jungen Mädchens zu schicken wissen.

Oder vielmehr, wie käme er hinein mit seiner Perücke und seinem schweinsledernen Folianten vom jus belli atque pacis? Die hübschen Kinder schrieen ja auf, und wenn er sich zehnmal in eine Rose verwandelte. Zu solchen mißlichen Affairen gehört Jugend. Silbersporen an den Stiefeln, wilde Locken, ein duftendes Lächeln und ein fixirender Blick, solche extraordinaire Ambassadeure schickt die höllische Diplomatie, wo sie hingehören, und verfehlt nie ihren Zweck."

Einige sahen nach ihren Degen; sie erwarteten nichts anders, als daß Laubardemont aufspringen werde, den Spötter zu züchtigen. Aber er hielt sein Kelchglas hoch und ließ es durch den Wirth von schäumendem Weine füllen.

"Dem Meister Duncan! Bringt's ihm. Ich trink's ihm zu, wie sie's in Deutschland thun, und er soll's auf meine Gesundheit leeren."

"Das ganze Glas für mich allein!"

"Was Ihr nicht trinkt, soll der Teufel in Euch schlürfen."

Duncan leerte, nachdem er das Maaß mit prüfenden Blicken betrachtet, und sich gegen den

Geber verneigt, das Glas ohne abzusetzen bis auf den letzten Tropfen.

„Gnädigster Herr," sprach er, sich gravitätisch gegen Laubardemont verneigend, mich gehorsamst für zu große Huld zu bedanken. „Wenn etwas in meinen schwachen Kräften steht, Dero Herrn Vater, dem erlauchten Staatsrath, oder Dero Frau Mutter, oder der ganzen Familie zu Diensten zu sein, so bitte über mein dankerfülltes Herz zu commandiren. Ich kann curiren von allerhand Krankheiten, im Geheimen und öffentlich, bin verschwiegen wie der Tod, und treibe, wenns verlangt wird, auch Teufel aus. Halte aber dafür, daß es am gescheitesten ist, man läßt sie, wo sie sind. Denn wo sie ein Mal saßen, kommen sie gar zu gern wieder."

Senanges warf einen verächtlichen Blick auf ihn, als der Doctor sich entfernte. Laubardemont rief ihn an der Thür zurück.

„Sie sind mein Mann. Man läßt die Teufel stecken, wo sie sind. Und bei meiner Seligkeit, wo könnte es ihnen besser gefallen als bei den hübschen Nonnen."

Der Wüstling brach in ein schallendes Gelächter aus: „Ist's nicht kostbar, Tardieu, Manosque! sich zu denken diese Mädchen mit Taubenherzen, die erschrecken wie die Sinnpflanze, wenn ein kühner Blick sie trifft, die wie ein Reh davon laufen vor einem Männertritt, und vor dem Teufel stehn sie da, wie Eva, eh' sie aus dem Paradies lief. Was! Eva konnte noch Geheimnisse haben vor der Schlange. Die jungen Teufel sitzen ja in ihnen, wie der Vogel im Nest. Was, wie der Vogel! Wie das Eichhorn im Käfigt, wie die Ratte in der Falle. Und meine schöne Cousine, das verschämte Täubchen, die einmal am Fensterkreuze hing, als ich um einen Kuß ihr nachjagte, und wollte hinausspringen. In deren zartem Leibe fünf oder sechs schwarze Schornsteinfegerjungen mit Krallen und Pferdefuß!“

Er schüttelte sich vor Gelächter, daß der Stuhl knackte: „Erklärt mirs, Doctor, wie haben die Teufelsjunker Platz? Wenn sie sich balgen und mit den Hörnern stoßen! Wahrhaftig, es wäre schade um meine hübsche Cousine, ob ich sie

schon neulich kaum wieder erkannte, wie sie das Gesicht verzerrte.«

»Das Zungenherausstrecken,« bemerkte der Arzt, »ist nach dem Ritual ein untrügliches Zeichen der Anwesenheit des Satans.«

»Bei meinem Heiligen, dann hatte meine Cousine Jeanne Belfiel von je an Liaisons mit ihm. Denn sie pflegte schon als Kind die Zunge auszustrecken, was ihre weisen Lehrerinnen für ein untrügliches Zeichen der Albernheit hielten. Mich aber hielt es nicht ab, dem hübschen Kinde bisweilen nachzusetzen, um ihm auf den niedlichen Mund einen verwandtschaftlichen Kuß zu drücken. Weil aber meine Eltern meinten, man müßte nicht zu nahe Verwandtschaft schließen, mußte das arme Wesen ins Kloster. Nun frage ich Jeden, was ist schlimmer: sechs Teufel im Leibe oder ein Cousin im Arme?«

»Herr von Laubardemont vergißt, daß dies alles in maiorem dei gloriam geschieht,« sagte Duncan. »Alle Versuchungen geschehen nur, um aus den Versuchten Heilige zu machen. Loudun wird in großen Ruf kommen.«

„Es verdient auch eine Entschädigung für die vielen Ketzer, die es herbergt."

„Man wird dereinst zu den Gräbern dieser versuchten Nonnen wallfahrten."

„Dieu de bataille! so wär es ja ein gutes Werk mit zu versuchen. Ich möchte nähere Bekanntschaft mit diesem Versucher schließen. Wie heißt doch der Mensch."

„Urban Grandier."

„Meine Freunde, wie wärs! Wir machen ihm auf der Stelle einen Besuch, und fragen ihn, wie er es anstellt, sich in so schöne Quartiere einzulogiren."

Duncan zuckte die Achseln: „Es wird Niemand seit gestern zu ihm eingelassen."

„Was!"

„Man hat ihm selbst ein Quartier gegeben, wo es ihm nicht so wohl behagt," sagte Jemand. „Herr Marescot, der Almosonier Ihrer Majestät der Königin, der gestern ankam, verwunderte sich, daß die Sequestration des Angeschuldigten nicht längst geschehen ist. Seitdem ward sie verfügt."

„Wollen wir durchbrechen, meine Freunde?“ sprach Laubardemont aufstehend. „Ich nehm's auf mich.“

„Um einen hochmüthigen Priester zu sehn? sagte Manosque. Da lohnte sich auch ein Wagestück! Wenn's noch ein schönes Mädchen wäre!“

Der Einfall des Augenblickes war im Augenblicke aufgegeben.

„Schade, daß die Hexen alt und rothäugig sind, rief Laubardemont, ich wollte zum Ritter an ihnen werden und alle befreien! — Warum trinken Sie nicht, Herr von Senanges?“

Der junge Edelmann hatte zum zweiten Male den Becher von sich gewiesen, den der Wirth auf Laubardemonts Weisung den Anwesenden voll schenkte.

„Weil ich nicht durstig bin.“

„Die Huguenottenseelen bedenken nie das Fegefeuer!“ lachte Manosque.

„Auch nicht auf eine schöne Frau, Herr von Senanges? fuhr Laubardemont fort, ihn fixirend. Auf die schönste in Loudun! Wär' ich ein Teufel, und hätte die süße Mission, in ihr zu stecken, ich

wollte ein gut Wort für Sie einlegen. Auf Treu und Glauben, Herr von Senanges, wär's nicht eine Teufelslust, ein christlich Fräulein mit einem Huguenotten verkuppeln?"

Senanges hatte die Hand am Degen. Das edle Gesicht des jungen Mannes glühte. Aber er stieß den Stahl wieder in die Scheide.

"Ein andermal, Herr von Laubardemont."

Mit einem Blick, halb Zorn, halb Verachtung, ging er, den Mantel über die Schulter werfend, an ihm vorüber und zur Thür hinaus.

Der wüste Jüngling hatte sich auf den Tisch gesetzt, und sah ihm hohnlachend nach: "Kann Einer mir sagen, warum der feine Cavalier, wenn er mit mir zu sprechen hat, es auf ein andermal verschiebt? Ich stehe Jedermann zu jeder Zeit Rede."

Duncan erhob den Zeigefinger: "Pst! Der Cardinal."

Unwillkührlich fuhren auch die Uebermüthigsten bei Erwähnung des Namens zusammen. Richelieu's Edict gegen die Zweikämpfe war in noch zu blutiger Erinnerung durch einige jüngst erfolgte Hin-

richtungen. Adel und hohe Verwandtschaften schützten nicht vor einer Handhabung des Gesetzes, wie sie nicht vorher nicht nachher mit gleicher Strenge geübt worden.

„Diese Reformirten! grinste Laubardemont mit Hohngelächter. Erst stießen sie wie die Böcke, und nun er sie geschoren und geschnitten hat, laufen sie ihm wie die Lämmer geduldig nach und lecken ihm noch die Hand, die sie züchtigte. Ich gebe ihm nicht Satisfaction.“

„Einen Fußtritt!“ sagte Manosque.

„Vorsicht! rief Tardieu. Zieh einen Panzer an, Laubardemont, wenn Du Abends allein ausgehst. Obs ein reformirt, oder ein katholisch Messer ist, durch die Rippen dringt es doch.“

Mit einem hochmüthig verächtlichen Blicke sprang Laubardemont vom Tisch: „Der!“ Er gab seinen Hunden ein Zeichen und kaum mit dem Kopfe zu den Uebrigen nickend, ging er hinaus.

In seinem Arbeitszimmer im Kloster der Ursulinerinnen saß Mignon vertieft in Gedanken, als die kleine Marie Aubin zu ihm eintrat. Sie schlich auf den Zehen, und ehe er sie bemerkt, hatte sie sich gebückt, und sah ihm lächelnd ins Gesicht:

„Es wird schon alles gut werden, Onkel Mignon.“

Er wollte sie zu sich ziehen, indem er die Hand auf ihren Nacken legte. Sie wich einen Schritt zurück.

„Das thue nicht, Onkel Mignon. Der böse Geist schleicht überall um, und Niemand weiß, wo er Einen beim Nacken faßt.“

Er biß sich in die Lippen und sah die Kleine forschend an, welche, die Arme verkreuzt, einige Schritt von ihm mit fast possirlichem Ernste stand.

„Nun, mein kleiner Geheimrath, was hast Du ausgerichtet?“

„Ja es läßt sich viel drüber sagen; aber mit einfältigen Menschen ist doch schrecklich schwer umgehen.“

„Eben in die Seelen der Einfältigen fährt Satanas am liebsten, mein Kind. Die, weiß er,

kann er ganz beherrschen. Vor Klügern, wie Du und ich, hütet er sich.“

„Das ist doch noch die Frage, Onkel Mignon; denn manchmal, wenn's um mich her so wirbelt und quikt, fängts in mir auch an zu quirlen und zu rumoren.“

„Davor bewahre Dich der Himmel und seine Heiligen!“

„Das sage ich auch. Denn wenn er mal in mir sitzt, ach Gott, das wird schrecklich sein, was ich alles aussagen werde. Das Latein ist gar nicht so schwer; ich fühl' es ordentlich schon auf der Zunge. Ich würde weit besser reden als die Priorin.“

„Heiligste Jungfrau! rief Mignon. Du tändeltest früher mit Urbans Namen, Du hast ihn mit den kleinen Mädchen gespielt, Deine Phantasie war mit Vorstellungen von seiner verführerischen Rednergabe erfüllt. Unglückseligstes Kind, wenn er schon damals böse Saat in Deine Träume—“

Sie schüttelte ruhig den Kopf: „Ach nein!“

„Wie manches Gift erst spät wirkt —“

„Nein, Onkel! daher gar nichts. Wenn ich

mal besessen werde, da hat mir Jemand anders die Geister rein geschickt.“

„Wer?“

„Ich träumte neulich, Du standst an meinem Bette und legtest mir die Hand auf die Brust. Erst warst Du ganz schwarz, und plötzlich, wie ein Räucherkerzchen, wurdest Du ganz roth, da brannte es auf meiner Brust. Ich schrie auf, und dabei wachte ich auf und Du verschwandest in Dunst. Aber ich sah noch zuletzt Deine Augen, die flimmerten ganz grünlich.“

„Unsinn!“ rief Mignon ärgerlich.

„Das sage ich auch, erwiderte Marie. Und wär's nicht schrecklich, wenn ich nun lateinisch gegen Dich aussagte, Du hättest mich verzaubert. Die Leute müßtens mir doch glauben, wenn sie das Exorcisiren ordentlich verstehen.“

„Ich untersage Dir das Alberne —“ rief der Beichtvater, indem er aufsprang. Aber er unterbrach sich schnell und setzte freundlich hinzu: „Mit dem Teufel hast Du nichts zu thun, Marie, aber der Schelm will Dir nicht aus dem Nacken. Und bei so ernsten Dingen!“

Marie hatte sich auf einen Fußschemel gekauert und hielt das Kinn in ihren beiden Händen: „Das ist wohl sehr was Ernstes, Onkel Mignon, und darüber läßt sich viel nachdenken. Denn wie ist das gekommen? Erst mochte ich Dich gar nicht, und nun hast Du mich ganz rumgekriegt. Mit rechten Dingen ist das doch nicht zugegangen.“

„Mein liebes, liebes Kind! sprach Mignon vor ihr, die Hände an die Lippen faltend. Ich bitte Dich um Aller Heiligen willen, gieb solchen Gedanken nicht Raum. Die kommen vom Teufel, gradesweges von ihm. So verführt er die Reinsten, so streut er durch Grübeleien die Saat des Mißtrauens aus. Vertrauen und Glaube helfen allein.“

„Ja, wenn nun der Urban auch so gesprochen hätte damals!“

„Der Urban, und immer der Urban! Mein Kind, habe ich Dir denn nicht gesagt, daß der Gedanke an diesen furchtbaren Menschen allein schon gefährlich ist! Seine Macht ist erschrecklich durch das lange Bündniß mit dem Bösen. Wo alle Zeugnisse schreiend gegen ihn sprechen, wo

alle Richter ihn verdammten, da noch verließ ihn Satanas nicht, da noch — o es ist entsetzlich zu denken! — hatte er Macht selbst am Hofe eines Erzbischofes! Er verblendete seine Diener, er verblendete den hohen Prälaten selbst, wer weiß durch welche Vorspiegelungen! Er ward frei gesprochen, ganz frei. Bedarf es denn danach noch eines Beweises vor den Vernünftigen!“

„Da hast Du schon Recht, Onkel Mignon. Der Urban ist ein Zauberer; und weil er ein so böser Mensch ist, und so liederlich, darum wehrt sich der Teufel so, und darum muß man ihn so hart angreifen. Aber wenn Du nun auch ein Zauberer wärst. Du würdest Dich auch wehren.“

„Seh ich denn wie ein Zauberer aus, Marie?“

„Manches Mal nicht, aber manches Mal doch. Und da denke ich denn, Du würdest uns noch viel mehr Mühe machen, als der Urban. Denn der ist nur stolz, aber Du bist pfiffig. Mit den dummen Teufeln, wie unsere hier im Kloster, wird man schon fertig, aber wenn die Teufel gar auch pfiffig werden wollen — Was siehst Du bös aus, Onkel Mignon!“

„Ich bin nicht hier, um auf Dein Geschwätz, sondern auf Deine vernünftige Rede zu hören.“

„Ach so!“ sagte Marie und schüttelte den Kopf: „'S ist nichts. — Der Teufel hat an der Eudoxia noch nicht recht angesaugt. Sie möchte wohl, aber sie fürchtet sich.“

„Wovor?“

„Das weiß sie wohl selbst nicht. Ich sagte ihr: Eudoxia, dadurch wird der böse Menlch in seiner wahren Gestalt erkannt, das Land wird von ihm befreit, und er wird vielleicht selbst zur Buße und Rückkehr zu Gott gebracht.“

„Vortrefflich. Und sie?“

„Ja sie hatte wohl recht Lust, aber dann weint sie wieder: wenns nun raus käme! Albernes Mädchen, sage ich ihr, was soll denn raus kommen?“

„Du hast ihr das doch ausgeredet?“

„Freilich, aber was hilfts! Sie ist nicht gescheiter als die Priorin, aber die weiß doch, wozu es gut ist. Die Eudoxia aber, die begreift's nie. Ich hab's ihr so vorgemacht, wie sich die Andern werfen und purzeln und die Augen verdrehn.

Anfangs machte es ihr auch Spaß und sie warf sich so schön, und der Teufel brachte auch schon recht hübsche lateinische Vocabeln vor. Aber wie sie das Bein nach der Decke rauf streckte, stieß sie mit einem Zeh an den Nagel und ritzte sich. Und mit einem Male schrie sie auf und heulte und weinte: Gott will es nicht. Sie werden uns verbrennen.“

„Dummheit!“ sagte Mignon.

„Das sagte ich auch. Warum soll denn der liebe Gott nicht wollen, daß die Bösen gestraft werden! — Dafür werden schon Andre thun, sagte sie. Ja ich mochte noch so viel reden, was das Kloster dadurch gewinnen könnte.“

„Das hättest Du nicht nöthig gehabt.“

„Man will doch das Seinige thun. Nun versuchte ich auch das, Onkel Mignon, wie Du mit der Priorin geredet hast. Wie das ein herrliches Mittel wäre, die Ketzer, die Huguenotten zu widerlegen und zu verwirren, wenn sie sähen, daß unsere allerheiligste Kirche die Mittel besitzt, die bösen Geister aus den Besessenen auszutreiben. Da würden sie sich wundern und in sich

gehen und sich taufen lassen. Ach, Gott bewahre, das schlug gar nicht an. Was gehn mich die Huguenotten an, sagte die Eudoxia!"

"Du hast sehr vorwitzig gesprochen," rief Mignon, indem er unwillig auf- und abging. "Was bei der Priorin paßte, was brauchte das die Eudoxia zu hören. Es war Unrecht von mir, daß ich einem Kinde so etwas vertraute."

Er hatte sich wieder nachsinnend in den Stuhl geworfen. Marie Aubin schien auf ihrem bescheidenen Sitze zu maulen. Sie hielt die Hände vors Gesicht.

"Das steht bei Dir, Onkel Mignon," fing sie nach einer Weile Schweigen wieder an. "Du bist ja ein gelehrter Mann und ein großer Beschwörer, was brauchst Du kleine Mädchen? Du wirst allein schon mit dem Teufel fertig werden."

Er seufzte, den Kopf im Arm, tief auf: "Es steht schlimm, sehr verdrießlich."

Marie war aufgestanden und näherte sich ihm: "Ja, Onkel Mignon, es steht schlimm, das ist schon richtig. Der böse Feind ist recht mächtig; er wird immer mächtiger. Die Priorin hat ein

gar zu schlecht Latein gesprochen, und die Schwester Clara, davon nur gar nicht zu reden! Ich habe es ihnen aber auch recht eingegeben. Ist denn Latein so schwer! Ich habe die Zeit über so viel gelernt, als die sechs bösen Geister nicht wissen; und habe mir dabei auch nicht so viel Mühe gegeben. Das fliegt Einem von selbst in den Kopf, wenn er nicht vernagelt ist. Nein, sage ich, die Schüler in Sexta wissens ja besser, und wie soll dabei ein Teufel bestehen! Die Leute auf der Gasse lachen uns ja aus. Und nun wußten sie nicht ein Mal, wie viel Huguenotten in der Stube waren. Wenns nicht besser kommt, Onkel Mignon, dann ists am gescheitesten, wir lassen die Sache gehn."

Der Canonicus konnte sich bei allem verdrießlichen Ernste des Lächelns nicht enthalten: "Du magst Recht haben," sagte er nach einer Weile. "Bekümmere sich, wer Lust hat, um die armen Besessenen. Ich habe nur Undank davon."

Das junge Mädchen sah ihn zweifelhaft an. Endlich schüttelte sie den Kopf: "Wenn Du nicht, wer hat denn Lust, sich drum zu beküm-

mern! Aber ich sage Dir, geschehen muß was. Und was Großes, was Keiner glauben kann; sonst ist es mit dem Teufel hier aus. Das wäre doch recht schrecklich, Onkel Mignon, wenn die Leute nicht mehr an den Teufel glaubten! Wie sollten sie denn gottesfürchtig werden? Die Protestanten sollen auf nicht recht viel auf ihn halten. Du liebe Welt, 's ist doch viel Elend in der Welt! Wenn ich König wäre oder Cardinal, so beföhle ichs Allen: sie müßten an den Teufel glauben."

"Es soll, es muß auch etwas geschehen," sagte Mignon. "Da Du nun einmal, liebe Marie, mein Vertrauen besitzest, und ich hoffe, daß Du es zu würdigen weißt, so wisse auch, daß wir mit Gottes Hülfe und des hochwürdigen Beichtvaters Ihrer Majestät der Königin, des Herrn Marescot, nun ans Werk schreiten wollen. Der schändliche Priester ist endlich in Arrest gebracht. Da gilt es, ihn genau beobachten, jede seiner kleinsten Handlungen und Aeußerungen —"

"Ach, das ist prächtig! Da werden unsere

dummen Teufel doch auch etwas erfahren, und sich nicht immer irren.«

»Ich vertraue sehr viel auf Deine Klugheit und Dein Geschick, mein liebes Kind. Gott hat Dich wunderbar in Deinen jungen Jahren gesegnet; ja ich kann wohl sagen, Du scheinst eine recht Erwählte von ihm zu sein.«

»Ins Kloster geh ich aber doch nicht, Onkel Mignon. Das ist gar zu langweilig.«

»Der Wege zum Himmelreich sind Viele. Welche Lust muß es Dir gewähren, welcher Stolz für Dein ganzes Leben, wenn Du Dir einst sagen kannst, daß Du es warst, welche die Macht des Teufels in dieser alten Stadt gebrochen hat. Wenn dem bösen Priester die Larve vom Gesicht gezogen wird; wenn er beschämt abtritt, aus dem Lande flieht; wenn er in sich geht, und als ein bußfertiger Sünder stirbt; vielleicht als ein Märtyrer, Heiliger! Wenn die Protestanten zittern, und erschreckt vor der Allmacht Gottes, die sich so wunderbar bewiesen hat, ihren Irrthümern abschwören und in den Schooß der Kirche zurückkehren.«

„Aber verbrannt wird Keiner.“

„Dummes Zeug!“ sagte Mignon. „Es kommt jetzt nur Alles darauf an, die garstigen Leute abzuhalten, die mit dem Stolz ihrer weltlichen Weisheit die Sache stören wollen. Marescot und die Priorin und der Bischof und Granger werden zwar Alles thun, diese lästigen Menschen fern zu halten, in deren Gegenwart die bösen Geister tückisch werden, und schlecht antworten, oder gar schweigen. Aber diese Gerichtspersonen sind unausstehlich neugierig und pochen auf ihre weltlichen Gesetze, und immer möchten sie Protocolle schreiben. Das ist eine Wuth in ihnen, wie bei den bösen Geistern, die immer toben müssen. Sie werden immer wieder Mittel finden einzudringen. Da gilt es nun sie abzuschrecken.“

„Ach ich wünschte wohl, der Teufel erschiene mal dem alten Bailli, und schüttelte ihn recht ordentlich!“ rief das Mädchen.

„Dazu kann Rath werden,“ lächelte der Canonicus. „Der Teufel soll immer geheime Dinge wissen, wie das ganz recht ist. Er weiß auch recht gut, wie es beim Bailli und beim Herrn

von Chauvet aussieht. Wenn nun eine der Besessenen auf ihre vorwitzigen Fragen ihnen Dinge sagte, von denen sie sich nichts träumen ließen, das könnte wohl das große Aufsehn machen, von dem meine liebe, verständige Marie spricht.«

Marie horchte aufmerksam zu und wiegte ihr Köpfchen, während Mignon seinen Plan ihr mit der Vertraulichkeit mittheilte, die er für angemessen hielt. Zum Schluß glänzte ihr Gesicht hell auf, sie klatschte in die Hände und drehte sich auf dem Hacken um: »Das ist schön, das ist ein guter Gedanke!« rief sie. »Da werden sie mal Mund und Nase aufsperren. Ohne Sorgen, Onkel Mignon. Den Bailli mit der Brille können sie ohnehin nicht leiden, ach Gott, und der Polizeilieutenant, was ist denn der! Dafür laß mich sorgen. Da soll der Teufel mal den Mund aufthun.«

Mignon streichelte ihre Stirn und empfahl ihr das tiefste Schweigen. Sie ward ärgerlich: »Das mußt Du mir nicht immer wieder sagen, als ob ich ein Kind wäre! Freilich weiß ich,

was wir zusammen haben, das gehört nicht auf die Gasse.«

»Aber auch nicht vor das Ohr einer noch so lieben Freundin. Auch meine Cousine Madeleine, so gut und verständig sie ist, darf nichts davon ahnen.«

Marie blickte nachdenklich nieder, und schüttelte dann den Kopf: »Nein, die auch nicht.«

»Um so weniger jetzt, wo sie, sehr zu meinem Mißfallen, den jungen Senanges mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt.«

»Ja, Onkel Mignon,« sagte Marie, »das hat mir auch schon manches Kopfbrechen gemacht. Hübsch ist er, auch recht gut, aber nicht besonders klug. Madeleine muß einen sehr klugen Mann haben.«

»Er ist ein Huguenot.«

»Schrecklich! Aber es thäte doch nichts. Wenn man nur die Huguenotten ordentlich zu ziehen weiß. Wenn man mit den Teufeln umgehn muß, warum nicht auch mit den Reformirten.«

„Wer sie von dem Gedanken abbrächte, dem würde ich recht sehr dankbar sein.“

„Vielleicht bekehrt sie ihn.“

„Der läßt sich nicht bekehren. Sein Gesicht ist ein langer Psalm.“

Marie ward wieder nachdenklich: „Neulich reichte sie ihm eine Rose, die er auf sein Latz steckte.“

Mignon lächelte: „Das ist kein Zauberpakt.“

„Nein, das sollte es auch nicht sein. Aber der Herr von Laubardemont, nicht wahr, der stand daneben?“

„Was meinst Du damit?“

„Der sah sehr bös aus. Er schoß einen fürchterlichen Blick und sie wurde ganz roth. Ich habs, Onkel Mignon, ich habs.“

Sie klatschte wieder in die Hände, und drehte sich lustig in vielen Kreisen umher.

„O ich kenne Madeleinen! Die wird solchen stillen Menschen — nein, Onkel, nein! Das war nur Verstellung. O Madeleine kann sich auch verstellen. Wenn die mal besessen wird, die

wird lateinisch sprechen und griechisch auch. Da werden wir erstaunen, wenn sie sich verdreht und die Arme schwenkt!"

"Thöriges Kind, was verredest Du meine Cousine?"

"Nein, ich verrede sie nicht; aber ich kenne sie. Die nimmt ihn nicht. Das ist Alles nur gemacht, von wegen des Laubardemont. Den mag sie nicht, wenn sie auch freundlich gegen ihn ist. Und darum thut sie, als wenn sie dem Senanges gut wäre. Denn, lieber Gott, sie ist schon fünfundzwanzig Jahr und hat noch keinen Liebhaber. Was sollen denn die Leute davon denken! Wenn ich so alt würde, da ginge ich doch aus Verzweiflung ins Kloster. — Ja sie hat zu lange gewählt. Das ist nicht gut. Man kann wählen, man muß aber auch zugreifen, sonst bleibt man sitzen. Nun schämt sie sich. Den Laubardemont mag sie nicht; sie fürchtet sich vor ihm. Darum verstellt sie sich, denn sie muß doch einen Grund angeben, warum sie ihn nicht will. Gewiß, Onkel Mignon, da brauchen wir uns nicht zu fürchten, daß wir in die Huguenotten

hinein heirathen. Der Herr von Senanges ist nur eine Puppe.«

Mit immer heitrerem Gesichte hatte Mignon zugehört. Er schien von den Gründen der kleinen Rednerin überzeugt und beruhigt, und seine Gedanken gingen auf Gegenstände über, welche seine Aufmerksamkeit in ernstern Anspruch nahmen.

Die ganze Stadt Loudun war abermals in einer nicht geringen Aufregung von einem Auftritte, welcher bei einer letzten Beschwörungsscene sich ereignet hatte. Ein Anwesender hatte an die Besessene die Frage gestellt: ob sie jedem der Gegenwärtigen seine geheimen Sünden ins Gesicht sagen könne? Sie hatte ja! geantwortet, und entweder stand zufällig der Polizeilieutenant ihr zunächst, oder durch ein geschicktes Manövre wurde ihre Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Genug der Teufel in ihr schrie auf: »Ich kenne Dich, Louis Chauvet. So standest Du nicht an

jenem Freitag, als Du den Boten des Grafen von Soissons an den Herzog von Montmorenci in Deiner Erkerstube verbargst. Du liehst ihm Deinen Mantel und Deinen Federhut, und schafftest ihm ein Pferd. So kam er aus der Stadtmauer zu den Rebellen — Soll ich Dir weiter erzählen, wie Du der Königin Mutter, Maria von Medici —"

Hier wurde sie unterbrochen. Der Vorfall gehörte einer längst vergangenen Geschichte an, und es bedurfte keines besondern Scharfblicks des Teufels, wenn er etwas aussagte, wovon Viele in Loudun wußten, ja was ein Mal nicht viel weniger gewesen war, als ein öffentliches Stadtgeheimniß. Hatte der Polizeilieutenant damals etwas gewagt, was ihm Richelieu's Gunst entziehen können, so war darüber längst Gras gewachsen, und in den vielgestaltigen Partheikriegen im Innern Frankreichs hatten die Personen so oft ihre Stellung gewechselt, und das Neue verzehrte dermaßen das Alte, daß auf eine geringfügige Entdeckung der Art nicht viel ankam. Aber die Besessene konnte vielleicht mehr aussagen. Louis

Chauvet verfärbte sich und wurde sichtlich verstört, als der Bailli mit entschiedener Miene dazwischen trat, und dem Exorcisten das weitere Fragen untersagte.

„Mit welchem Rechte?“ fragte Mignon. „Ist das eine gerechte Beschwörung, wo man dem Dämon nur das gestattet auszusagen, was der Obrigkeit gefällt?“

„Mit dem Rechte,“ entgegnete der Bailli, „welches der weltlichen Obrigkeit gebietet, über den guten Ruf der Bürger zu wachen. Denn Ihrem Dämon kann es einfallen, jedem Ehrenmanne Gesinnungen und Handlungen beizumessen, die ihm in den Kopf kommen. Der Dämon braucht nicht zu beweisen, und der rechtlichste Mann kann auf seine Angabe in den schlimmsten Verdacht gerathen. Der Lästersucht des Pöbels sollen diese Exorcismen nicht neue Nahrung geben, wenigstens nicht so lange ich Bailli dieser Landschaft bin. Um deshalb untersage ich Ihnen, förmlich und feierlich hierdurch im Namen des Gesetzes und des Königs an diese unglücklichen Weibsbilder, in meiner, oder ohne meine Gegenwart, Fragen

zu thun, die irgend eine lebendige Person, weß Standes, Würden und woher sie sei, betreffen, ohne die, um welche es sich handelt.«

Vergebens verlangte der Polizeilieutenant, welcher sich wieder ermannt hatte, man solle die Besessene nur weiter nach seinen Sünden ausfragen; er fürchte sich nicht vor dem, was sie an den Tag bringen werde. Der Bailli untersagte es, und die Gerichtspersonen entfernten sich auf seinen Befehl.

Mignon wandte sich mit einer betrübt heiligen Miene zum Beichtvater der Königin: »Bedarf es noch mehr! Liefern uns unsere Gegner nicht selbst die Klage in die Hand? Ist es möglich, nach den Gesetzen der Kirche vorschriftsmäßig weiter zu verfahren, wenn die Obrigkeit selbst, die wir die von Gott eingesetzte nennen, uns so die Hände bindet.«

„Iudicia iniqua!" stöhnte die Besessene.

»Das muß der Teufel selbst rufen!« fuhr Mignon fort. »Unsere einzige Hoffnung ist auf den frommen, erleuchteten Sinn unseres Bischofs

gesetzt. Berichten Sie ihm, würdigster Herr, wie man unsre Hände band."

"Ich werde es!" sprach Marescot, seinen Hut ergreifend. "Ich gehe über Poitiers nach Paris. Auch der Hof meiner Königin, die sich sehr für diese Angelegenheit interessirt, soll von den Gräueln erfahren, d.e mich in tiefster Seele schaudern machen."

Urbans Freunde fürchteten für ihn nach diesem Ereigniß. Ihre Furcht schien nur allzu gerechtfertigt, als nach einigen Tagen der Bischof eine Commission aus Poitiers sandte, mit dem Auftrage, die Untersuchung gegen Urban in Verbindung mit den bisherigen Exorcisten, dem Canonicus Mignon und den bekannten Karmelitern fortzusetzen. Die Commissarien, der Dechant von Champigny und der Dechant von Touars, waren nahe Verwandte von Urbans bekannten Feinden, und ihre erste Handlung war, seine Sequestration

in noch strengere Haft zu verwandeln. Was konnte man also für den Angeklagten erwarten!

Es waren die besten Anstalten getroffen, jetzt die Beschwörungen in aller Ruhe und Gemächlichkeit und ohne lästige Aufpasser und Widersprecher fortzusetzen, und Urbans wenige thätige Freunde überlegten, mit mehr Besorgniß als Hoffnung, welche Mittel ihnen blieben, um die Sache vor den König oder den Cardinal nach Paris zu bringen, als unerwartet der Herr von Escoubleau de Sourdis, der Erzbischof von Bordeaux, in seiner Abtei bei Loudun eintraf. Man hatte ihn nicht erwartet, da er, mit dem Befehl über die französische Flotte in der Bai von Biscaya beauftragt, wie man meinte, jetzt zur See war.

Mignon erblaßte, als er die Nachricht bekam, daß der Leibarzt des Prälaten in das Ursulinerkloster geschickt sei, um die convulsivischen Bewegungen der Besessenen zu beobachten. Am nächsten Abende kamen die Verbündeten in der Stille zusammen, und als der Arzt am Morgen an die Klosterpforte pochte, erhielt er zu seiner und Aller Verwunderung die trostvolle Nachricht, daß die

Gewalt des Teufels plötzlich ein Ende genommen hätte. Die Nonnen waren wunderbarer Weise in einer einzigen Nacht von den höllischen Geistern verlassen worden. Der Arzt fand die Besessenen ruhig, zufrieden, ohne die geringste Spur von Convulsionen, und kaum schienen sie sich zu erinnern, daß etwas Außerordentliches sich mit ihnen ereignet hatte.

Die Untersuchung, welche der Erzbischof anstellen ließ, war sehr kurz; desto umständlicher war die Ordonanz, welche er am 27sten December 1633 erließ. Sie ließ sich wenig auf die vergangenen Vorfälle ein, setzte aber das Verfahren auf das Genaueste fest, welches in Zukunft für den Fall, daß die bösen Geister sich abermals zeigen würden, beobachtet werden solle.

Darin ward verordnet, daß die Beschwörungen, statt von den bisherigen Exorcisten, umschichtig von zwei namhaften Jesuitenpatres, die aber in Loudun keinen Anhang und Freunde hatten, vorzunehmen wären. Die Besessenen sollten aus dem Kloster in ein besonders für sie zu miethendes Haus gebracht werden, abgeschlossen von aller

Gesellschaft und unter der Obhut einer unverdächtigen, vom Teufel noch nicht angefochtenen Nonne. Zwei bis drei der geschicktesten katholischen Aerzte sollten sie beobachten, ihnen nur die von ihnen selbst bereitete Arzenei und gesunde Speisen geben, und die genaueste Untersuchung anstellen, ob die angebliche Besessenheit nicht in der Phantasie, in dickem Blute und schlechten Säften, oder gar in Bosheit und Betrug ihren Grund habe. Im letztern Falle wären Drohungen, oder nach Befinden auch eine Disciplin anzuwenden, um der Cabale auf die Spur zu kommen.

Erst wenn man untrügliche Merkmale einer wirklichen Besessenheit fände, solle man zum Exorcismus schreiten! Dahin ward gezählt, wenn die Besessenen Sachen aussagen könnten, die ein Exorcist dem andern heimlich ins Ohr flüstere. Ferner, wenn sie Dinge anzeigen könnten, die sich in derselben Minute, da man mit ihnen redete, an verschiedenen entfernten und unverdächtigen Orten zugetragen hätten. Ferner: wenn sie ein Gespräch von acht bis zehn richtig zusammengesetzten und verbundenen Worten, in verschiedenen Sprachen,

in denen sie niemals unterrichtet worden, halten könnten. Endlich, wenn sie, nachdem man ihnen Hände und Füße gebunden, und sie auf eine Matratze gelegt worden und Jeder sich um sie herum entfernt hätte, im Stande wären, sich mit dem ganzen Körper frei, ohne sich irgendwo anzustemmen, in die Luft zu heben, und eine geraume Zeit dort sich schwebend zu erhalten. Alsdann solle man beim Exorcismus alle mögliche Versuche anstellen, ein sichtbares und unverdächtiges Zeichen von dem Ausfahren des Teufels zu erlangen. Uebrigens solle, außer den Ernannten, sich kein Priester bei Strafe des Bannes unterstehen, in diese Sache sich zu mischen, mit den Besessenen zu reden, oder sie nur anzurühren. Damit aber auch den Ungläubigen und Freigeistern der Mund gestopft werde, solle der Bailli und der Criminallieutenant zu allen Beschwörungen zugezogen und unter ihrer Aufsicht das Protocoll geführt werden.

An demselben Tage, an welchem diese Ordonanz erschien, wurde Urban Grandier aus seiner Haft entlassen und zum Erzbischofe geführt. Herr von Escoubleau, ein noch rüstiger Mann trotz seinen weißen Haaren, und mit hellen lebhaften Augen in einem klugen Gesichte, das von früheren Leidenschaften und auch jetzt noch von heftigen Bewegungen sprach, empfing ihn in seiner Arbeitsstube, ohne den fürstlichen Apparat, den er sonst um sich bei Audienzen liebte.

Sie waren allein auf des Prälaten Willen, der, das Gesicht in der Hand gestützt, den eingetretenen Priester lange forschend, und wie es den Anschein hatte, mit wachsender Verwunderung anschaute. Urban stand, nachdem er sich tief verneigt, grad aufrecht, ohne die Lippen zu bewegen; die glänzenden Augen fest auf den Erzbischof gerichtet.

Plötzlich sprang dieser auf: „Sind Sie der Teufel, oder was sind Sie?“

„Ich nahe mit den innigsten Gefühlen des Dankes dem erhabenen —“

„Davon ein ander Mal,“ unterbrach ihn der

Prälat. „Ich sah Sie schon sonst, es ist lange her; aber jetzt glaubte ich Sie anders zu sehen.“

Urban, statt sich zu beugen, richtete sich auf. Er meinte, der Prälat fordere, daß er demüthiger vor ihm auftrete. Herr von Escoubleau schien seine Gedanken zu lesen.

„Nichts davon! Ich meinte, wen sie so gezwickt und gezwackt — aus dem Gefängniß sah ich noch immer verkümmerte Jammergestalten schleichen, verbissenen Grimm in den matten Augen. Sie aber sehen wie ein Triumphator aus, Ihre Augen glänzen. Ist das ein Stück Hölle, oder Märtyrglorie, aus dem Himmel gestohlen?“

„Wem kann ich die Entscheidung vertrauensvoller überlassen, als dem hellen Geiste meines Erzbischofs.“

„Ich hasse diese Höllengeschichten. Wir haben der Teufeleien und schlechten Gesindels genug auf Erden, daß die infernalischen Puissancen zu Hause bleiben können. Was mußte das noch, und grade jetzt aufgeregt werden! Es ist mir sehr verdrießlich, es kommt mir äußerst ungelegen. Sie würden in mir, statt einen Gönner, einen

Feind finden, einen unerbittlichen Feind, Herr Grandier, erführe ich, daß Sie die geringste Schuld tragen. Jetzt, wo wir kaum diese hochmüthigen, eitlen, selbstgefälligen Huguenotten niedergeschmettert haben, wo der Cardinal, mein erhabener Freund, alle Hände voll zu thun hat, den Daumen auf den Nacken der großen Herren, da Front zu machen gegen die Prinzen von Geblüt, da gegen die Intriguen der alten Königin Mutter, gegen die Gemahlin des Königs, gegen die Feinde von außen, gegen das Haus Habsburg, da solche unnütze Stänkereien anzufangen! Vertheidigen Sie sich"

"Mein Erzbischof!" hub Urban mit einer tiefbewegten Stimme an. "Ich bin ein Mensch. Ich habe kein Verbrechen begangen; aber Schwächen habe ich. Will mein gnädiger Oberherr meiner Beichte das Ohr leihen?"

"Dazu bin ich nicht hier. Wenn die Kirche für alle diese Schwächen ihrer Dieaer ihr Ohr leihen wollte, hätte sie viel zu thun. Diese Schwächen machen Sie mit Ihrem Gewissen ab. Zu Verbrechen werden sie erst, wenn sie zum öf-

fentlichen Aergerniß kommen; und ich hoffe, Herr Grandier, daß Sie dies Verbrechen nicht begangen haben. — Still! Ich weiß es. Sie haben sich während beider Untersuchungen klug und standhaft benommen; darum schätze ich Sie. Die Kirche ist nicht von Gott auf die Welt gesetzt, um Armesündergesichter zum Ergötzen des Pöbels zu machen. Sie soll glänzen, strahlen, um die Schwachmüthigen zu erheben. Die Meßgewänder sind von starken Stoffen, mit Gold und Silber verbrämt, um die gebrechlichen Leiber darunter zu verbergen. Das Volk will Trost von uns, darum dürfen wir nie selbst jämmerlich scheinen.«

Ein wohlgefällig Lächeln schwebte um die Lippen des Erzbischofs. Urban mochte wissen, mit welchen Vorstellungen seine Gedanken sich beschäftigten.

»Und hätten keine andere Rücksichten mich bewogen zu schweigen,« sagte er, »so war es um dieser Protestanten willen. Wir bekämpfen sie nicht mit Gründen; nur durch die Autorität.«

»Glauben Sie mir,« fuhr der Erzbischof in seiner wohlgefälligen Stimmung fort, »es war der

erhabenste Augenblick in meinem Leben, als ich mit meinem Admiralschiffe — volle Ladung — an ihren Batterieen vor Rochelles vorüber strich. Eine Schanze, zwei Kanonenböte niedergeschmettert, rasirt in vier Minuten! So sollte die Kirche immer auftreten; das heißt wo man ihr Trotz bietet. Die Armensündergesichter, wie die Psalmisten sie jetzt zeigen, möchte man laufen lassen. Sie dienen nur als Folie zu unsrer Gloria.“

„Um so schlimmer —“ wollte Urban sagen, aber der Erzbischof fiel ihm ins Wort. Er sprach, indem er hastig auf- und abging.

„Ich weiß Alles. Sie haben sich gut vertheidigt, würdig. Ich bewundere Sie. Sie haben sich geschont, und Ihre Feinde zugleich. Ihre Person haben Sie so wenig als möglich dem Eclat ausgesetzt; sich wenig während der Zeit öffentlich gezeigt. Nur durch Advocaten gefochten, kräftig, mit entschiedener Sprache. Das hat günstig für Sie gewirkt, im Lande und bei den Parlamenten. Aber was hilft es! Hier ist nicht Ihr Platz. Sie sind in einem Orte, wo Sie keinen Anhang haben, nur Neider und Feinde. In ei-

nem Wespennest wehrt sich der Stärkste nicht, wenn er allein ist und nicht durchbricht. Das Complott, ich kenne es, ist zu verschlungen, zu stark. Sie müssen fort. Ich will Sie in andere, bessere Pfründen versetzen. Das ist mein Wille, Herr Grandier.“

Der Priester warf sich dem gnädigen Prälaten nicht zu Füßen, wie dieser vielleicht erwartet, er neigte sich nicht einmal: „Und mein Stolz ist es, hier zu bleiben.“

„Das ist Stolz!“ sagte der Erzbischof, der sich wieder gesetzt hatte, und blickte Urban aufmerksam an, doch ohne Zeichen des Unwillens.

„Und vielleicht Pflicht, gnädigster Herr. Was würden meine Feinde sagen, nachdem ich mit Ehren und durch Ihre Gnade über ihre Ränke gesiegt, wenn ich das Schlachtfeld verließe, und irgendwo ein Asyl suchte!“

„Kein Asyl,“ sagte der Erzbischof. „Lassen Sie es meine Sorge sein, Ihnen eine Stellung von Einfluß und Ehren zu verschaffen.“

„Und hier ließe ich meine Ehre zurück. Gnädigster Herr, ich bin stolz auf diese Ehre, die ich

mir selbst errungen. Es sind meine Batterieen von Rochelles; entschuldigen Sie das Gleichniß. Ich sehe aus meinem Fenster die zerschmetterten Schanzen und Kanonenböte, und gönnen Sie mir die Freude daran. Ohne Siegesjubel, ohne die Kraft des Bewußtseins lebt sich schlecht auf dieser Erde. Und wir leben nur ein Mal, und das Siegen ist schwer."

"Ich verarge Ihnen diese Wollust nicht. Aber nach einem Siege in die Vergessenheit fallen, ist ein drückendes Gefühl. Wie mancher Feldherr machte sich sogar lächerlich, wenn er immerfort an seinem Siege zehrte, und bei jeder Gelegenheit selbst die vergessene Erinnerung daran aufweckte! Das ist aber noch nicht das Schlimmste. Jeder Sieg weckt neue Feinde, und endlich unterliegt die Kraft des Menschen."

Urban athmete auf; der Erzbischof aber ließ ihn nicht aussprechen.

"Sie sind ein Thor! Wer hat diesmal Ihre Feinde geschlagen? Hätte ich Sie nicht längst schätzen lernen, kannte ich nicht Ihre Gesinnungen, Ihre Talente, hätte mich nicht das Aergerniß her-

gerufen, würden Sie allein Ihre Feinde überwunden haben? Antwort!«

»Gnädigster Herr, es ist auch ein süßes Gefühl, mit Ehren zu erliegen.«

»Die Wollust beneide ich Ihnen nicht. Doch darüber ist nicht streiten. Ueberlassen Sie die den Creaturen, die nicht handeln können. Die mögen Ruhm erwerben durch Leiden. Wer zur That berufen ist, begeht eine Sünde gegen den Herrn, der ihn berief, wenn er nichts thut. Ohne Beistand ist der Einzelne verloren. Sie haben jetzt, Sie hatten schon einmal meinen mächtigen Beistand. Sind Sie dessen auf alle Zeit gewiß? Macht und Ansehn wechseln schnell in diesem Lande. Weiß ich, ob, wenn eine neue Noth Sie drängt, ich dann noch die Gunst unseres Cardinals besitze; ja ob Richelieu selbst noch am Ruder ist! Der Riesenkampf mit seinen Feinden zehrt an seiner zarten Gesundheit. Sie nehmen meinen Vorschlag an.«

»Jeder Stein, den ich hier berühre, erregt mir Schmerzen, und doch ist dies Loudun mir lieb. Ich möchte, ich kann es nicht verlassen.«

Der Prälat warf einen schlauen Blick auf ihn: „Man sagt, Sie hätten etwas sehr Liebes in diesen Mauern.' Man sagt, es wäre eine sehr ernste Neigung, Sie hätten eine Schrift gegen das Cölibat verfaßt — Still, Herr Grandier, ich will weder Ihr Geheimniß, noch in Ihre canonischen Grundsätze dringen. So lange Sie diese verbergen, gehn Sie mich nichts an. Und das werden Sie, das müssen Sie — Setzen Sie sich zu mir, ich habe ernste Dinge mit Ihnen zu sprechen.“

Urban saß neben dem Prälaten, der in einen ruhigen, vertraulichen Ton überging, mit leiserer Stimme, um der möglichen Nähe eines Lauscherohrs zu begegnen.

„Schätze sind an keinen Ort gebunden, meine ich,“ sagte er lächelnd. „Man kann sie da und dorthin mit sich nehmen; vorausgesetzt, daß es mit Vorsicht und Anstand geschieht. — Hören Sie mich ruhig an. Der Cardinal geht mit einem Lieblingsplane um. Zwar hat er die Huguenotten überwunden, aber sie existiren noch. Nicht mehr gefährlich, aber als eine abgesonderte Gemein-

schaft. Er will ein einiges Frankreich, aus einem Guß, mit derselben Verfassung, mit demselben Glauben. Bekehren kann man die Reformirten nicht, aber sie mit den Katholischen verschmelzen. Ihn selbst beschäftigen andere Sorgen; aber wer ihm diese Arbeit abnähme! Sie ist schwierig, jedoch, insofern sich der Mann dazu fände, nicht unausführbar. Es käme nur darauf an, den halsstarrigen Menschen in blühender Rede den geringen Unterschied der Meinungen darzustellen. Man gäbe nach in Ausdrücken. Richelieu ist kein Fanatiker, das beweist er durch sein Bündniß mit den Schweden; man fände neue Worte für die anstößigen alten. Versprechungen, einige Belohnungen würden dem Arbeiter, um den zerrütteten Weinberg herzustellen, für die Willigen zugesagt. Und es wäre ein sehr gutes und sehr lohnendes Werk.“

„Aber ich nicht der Mann dazu.“

„Grade Sie, der die Aufmerksamkeit der Protestanten durch die Verfolgungen seiner eigenen Glaubensgenossen auf sich gelenkt hat. Ihnen würde man mit einer halben Neigung, wenn nicht

mit Vertrauen entgegen kommen. Bedenken Sie wohl —"

"Daß ich mit diesen nüchternen, dürftigen Verstandesmenschen mich nie verständigen kann," fiel Urban ein. "Man sagt, ich hasse sie. Nein. Sie sind mir aber in der Seele unangenehm. Ein Frösteln durchschüttelt mich in ihrer Gegenwart; meine wärmsten Gefühle erkalten. Müßte ich vor einer protestantischen Gemeinde predigen, würde die Inbrunst, die Seligkeit in mir vor ihren hagern Mienen, vor ihren vernünftigen Blikken erstarren. Wer nicht das Heiligste, das zu uns kam aus dem Unterirdischen, mit den Organen erfaßt, wie es unter uns trat, nicht den lebendigen Gott sieht in Fleisch und Blut, in seinen ewig lebendigen Wundern und von Himmelswonne durchströmten Traditionen; wem die Heiligen nicht winken, der Gesang der Engel die Seele nicht durchschauert, wie soll der das Unaussprechliche ergreifen, wie von ihm durchglüht werden! Was soll unsere Kirche mit ihrer Würde und Fülle, in der Glorie ihrer Tradition, ein kostbarer Teppich, an dem die Sinne von Jahrhunder-

ten wirkten, mit diesen Menschen voll Zerknirschung und bettlerischem Dünkel, denen ihr Gewissen keinen Vollgenuß erlaubt, die auch nicht den Abgeschmack der Seligkeit kennen, weil sie vor der Sinnlichkeit wie vor einer Armide fliehen, statt die schöne Zauberin in ihre Arme zu fassen und sie zu zwingen, die Sandwüste in blühende Gärten für die Seligen zu verwandeln. Nein, gnädigster Herr, nicht die in den Schooß unserer Kirche, nicht mir den Auftrag, der schon das Gezücht der Bettelmönche für überflüssig hält."

Der Erzbischof schwieg, in Gedanken vertieft. Er mochte nur den ersten Theil der Rede gehört und sich dabei überzeugt haben, daß ferneres Dringen in dieser Sache ohne Erfolg sein werde. Aber er schien nicht unzufrieden und sein Gesicht lächelte.

"Und doch dürfen solche Gaben der Kirche, dem Vaterlande nicht verloren gehen. Das sind Jämmerlichkeiten hier für Ihren Geist. Sie haben die Mittel, eine große Rolle in der Welt zu spielen. Ich will Ihnen den Durchweg brechen. Sie müssen nach Paris."

„Nach Paris?“

„Nach Paris, dem Cardinal vor Augen. Was blicken Sie mich so verwundert an? Es ist nichts Kleines, was ich mit Ihnen beabsichtige. Richelieu braucht Vertraute, die ihn verstehen und in seinem Geiste handeln.“

„Mein Gott, er hat —“

„Den Pater Joseph. Der ist gut zu politischen Verhandlungen, zu gewissen; aber nicht zu allen. Ueberdem dieser seltsame Intriguant heuchelt eine Verachtung der Welt, er kasteit sich und schläft auf einer Holzbank. Das mag gut sein zu einigem, nicht zu allem. Er braucht auch Lebemänner, die nicht allein den Schweden und Protestanten, sondern auch den Weibern gefallen. Diese sind seine gefährlichern Feinde. Er bedarf Unterhändler mit den Frauen und Töchtern der Großen, mit den Hofdamen, mit der schönen Königin selbst. An den Italiänischen Höfen, selbst im Vatican kann er den dürren, langen Pater Joseph nicht gebrauchen, er hat kluger, wohlgefälliger, schlauer Männer noth, solcher, die durch ihre Blicke regieren. Verstehen Sie mich?“

„Gnädigster Herr — ich ein Geistlicher aus der Provinz, ohne große Familie!“

„Was war Richelieu selbst! Die Du Plessis sind erst groß geworden durch ihn. Hatte er ein Auge wie Sie, eine Gestalt, die Aller Blicke auf sich zieht? Er mußte sich schlängeln und winden; bei allen denen gekrümmten Rückens an der Thüre stehen, die er jetzt beherrscht, die in der Bastille schmachten, die er außer Landes verwiesen. Selbst die Königin Mutter, Marie von Medici, die ihn hob, schützte, groß machte, selbst sie zittert vor ihm, und er wirft ihr Almosen zu. Lockt Sie das nicht, Herr Grandier? — Noch mehr, Richelieu kränkelt, sein rastlos thätiger Geist verzehrt seinen Körper, wer wird sein Nachfolger? Der König kann nicht regieren. Er braucht einen starken und gewandten Geist. Wehe Frankreich, wenn ein Schwächling ans Ruder käme. Seine Größe, seine Riesenplane lägen zertrümmert.“

„Gnädigster Herr, ich sähe den Würdigsten vor mir.“

„Nichts von mir. Ich kenne mich. Die Hofluft ist nicht für mein heftiges Temperament.

Ich hätte früher anfangen müssen. Auch da vielleicht nicht. An mir ist ein Soldat verloren. In meinem Sprengel, auf der See will ich regieren. Ich hätte nie gelernt den Rücken so lange bücken wie der ehemalige Prior von Coussai. Es gehört Verstellung dazu, so wie Sie jetzt, Herr Grandier, vor mir sich verstellen, und doch leuchten Ihre Augen, doch hebt sich Ihre Brust vor Verlangen. Sie verbergen es mir nicht. Sie wären nicht, den ich in Ihnen vermuthe, wenn nicht ein wohlthätiger Ehrgeiz in Ihrer Brust sich regte."

Urban wollte sprechen, der Erzbischof verhinderte ihn.

"Noch eins. Richelieu ist in der Nothwendigkeit, einen Stellvertreter, einen Nachfolger sich aufzuziehen. Der Mazarini ist ihm zur Hand. Ich hasse diese Italiäner. Frankreich soll nur durch Franzosen regiert werden. Also, Herr Grandier, erwägen Sie wohl die Pflichten, welche Sie rufen. Die erste — Sie selbst. Ihr Ehrgeiz muß Sie treiben, Sie sind ein Mensch wie wir Alle. Die zweite — das Vaterland. Die dritte — die Dankbarkeit. Es sollte mir gefallen, wenn

Frankreich durch mich einen Regenten erhielte. Im Uebrigen ist Alles vorbereitet. Richelieu ist neugierig auf den Geheimschreiber, von dem ich ihm gemeldet. Nur Ihren Namen weiß er noch nicht. Ich denke statt des Namens sende ich Sie selbst.“

Man sah Urban Grandier zum ersten Male zittern. Er biß sich in die Lippen, sein Gesicht wurde blaß und er strich mit der Hand über die Stirn.

„Schwelgen Sie schon beim Gedanken,“ lächelte der Erzbischof, „wie Sie Ihre Verfolger hier in die Bastille schicken werden?“

„Gnädigster Herr! Ein Etwas, ein unbedeutender Vorfall — den ich Ihnen mittheilen muß. Als der Cardinal noch Prior in Coussai war, geriethen wir über den Vortritt bei einem feierlichen Aufzuge in Streit.“

„Und Sie ließen ihn doch vorangehn?“ fragte rasch der Prälat.

„Ich war im Rechte.“

„Aber Sie l i e ß e n ihn voraufgehen!“

„Ich stieß ihn mit dem Ellenbogen zurück.“

Der Erzbischof fuhr einen Schritt zurück. Jetzt war es sein Gesicht, das erblaßte: „Unglückseliger Mensch, und er kennt Sie!“

„Er wird mich nicht vergessen haben.“

„So vergessen Sie sich selbst. Das ist das einzige, beste, was ich Ihnen rathen kann. Fliehen Sie, verbergen sich irgendwo, vielleicht daß ich Ihnen, — daß Sie an der lothringischen Gränze in einem Winkel eine Pfarre finden. Mich nennen Sie nicht als Ihren Gönner. Und von Allem, was wir sprachen, da rechne ich auf Ihre Verschwiegenheit — um der Freundlichkeit willen, Herr Grandier, die ich Ihnen bewies. Darauf Ihren Handschlag?“

Der Priester gab dem Erzbischof die Hand. Als dieser ging, richtete sich Urban leuchtenden Blickes auf. Er schien um einen Kopf größer, er der Kirchenfürst und jener der dienende Priester, als Herr von Escoubleau durch die Thüre noch einmal forschend und halb bittend zu ihm blickte.

„Ich werde nicht fliehen,“ sprach Urban vor sich.

An diesem Tage gingen viele Leute im Barot'schen Hause ein und aus, und doch war es still. Man flüsterte nur in den Winkeln. Am verdrießlichsten sah der Präsident aus, der ein heftiges Zwiegespräch mit seinem Neffen Mignon in seinem Cabinet gehabt. Der Canonicus war ein Anderer geworden. Die schlauen Blicke aus den süßen Augen, die hin und her züngelten und dann still vergnügt auf den glänzenden, vollen Backen ruhten, waren verschwunden. Er schlug sie nieder. Wange und Stirn waren blaß mit aschgrauer Schattirung, er verbiß die Lippen. Trinquant und Menuau zuckten die Achseln, wenn er ihrem stillen Zwiegespräch näher trat. Duthibaut hatte sich verleugnen lassen, als man ihn besuchte. Das einzige heitere Gesicht in dieser allgemeinen Verstimmung war das des jungen Herrn von Senanges, der hinter Madeleinens Sessel stand und ihre Arbeit bewunderte. Auch sie lächelte zu seinen Galanterieen, die wie heitere Schneeflocken in den allgemeinen Frost fielen. Der junge Laubardemont saß vor ihr. Er sprach we-

nig, aber seine Blicke ruhten auf ihr, wie die eines Drachen, der seinen Schatz behütet.

„Mein Gott!“ rief sie. „Herr von Laubardemont, Sie zerpflücken ja Ihre schönen Manschetten.“

„Pah!“ rief er und riß die kostbaren Brüsseler Spitzen vom Aermel und warf sie weg. Sie fielen auf Senanges Schuh. „Lumpen zu einem Hufen!“

Laubardemont sprang auf und ging. Madeleine ergriff ängstlich seine Hand.

„Herr von Laubardemont! Sie versprechen mir — wir müssen noch ein Mal mit einander reden. Sie versprechen mir nichts zu thun, nichts zu unternehmen, bis wir uns gesprochen haben.“

„Wann?“

„Morgen.“

„Ich bin morgen früh bei Ihnen.“

Ohne die Andern eines Blickes zu würdigen, nur mit einer flüchtigen Kopfneignng gegen den Präsidenten, wollte er hinaus. Aber Barot faßte seine Hand heftig und schüttelte sie mit seinen beiden.

„Sie thun mir das nicht an. Meine herzlichsten, herzlichsten Wünsche für Ihr Wohlergehn.“

„Ich gehe nach Paris,“ sprach der Präsident, und warf sich wieder mit einem tiefen Athemzuge in den Armstuhl.

„Doch nicht eher,“ sagte Mignon mit einem bittern Lächeln, „als bis die Pulvergeschichte abgethan ist. Man könnte sonst —“

Der Präsident preßte krampfhaft mit beiden Händen die Armlehne: „Unsinniger! Nun kommt die Bescheerung.“

„Ja, der Staatsrath Laubardemont kommt.“

„Und findet seine Cousine Belfiel —“

„Die Teufel sind fort.“

„Aber ihr Gestank blieb. Das Kloster, seine Jungfrauen, der Gegenstand des Spottes und Gelächters. Wir der Ränke bezüchtigt. Ein vornehmer, rachsüchtiger Mann, des Cardinals Günstling, in seiner Familie beschimpft! O das ist ein Werk des Teufels werth!“

„An dessen unmittelbares Wirken hierbei auch kein Vernünftiger zweifeln kann, mein Oheim.

Aber daß er so stark, so furchtbar stark ist, daß er mitten in unsrer Familie sein Ohr, sein Auge haben muß, das dürfte uns nur zu noch größerer Kraftanstrengung anspornen.«

Mit einem wüthenden Blicke sprang Barot auf: »Ich glaube, Du rasest. Kein Wort mehr davon, oder —«

»Bis die Zeit gekommen ist,« sagte Mignon zu den Andern, als der Präsident hinaus war.

»Sie geben die Hoffnung noch nicht auf?«

»Bin ich schon todt,« entgegnete der Canonicus. »Wodurch mißlang es? Kann nicht das Ungefähr auch ein Mal zu unsern Gunsten spielen! Wie ein Freund ihm unerwartet kam, kann nicht unerwartet ein Feind ihm aufstehen! Jetzt müssen wir schweigen, unsere ermatteten Sinne durch Ruhe stärken, aber in der Ruhe nicht unthätig bleiben.«

Als Madeleine mit Senanges allein war, ergriff sie plötzlich dessen beide Hände, und ein unaussprechlich freundlicher, seelenvoller Blick strahlte in sein Auge: »Gott lohne es Ihnen.«

„Könnte ich alle Sorgen von Ihrer schönen Stirn verbannen.“

Sie seufzte: „Ich meinte, die Ritterzeit wäre vorüber, und Sie beweisen mir, mein Freund, daß der zarteste, edelste Ritterdienst erst anfängt.“

„Schöne Madeleine, ich habe eine seltsame Bitte. Aber seltsam ist ja unser ganzes Verhältniß.“

„Sie ist im Voraus gewährt.“

„Erlauben Sie mir diese Nacht, in einem Winkel Ihres Hauses verborgen, in Ihrer Nähe zu wachen.“

„Bei den Allerheiligsten, ich verstehe Sie nicht.“

„Sahen Sie seinen Blick, beim Abschied?“

„Laubardemonts?“

„Er spie Feuerflammen.“

„Sie dürfen ihm nicht begegnen, um Gottes willen nicht, lieber Senanges, bis ich ihn sprach. Er kommt morgen früh zu mir. Bis da —“

„Ist eine dunkle, stürmische Decembernacht. Sie wohnen allein, in dem abgelegenen Thurme.

Sein Blick galt nicht mir, mich verachtet er, er galt Ihnen. Es lauerte die wüsteste, wildeste Begier darin. Denken Sie an die unglückliche Marie Caillé."

Madeleine war nur einen Augenblick betroffen: "Sie irren sich, Herr von Senanges; er ist wild, aber das wagt er nicht — er wagt es nicht gegen mich. Sein Sie unbesorgt, ganz unbesorgt um mich. Ich fürchte nur eins, ein unglückliches Zusammentreffen zwischen Ihnen und ihm. Ich beschwöre Sie, vermeiden Sie das, meinetwillen thun Sie es, daß nicht eine doppelte, eine Blutschuld auf mir laste."

"Sie haben über mich zu gebieten," sagte der junge Mann, seinen Mantel um sich schlingend, und verneigte sich.

"Nein, so nicht!" rief sie ihm nacheilend. "Ihre Hand darauf, Senanges, Sie gehen, fort in Ihre Wohnung, in die entfernteste Stadt. Schwören Sie mir, unter keinem Vorwande, schwören Sie bei Allem, was einem Protestanten heilig ist, daß Sie nicht in meinem Hause, nicht in der Nähe wachen wollen. Mein Ruf, meine

Seligkeit hängt davon ab. Beim allmächtigen Gott, Herr von Senanges, ich will mich selbst beschützen.«

Verwundert über ihre Heftigkeit reichte er ihr die Hand: »Dies wird genügen, Madeleine. Möchten Sie es nicht bereuen!«

Die Nacht des drei und zwanzigsten Decembers war dunkel und stürmisch. Die Fensterscheiben klirrten, von den Dächern prasselten die Ziegel, und der Wind, der sich in den Höfen wie in einem Sacke fing, rüttelte in den alten Baulichkeiten und brach heulend in die leeren, hohen Dachböden, wo er in gräßlichen Lauten raste. Selbst die festen Mauern, welche Madeleinens Thurm umschlossen, schienen zu beben, und der feine Luftzug, der durch die Fenster drang, ließ die Kerzen auf dem Silberleuchter flackern. Auch das Feuer im Kamin brannte unruhig.

Madeleine schien gedankenlos auf das Buch

zu starren, das sie in der Hand hielt. Ihr Kammermädchen trat mehrmals ein, um nach dem Feuer, oder nach dem Fenster zu sehen, das nach den Gärten hinaus ging. Besorgte Blicke warf sie dabei auf ihre Herrin.

„Der Sturm wird immer schrecklicher,“ sagte sie, und hatte dabei das Fenster leise geöffnet.

Madeleine sah sie mit einem lächelnden Blicke an; aber es war ein eigenes Lächeln; ein Lächeln der Angst oder der Seligkeit. Sie sprach kein Wort, sie winkte ihr zu gehen. Aber als Clementine hinaus war, warf sie das Buch fort, und eilte selbst ans Fenster. Sie bog den Leib heraus, sie fühlte die Stärke des Windes, sie faßte das Weingeländer, das, bis zum Fenster ragend, von ihm geschüttelt wurde. Wie voll Angst, in plötzlichem Entschluß, lief sie nach dem Tisch, und wollte die Kerzen auslöschen. Aber noch einmal lief sie ans Fenster, prüfte noch ein Mal, und jetzt schienen ihr die Stäbe fester; sie drückte den Fensterflügel wieder zu und warf sich vor ihrem Betpult auf die Knie. So fest hatte sie vielleicht

nie die Hände gedrückt, so voll inbrünstigem Gebet nie vor der Himmelskönigin gelegen.

Der Sturm übertönte das Geräusch, welches ein Mann machte, der jetzt in Brusthöhe vor dem Fenster schwebte; er war auf dem Spalier hinaufgeklettert. Er drückte leise das nicht verriegelte Fenster auf, und nachdem er sich vorsichtig im Zimmer umgeschaut, faßte sein Knie auf der Brüstung Platz, und mit geschickter und rascher Bewegung stand der Ritter gebückt in der Fensternische und war mit einem leichten Satze im Zimmer. Ein Ritter war es von der schönsten Gestalt, und im schönsten Mannesalter. Der dunkelseidene Mantel verbarg nicht die feine, modische Tracht, den verbrämten Rock, die geschlitzten kurzen Beinkleider, mit Bändern und Schleifen um das Knie befestigt, die seidenen Strümpfe und die Schuh mit bunten Rosetten geschmückt. Der Degen hing schlank und zierlich an seiner Seite; eine breite feine Halskrause von dem edel gebauten Halse über die Schultern. Nur der Bart fehlte um seine Lippen und der Federhut auf dem Kopfe.

Wahrscheinlich hatte der Wind ihm denselben beim Heraufklettern fortgerissen.

So leise er beim Sprunge den Boden berührte, dies hatte Madeleine gehört. Sie war aufgesprungen. Ein ersterbender Schrei der Freude, ein Ach! ein Erröthen und ein Erblassen, als der Ritter auf sie zueilte, und sie lag sprachlos in seinen Armen. Clementine hatte leise die Thür geöffnet, sie drückte sie bescheiden wieder zu, um nicht Zeugin von dem zu werden, was kein Mund wieder erzählt, keine Feder beschreibt.

Die Glücklichen mußten sich lange nicht gesehen haben, denn immer und immer wieder rissen sie sich aus der Umarmung und betrachteten sich, einer den andern, mit stummen, seligen Blicken, und fanden nicht Worte, nur Küsse.

„Mein holdes, herrliches, göttliches Weib!“ rief endlich der Ritter.

„Mein — Gatte!“ sprach sie und verstummte wieder, in sein Anschaun versunken. Sie war immer schön, eine blasse, reizende Schönheit; aber von der Gluth, die jetzt ihre Wangen röthete, von dem dunkeln, feurigen Strahl ihres Auges,

wie ihr Busen sich hob und senkte, mit neuem Reize die schlanke, liebliche Gestalt anhauchend, hatte nie ein Auge, wenn sie in allem Schmuck der geselligen Festlichkeit prangte, etwas erblickt.

„Arme Könige!“ sprach er, „was können sie bieten für solchen Augenblick! Den erlebt zu haben, o Madeleine, was vermögen alle Schmerzen der Welt um den Genuß zu vergällen!“

„Immer Dein altes Thema, böser Mann. Wir werden ihn noch oft erleben.“

„Den, Madeleine? Nein! Wir pflücken die Blüthen der Zeit. Sie blühen mannigfach, aber jede hat eine andere Farbe, einen andern Hauch und Duft. Wie, oder willst Du, böses Weib, daß ich wieder, Wochen, Monate lang, von Dir getrennt, im Kerker schmachten, ich nach Dir, Du nach mir sich bangen soll, um dieselbe Empfindung noch ein Mal zu genießen? Und dann wäre sie doch eine andere, wie diese eine andere ist, als jene, wo ich aus Poitiers zurückkam.“

„Du bist frei, Urban, frei! O göttliche Freiheit, und in alle Deine Ehren eingesetzt;

Deine Feinde liegen beschämt, vernichtet zu Deinen Füßen. O glückselige Zukunft!«

»Fordere sie nicht heraus, Madeleine. Die Zukunft! Was ist die Zukunft? — Wir leben für den Augenblick, was wir so leben nennen. Die Pulse, die in uns schlagen, die Lust, die uns berauscht, die wissen nichts von dem, was kommt. Wir jubeln und klagen nach den ewigen Naturgesetzen nur mit dem Athem, der uns jetzt entströmt. Wie bang, wie schmerzlich, wie schrillend vor Entzücken diese Athemzüge in einer Zeit, die wir nicht kennen, sehen, messen, sein werden, das gehört der Berechnung an. Pfui, Berechnung! Die Liebe berechnet nicht, sie schlürft in gierigen Zügen die Wonne, die der Herr ihr schenkte.«

Liebende und Gatten, die ein grausames Geschick lange Zeit trennte, und die Zeit, der Raum, die Gefängnißwände vermehrten nur ihre Liebe, sie haben sich viel zu sagen, zu fragen; sie springen von einem Gegenstande, von einer Seligkeit, von einer Furcht zur andern über. Es ist nicht an uns, den wilden Bergstrom ihres Gespräches von Satz zu Satz zu verfolgen.

„O wann, wann, Urban!“ rief das glückliche Weib. „Werden wir nie ganz glücklich werden! Mir ists, als trüg ich ein Mieder mit Stecknadeln. Daß ich, den Schleier des Geheimnisses, die Bande der Verstellung zerreißend, stolz, selig vor aller Welt ausrufen könnte: mich hat er gewürdigt, ich bin sein Weib!“

„Würdest Du glücklicher sein! O lästre nicht das süße Geheimniß. Es gießt Oel ins Feuer. Der Schleier der Nacht, die Seligkeit der Erwartung, das Herzpochen, die Angst, der kurze Genuß, die Bangigkeit der Trennung, der Wonneschmerz des Abschieds, das sind die Geister, welche um unsere Liebe einen süßen Zauber breiten. Dann schüren sie an die Pein, die Angst der Verstellung —“

„O sie verzehren mich!“

„Madeleine! Wir werden Alle verzehrt, nur früher, nur später; der von Leidenschaft, der vom Ehrgeiz, der von der Herrschsucht. Wen achtest Du glücklicher, unsern blassen, knabenhaften König, der ohne Begier und Streben, mit seinen Lebenstagen geizt, ohne Lust, ohne Schmerz; oder Riche-

lieu, der täglich über seine großen Plane Jahre seines Lebens verzehrt? Er schwelgt. Ich könnte ihn beneiden! Nein, ich beneide ihn nicht, ich habe Dich. O der seligen Lust, wenn der Tag sich neigt, wenn die Giebel immer längere Schatten werfen; wie verwünsch ich den Mond, wie blick ich mit Verdruß auf die Sterne, wenn sie zu hell strahlen; wie heiß ich den Sturm und die Wolken willkommen, die dichten, klatschenden Regengüsse, die meine Tritte nicht wiederhallen lassen. Es ist ein Spaziergang wie am schönen Maienabend. Dies leichte, schöne Ritterkleid giebt mir Flügel."

"Hast Du auch den Harnisch um? — Nein, Du hast ihn wieder fortgelassen, Urban. Das ist unrecht von Dir. Du hattest es mir so gewiß versprochen. Auch Margot hast Du es versprochen —" Sie senkte leicht erröthend ihre Augenwimpern.

"Ich sterbe von keinem Barbiermesser!" lächelte Urban. "Wenn ich sterben muß, ich fühl es, werde ich leuchtender von dieser Welt scheiden. Danach war mein Leben. — Sieh, auch der Gedanke,

daß an der Ecke eine verhüllte Gestalt auf mich lauern kann, daß ein Messer unterm Mantel gezückt ist, erhöht die Lust, die ich empfinde, wenn ich am Spalier, an dem alten Mauersims zu Dir heraufklettere.“

„Und Du wärst weniger glücklich, Urban, wenn Du auf offner Straße, bei hellem Tageslicht zu Deinem Weibe kommen dürftest.“

Er hielt ihre Hand gefaßt und blickte sie ernst an.

„Ich sollte Dich täuschen, und antworten: ich wäre eben so selig. Nein, Madeleine, Du bist der Wahrheit würdig. Wozu mischte der Schöpfer Schmerz, Bangigkeit und Unglück in dies kurze Leben, als um die Wollust der glücklichen Stunden zu erhöhen? Ein süßer, stiller Fluß ungetrübter Glückseligkeit ist nur ein schöner Gedanke. Er schenkte uns von seinem Götterwein, von dem Rausche, um den es sich lohnt, die Qualen der Welt ertragen.“

„Urban, Du bist ein Christ.“

„Und ein Priester des Glaubens, dessen göttlicher Verkünder in Qualen starb, wie wir mit der

Zunge dieser Erde sprechen. Die Engel singen anders. Er starb in Himmelsseligkeit. Was wollen die Dornen und Nägel und Lanzenspitzen gegen den Rausch, der seine Seele entzückte, gegen das Wonnegefühl, er hatte gesiegt, der Gottessohn, die Erde lag erobert zu seinen Füßen, das Menschengeschlecht war durch ihn errettet. Sein brechendes Auge strahlte anders, als die armseligen Künstler es sich gedacht, die in des Gottes Züge die Verzückung ihres eignen kleinen, jämmerlichen Erdenschmerzes legten. Sein Todesstöhnen war ein Posaunenstoß des Triumphs, den zu fassen, den wieder zu empfinden, auch die reichsten Sinne zu arm sind.“

„Immer wieder das, Urban! So kurz sind unsere Augenblicke, was mußt Du grade da in so schrecklichen Gedanken schwelgen!“

„Du hast Recht, und doch auch nicht Recht, Geliebte. Die Visionen erschrecken mich nicht. Die höchste Lust trägt ihre Vernichtung in sich, und Wollust und Schmerz sind Zwillingsschwestern.“

„O Du bist nicht glücklich, Urban!“

„Selig, über alle Seligkeiten, die die Erde bietet, selig, wenn Deine Brust an meiner schlägt, wenn der Glanz aus Deinem Auge in meines dringt, der Hauch aus Deinen Lippen mit meinem Athem sich mischt. Mein treues, herrliches Weib, so wonneselig, daß die Phantasie nur noch Schrekken malen kann, denn noch mehr Entzückungen zu denken, ist sie unfähig.“

„Urban — ich habe keinen Panzer um.“

„Wenn die Decke einstürzte, der Sturm diese festen Mauern umrisse, wären Deine Küsse darum minder süß, Deines Busens Schläge gegen das schwache Mieder weniger wonnig? — Täuschung! ein leeres Wort! Täusche ich Dich, täuschest Du mich, jetzt wo Deine Lippe an meiner bebt, weil ich weiß, daß in so und so viel Jahren diese schwellenden Lippen Staub und Moder sind, und ein Schädel den Schädel angrinst? Sieh dort jene Venus, die aus dem Meere steigt. Es ist Deine Gestalt. Wenn ich sie lange ansehe, möchte ich hinspringen, ihre Knie umfassen und den Schaum des Meeres von ihren schönen Füßen küssen. Weil ich weiß, daß es nur grobe Lein-

wand ist, ausgespannt in einem goldenen Rahmen, ist darum mein Entzücken eine Täuschung? So läßt der Schöpfer zu unserm Wohl eine Täuschung der andern folgen. Wer die Zauberbilder von sich weist, mit klügelndem Verstande nur die graue, leere Wand sieht, an der sie vorüber gaukeln, versündigt sich an ihm. Wie ein Selbstmörder tödtet er seine Lust, des Herrn Gabe, wie sie für unsre unvollkommene Natur paßte.«

»Ach Urban, lieber theurer Mann, die grauen, leeren Wände Deines Kerkers, in denen Du schmachtetest!«

»Sie waren nicht grau und leer. So deutlich wie ich dort die Venus sehe, sah ich Dich. Da war kein Fleck der Wand, wo ich Dich nicht hinmalte. Da, wo ich Dich zum ersten Male sah, und Du wurdest blutroth und senktest das Kinn auf die Brust und ich fühlte Dein unsichtbares Zittern. Da, der erste, selige Moment, im stillen Erkerstübchen, die Nachtigall schlug draußen, die warmen Lüfte spielten durch den Nußbaum, wo Du widerstandlos in meinen Arm sankst. Ich steckte meinen Ring auf Deinen Fin-

ger. Der große Dom des Himmels war das Kirchengewölbe, die Heiligen sangen den Brautgesang, die Millionen Sterne waren Zeugen, sie hörten Deinen und meinen Schwur der ewigen Treue. — Der Wärter klopfte einen Nagel in die Wand, weißt Du, woran ich dabei dachte? An damals, als Du den großen Nagel am Fenster draußen einschlagen ließest. Du standest selbst dabei und fühltest und rütteltest ihn mit Deinen zarten Fingern und der Schlosser konnte ihn nicht fest genug eintreiben. Er schüttelte den Kopf und meinte, es könnten zehn Zeisigbauer daran hängen. Ach, rief Dein Mädchen, das gnädige Fräulein hat ihren Zeisig gar zu lieb. Du lächeltest verschämt und wandtest den Kopf ab. Ich sprang hinzu und fühlte, und erklärte, er sei fest genug.

„O solche Verstellung!“

„Nur der Gang der Natur. Die Taube fliegt in ihr Nest, die Schlange kriecht, wär ich ein Wurm, ich wäre die glatte Mauer hinaufgeklettert. Nun bin ich nur ein Mensch, dessen Gedanken freilich fliegen, wenn sie zu Dir wollen,

aber den schweren Körper hätten sie nicht von der letzten Sprosse bis ins Fenster getragen ohne den Nagel, an den ich mich halten konnte."

"Ach wie Du auch an das Kleinste denkst."

"Erinnerungen sind das Glück des Lebens."

Es lagen aber auch trübe Erinnerungen hinter ihnen; denn sie saßen Arm in Arm, Hand in Hand mit ernsten Blicken, mit gesenkten Mienen, nachdem der erste Wonnerausch des Wiederfindens mit gierigen Zügen ausgeschlürft war. Was sie ihm berichtete von dem Haß und den Ränken ihrer Familie, schien er gleichgültig anzuhören; aber als er von dem Erzbischof sprach und was ihm der Prälat geboten, leuchtete ihr Auge auf, sie verschlang die Worte, bis eines ihre Hoffnung niederschlug.

Sie bedeckte ihre Augen: "Urban, Du thatst es meinetwegen. Ist das recht?"

"Um was ich es gethan, ich weiß, was ich that!"

"Das war ein erstes Ablehnen, ein Vorschlag, auf den man später zurückkommt? Nicht? Geliebter, was könnte ein größeres Glück für

mich sein, als den theuren Gatten sicher, von seinen unversöhnlichen Feinden entfernt, in hohen Ehren zu wissen. O Urban, Dich, vielleicht Cardinal, Regent von Frankreich — Bedenke meine Freude! Ich könnte auch nach Paris; mein Oheim ist längst des Willens. Dort in der volkreichen Stadt ist das Geheimniß leichter zu hüten, wir können uns öfter, ohne Gefahr sehen. — O, und muß es denn ein Geheimniß bleiben! Wenn Du so mächtig bist, ein zweiter Richelieu, der beugt ja auch das Gesetz, er macht Gesetze, denen der Clerus, so unwillig er ist, sich fügen muß. Er droht dem Papst sogar. O mein Gatte, Deine Schrift gegen das Cölibat —"

"Bleibt beschriebenes Papier," unterbrach er sie aufstehend. "Sie gäbe meinen Feinden nur neue Macht. Das wäre nichts. Ein Held bleibt nur dann ein Mann, wenn er für Mögliches kämpft. Täusche Dich nicht, vor den Richtern dieser Welt wird unsre Ehe niemals anerkannt. Ich will Dich auch in dem andern nicht täuschen. Klage nicht, es ist umsonst. Ich werde nicht Cardinal, nicht Regent, nicht Bischof, ich gehe

nicht nach Paris. Abgebrochen, zerrissen ist Alles mit dem Erzbischof. Es war der letzte Dienst, den er mir geleistet.“

Sie wandte sich mit ihrem Schmerze kämpfend ab. Doch hatte sie schnell gesiegt, bückte sich, ergriff seine Hand und küßte sie: „Der Wille meines Gatten ist mein Gesetz.“

„Gern wäre ich groß um Deinetwillen, Madeleine; nun mußt Du mit dem Urban, wie er ist, zufrieden sein.“

„Habe ich je gemurrt, je geklagt?“ sprach sie mit silberreiner Stimme. „Wärst Du mir größer im Purpur oder in der Tiera?“

Er umfaßte sie: „Du bist das herrlichste Weib, das ein Gatte auf dieser Erde finden konnte. — Widersprich nicht, denn wo fände ich eine, die dem Gatten den Leichtsinn, wie die Welt es nennt, das Schmetterlingsgelüst mit Treue vergilt.“

Sie sah ihn hell an: „Urban, nur Dir — Zauberer! Keinem Anderen.“

„In deren Armen ich von andern Wonnen sprechen kann, und Du senkst nur lächelnd die

Augenlieder, und drohst schmollend mit dem Finger, und küssest doch wieder die treulose Lippe, als wolltest Du es abbitten, daß Du neidisch warst.“

„Und nennst mir nie einen Namen, wie ich Dich auch bitte.“

„Soll ich ein doppelter Räuber sein?“

„Nein, mein Urban! Ihre Namen gehören Dir nicht. Ich war unartig, unbescheiden. Wer ist des Glückes, der Gunst so werth, die wir Schwache Dir entgegen tragen, als Du. Ich gönne es Dir! O daß ich nicht selbst so viel gewönne, daß ich — auch opfern könnte, um ärmer zu werden an Seligkeit und Dich reicher zu machen!“

Ob das Lächeln auf Urbans Lippen der Selbsttäuschung der Schwärmerin galt? Das Lächeln ging bald in ein stilles Sinnen über. Er blickte sie ernst, forschend an, und legte seine Hände auf ihre Scheitel:

„Eine ernsthafte Frage, Madeleine! Meine Aussichten, mein Glück habe ich von mir gestoßen. Hier blühen nur Dornen für mich. Meine Feinde

versöhnen sich niemals mit mir. Ich weiß mehr als Du mir sagen könntest von ihrer unversöhnlichen Wuth. Mehr noch, ich kenne ihren Character. Was wäre Mignon, wenn die Intrigue seinem erschöpften Geist nicht immer neue Nahrung reichte. Sie müssen mich vernichten, sonst sind sie selbst in der Achtung vernichtet. Ich fürchte sie nicht die harten Kämpfe, die mir drohen. Gern stände ich ihnen als Mann, aber wenn meine Gattin dem Schmerz erläge, ich weiß nicht, ob ich Mann bliebe. Madeleine, ich gehe ungern vom Kampfplatz, auf dem ich in Ehren keinen Fußbreit wich, doch um Dich auch Flucht, bei Nacht und Nebel, wohin es sei! Liebe fesselt mich nicht mehr an dies Frankreich; es ward ein ödes Land für mich. In der andern Welt über dem Ocean haben die Engländer in den Urwäldern Colonieen gegründet. Ihre vertriebenen Sekten haben sich dahin geflüchtet; auch unsre Kirche wird dort stark. Es soll lieblich wohnen sein und Friede unter dem Rauschen der Riesenbäume, die vom Paradiese sprechen, und ihre Wurzeln haben Kunde von der Schöpfung. Das Thier der Wild-

niß naht sich noch zutrauenvoll dem Menschen, und in den tausend Stimmen des Waldes und der Lüfte verstummt der Wahn. Der Haß von hier stirbt auf den Wogen des Oceans. Wir sind dort frei, sicher, glücklich. Willst Du? Wir fliehen, je schneller um so besser, nach einem Hafen in der Bretagne. Schiffe tragen uns nach England, von England nach Amerika.«

Madeleine hatte mit Entzücken dem Redner zugehört. Ihre Wangen rötheten sich, ihr Auge strahlte:

»Urban! In einer Hütte dort mit Dir, am stillen Heerde ich Deine Pflegerin, und Du gehst nicht aus mit einer Larve unter Deine Feinde, und ich brauche nicht zu zittern, nicht zu heucheln. Kein Geheimniß in der großen Natur, die allen Menschen die Liebe gönnte. Die Liebe schuf uns ja. Die allmächtige Himmelskönigin wird auch dort gnädig auf uns herabsehn. Was ist mir Frankreich! Nichts. Für mich ist es hier leerer, ausgestorbener, als Dir.«

Sie lehnte sich an seine Brust, sie barg ihr glühendes Gesicht, ihre fibernden Pulse an seinem

Herzen, aber sein Herz schlug ruhig, der Widerdruck seines Armes war schwach. Seine Stimme klang ihr fremd.

„Du willst es, und es ist beschlossen. Unsre Namen lassen wir den Tigern hier zurück. Sie mögen sie zerfleischen.“

Er machte sie sanft von sich los.

„Deinen Namen, Urban! Ich dachte nicht an Deinen Namen.“

„In den Urwäldern braucht der Mensch keinen Namen.“

„Aber Dein Name klang herrlich! Maria Josef! Das habe ich nicht bedacht. Du hast ihn nicht geerbt, er ist Dein Werk, Dein schönes Werk.“

„Ich war stolz darauf. Es ist hin.“

Eine stumme Pause trat ein, auch der Sturm draußen schwieg. Urban saß in einem Sessel. Seine Augen suchten nicht das geliebte Weib, sie waren auf die Diele geheftet. Sie kämpfte einen zweiten Kampf und hatte ein zweites Mal gesiegt. Sie kniete zu seinen Füßen nieder und

legte ihr Haupt in seinen Schooß. Es war ohne Leidenschaft, als sie sprach:

„Urban, ich gehe nicht nach Amerika. Ich habe Muth hier zu bleiben. Du warst mein Abelard, ich will nicht schlechter sein als Heloise. Damals, als es noch möglich war, daß ein Priester heirathete, schlug sie die Ehe mit ihm standhaft aus, sie opferte ihre Ehre der Liebe für seinen Ruhm. Widersprich nicht, Geliebter; das Opfer ist nicht so groß. Es ist mein fester Wille, mein weiblicher Stolz. Madeleine von Brou kann das Urtheil der Welt verachten, aber nimmermehr einen Gatten lieben, von dem seine Feinde sagen, er sei aus Furcht vor ihren gerechten Anklagen entflohen. Es wäre mein Tod, Urban, wenn in die Wälder drüben ihr Hohngelächter schallte. Ich liebe nicht allein in Dir den schönen, herrlichen Mann, schön und kräftig sind viele, Deinen edlen, freien Geist, Deine Worte, Deine Thaten, Deinen Ruf, darauf bin ich eitel. Nimmermehr darf ich das vernichtet sehn, was mich stolz macht. Du bleibst, Du zeigst Deinen Feinden die Stirn. Ringe mit ihnen. Jeder

Sieg wird mich entzücken, mit Seligkeit berauschen, und wenn Du unterliegst, Urban, ich werde doch stolz sein. Es ist beschlossen; ich habe auch gesiegt.«

Er antwortete nicht, er hob ihren Kopf auf und sah ihr mit immer glänzendern Blicken in das schöne Antlitz: »Heloise!« rief er endlich. »Ich habe mich in Dir getäuscht. Wohlan denn, mein Heldenweib, rüsten wir uns zum Kampfe.«

— »Was soll das, Urban!« sprach Madeleine, als er sie nach dem kleinen Betaltar in der Nische führte, auf dem ein Crucifix von Elfenbein, sauber geschnitzt und mit Gold ausgelegt, stand.

»Waffen zum Kampfe!«

»Lästre nicht. Du sollst Priester sein und nicht Zauberer.«

Er hatte das Crucifix gefaßt: »Ich bins. Hier schwöre mir den feierlichsten, heiligsten Eid, daß Du nie, gegen Niemand, nicht Freund nicht Feind, nicht Deinem Beichtvater, mag geschehen, was es sei, auch dann nicht, wenn es ein Leben zu retten gilt, — wessen Leben es sei — daß Du gegen keinen Sterblichen unsern Bund ver-

rathen, ja nur merken lassen willst, daß zwischen uns eine Vertraulichkeit herrscht. Du mußt —"

Sie trat erblassend einen Schritt zurück; eine Thräne stand in ihrem Auge: "Urban, das mir! Mißtrauen in diesem Augenblick!"

Er schüttelte den Kopf: "Mißtraun, mein Weib! Nein."

"Ist das Wort, das Deine Heloise Dir gab, nicht eben so heilig; sollte es Dir nicht heiliger sein? Habe ich es gebrochen?"

"Heilig mir, Heloise! Aber die Natur ist schwach. Wir müssen Hülfe anrufen in den höchsten Nöthen von oben. Beim allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde, ich traute Dir mehr als mir. Aber ich muß. Es ist mein Wille: schwöre!"

Zitternd legte sie den Schwur, die Finger auf das Crucifix legend, ab.

„Einst erhältst Du Rechenschaft von mir, Geliebte; ich wünschte mir, Dir, daß ich es nicht nöthig hätte.“

Sie faßte den Sinn der Worte: „Urban, wenn Du untergehst, ich überlebe nicht Deinen Fall.“

Das Crucifix war verhangen, der trübe Ernst verscheucht. Auf seinem Schooße ruhend, an seinem Halse hangend, wollte sie die Runzeln von seiner Stirn glätten. Die Runzeln verschwanden von selbst. Urban war ein Anderer geworden. So sahen wir ihn noch nicht, so hatten von tiefem Leben, von wunderbarer Heiterkeit noch nicht seine Augen geglänzt. Und seine Lippen, schön geformt, aber gewöhnlich wenn er sprach, herb und scharf, umspielte ein süßes, verführerisches

Lächeln, wenn der Strom seiner beredten Worte floß, wenn er mit ihr scherzte und aus ihren Fingern den süßen Bissen, den sie ihm vom Confektteller reichte, auffing, oder neckend den Finger ihr selbst fest hielt. Auf dem bunten Teppich des Tisches standen in lockender Anordnung, wie man es auf den Bildern der Maler aus jener Zeit sieht, Schaalen und Fruchtteller, Krystalle und Silber, und Kelche hochgefüllt mit funkelndem Weine. Sie waren selbst ein Bild aus jener Zeit, wenn sie mit verschlungenen Armen die Gläser kreuzten, und wenn jeder aus dem Glase des Andern trank, däuchte ihnen der Wein in Nektar verwandelt.

„Wir schwelgen, Urban! —“

„Noch nicht genug. Wer wie wir für den Augenblick lebt, muß seine Wonnen schlürfen in vollen Zügen —“

„Wir sind wie die Kinder —“

„Des Olymps, mein göttlich Weib. Die

Götter spielten anders als die Menschen. Noch dieses volle Glas, Lippe an Lippe —"

"Ich glühe —"

"Wir ruhen sanft nachher. Und nun noch eine Bitte."

"Unersättlicher Urban, was kannst Du noch fordern? Ich bin ja ganz arm vor Dir."

"Die Schönheit ist unerschöpflich reich, und immer neu kann sie spenden. Mein trunkenes Auge will Wunder schauen, die Göttin, die aus dem Meere steigt, ich will sie lebendig sehn. Götterfastnacht ist. Ich drücke zu das Aug', ich will nur ahnen die heilige Nähe. Das schon beseligt mich. Hebe warst Du mir, nun erscheine mir als Venus im Meeresschaume."

Sie wandte sich erröthend ab. Er lag zu ihren Füßen und umfaßte ihre Knie.

"Das ist nicht der Platz für Jupiter," flüsterte sie.

„Jupiter, ja, ich bins. Jupiter befiehlt, die Wolken sinken und die Schleier fallen.“ —

Der erste Hahn krähte in den noch dunkeln, von zerrissenen Wolken umlagerten Himmel, als der Ritter fertig gekleidet stand. Clementine ordnete vorsichtig seinen Mantel und schnallte ihm den Degengurt zu. Den Finger auf dem Mund, öffnete er noch einmal leise die Gardine und hauchte einen Kuß auf die Schläferin. Dann mit Diebesschritten nach dem Fenster gehend, öffnete er es, schwang sich hinaus, und nachdem er freundlich winkend dem Mädchen die Hand gereicht, verschwand er. Sie sah ihm einen Augenblick nach, dann drückte sie leise das Fenster zu, und blieb eine Weile, den Mund am Finger, horchend stehen.

Sie hörte deutlich einen Sprung auf die Erde, aber im selben Augenblicke ein Geräusch

und Fußtritte. Rauhe Worte schallten herauf, im nächsten Augenblicke klirrten Schwerter. Der Sturm, der wieder mächtig anhub, ließ sie nicht mehr vernehmen, aber er schlug den nur angelehnten Fensterflügel mit solcher Heftigkeit in die Stube, daß mehrere Scheiben zersplitterten.

Ein furchtbarer Schrei, das Schwertergeklirr hörte auf, ein Degen rollte klirrend fort. Madeleine war aufgefahren im Bette, geisterblaß, halb im Traume, sprang sie auf und wollte nach dem Fenster; aber Clementine kam ihr zuvor. Sie lehnte selbst sich hinaus, sie breitete ihre Arme aus und schrie: „Mein Geliebter! Mein Geliebter, wer hat Dich ermordet!“

Der Sturm hatte die Wolken fortgetrieben und das Morgengrau warf das Licht auf das warme Dunkel unten. Ein Verwundeter, brüllend und fluchend, wälzte sich am Grunde; Bewaffnete stürzten hinzu, ein Anderer, von ihnen verfolgt, sprang über eine Hecke.

Madeleine faßte krampfhaft ihren Arm, sie

zog sie zurück, nicht um selbst hinauszuschauen, die Kräfte verließen sie, sie sank zu Boden: „Er ist todt; ich hörte seinen Todesschrei!"

„Er lebt," flüsterte Clementine ihr ins Ohr, „er entfloh, unerkannt — ein Anderer —"

Die Besinnungslose hörte nicht mehr den Trost, oder faßte nicht den Sinn der Worte.

Gedruckt bei C. Feister.

Urban Grandier

oder

die Besessenen von Loudun

von

W. Alexis.

Zweiter Band.

Berlin, 1843.

Buchhandlung des Berliner Lesecabinets.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Alexis, Willibald,

Urban Grandier oder die Besessenen von Loudun

Bd.: 1

Berlin (1843)

P.o.germ. 19 uc-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104474-3